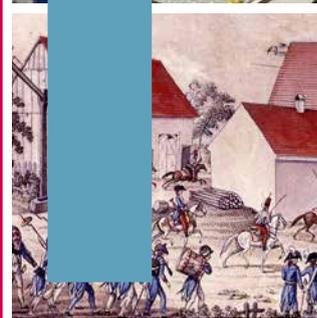
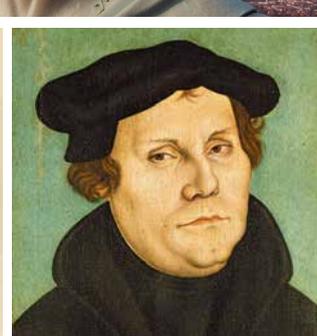
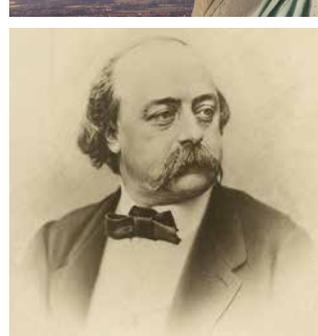
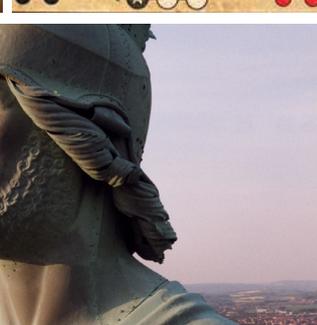
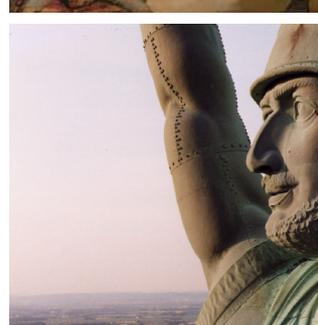
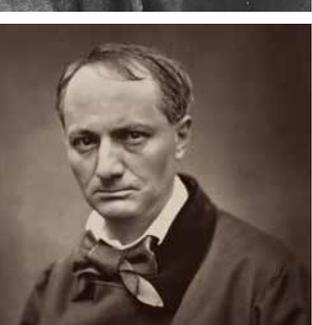
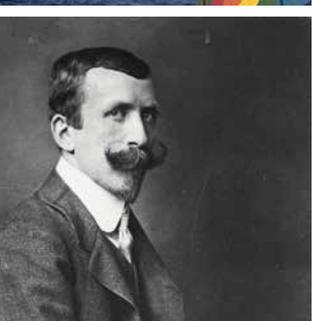


Anno 21



Das Magazin der Medienjubiläen
Institut für Kommunikationswissenschaft der Otto-Friedrich-Universität Bamberg





Vielfalt vor Ort: Die Entwicklung des privaten Rundfunks in Bayern

Herausgegeben von Markus Behmer
und Vera Katzenberger

Bamberg: Univ. of Bamberg Press, 2021
(Schriften aus der Fakultät
Geistes- und Kulturwissenschaften
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg)

ISBN: 978-3-86309-782-0

Preis: 34,00 Euro



Editorial



Liebe Leserin, lieber Leser,

wie werden wir uns in 25, in 50 Jahren an unser Heute erinnern? An diese Zeit, „wisst Ihr noch: Damals ...“, als das Daheim zum Homeoffice wurde, aufgerüstet mit Zusatzbildschirm und Aufsatzkamera, weltweit vernetzt via Zoom, Teams etc. Als uns Worte wie Inzidenz, mRNA-Vakzin und Krankenhausampel ganz geläufig wurden. Als unsere Alma Mater vorübergehend zur Fernuni mutierte und in den Kursen noch vor der Begrüßung gefragt wurde: „Hören Sie mich, bin ich zu sehen?“, uns das Hören und Sehen aber nicht verging. Als unsere Welt digitaler wurde, wir Nähe und Distanz neu entwickelten.

Nein, nicht in die Zukunft wollen wir Sie führen, nicht zur Nostalgie verführen, sondern auch diesmal, in der achten Ausgabe unseres „Magazins der Medienjubiläen“, zu einer Zeitreise einladen, in 25-Jahres-Stiefeln zurück in die Vergangenheit. In das Damals, als die Medienwelt noch (fast) ganz analog war. Ja, Pokémon gab es 1996 schon – aber noch nicht in der Straßen-Monsterfang-Version. Vom ersten Klonschaf, Dolly hieß es, erfuhr man nicht aus dem Smartphone, stand doch die Mobiltelefonie – ohne „Smart“ – erst am Anfang, sondern zum Beispiel aus der damals gerade 50 Jahre alt gewordenen *Zeit* oder dem ebenso jungen *Fränkischen Tag*. Vielleicht auch aus der *Sendung mit*

der Maus, die genau 25 älter ist als Dolly. Kommen Sie mit, stapfen Sie mit uns weiter, zum Beispiel 20 Riesenstiefel-schritte zurück, als Luther zum Reichstag nach Worms reiste, mit vielen Wagenladungen seiner Druckschriften im Gefolge. Oder als Magellan auf „seiner“ Weltumsegelung auf halbem Rundweg starb. Oder noch weitere tausend Jahre in die Vergangenheit, als Zhou Xingsi aus tausend Schriftzeichen pure Poesie schuf ...

Dolly und die Maus, Pokémon und Poesie, die *Zeit*, Magellan und hundert andere Themen: Bunt sollte sie wieder werden, unsere *Anno*-Wundertüte. Möge sie auch für Sie, manche wohlmundenden Schmankerl und auch ein paar saure Drops enthalten.

Dies und g'sund bleiben wünschen Ihnen

Markus Behmer und Vera Katzenberger

PS: Haben Sie *Anno 20* vermisst? Leider musste das Heft im Vorjahr ausfallen – auch eine Folge der Pandemie und ihrer vielen Begleiterscheinungen.

Impressum

Herausgeber: Prof. Dr. Markus Behmer
Institut für Kommunikationswissenschaft
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
An der Weberei 5
96047 Bamberg
Tel. 0951-863-2217
markus.behmer@uni-bamberg.de

Chefredakteur: Markus Behmer (v.i.S.d.P.)
Stv. Chefredakteurin: Vera Katzenberger

Schlussredaktion: Markus Behmer, Vera Katzenberger, Lea Hruschka
Leitung Layout/Grafik: Viktoria Sommermann

Druck: Safner Druck und Verlags GmbH, Priesendorf

ISSN: 2196-0364

Erscheinungsdatum: 15.12.2021
Auflage: 1.000

Anno wird großzügig gefördert von der Ludwig-Delp-Stiftung.



Foto (oben): Benjamin Herges

Titelbild: v.l.n.r.: Sebastian Kempgen; Alte Pinakothek, München; Philipp Kester; Jacques Courtois, Public Domain, Wikimedia Commons; Anke Kristina Schaefer; BLM; Public domain, Wikimedia Commons; Bayerischer Rundfunk, Sessner; Greenpeace/Alex Carvalho; SLUB / Deutsche Fotothek; Peter, Richard jun.; Jacques-Louis David, 1800; Unbekannt, Public domain, Wikimedia Commons; Paul Delaroche, 1838; CCO / Wikimedia Commons; Vitavia / CC BY-SA 4.0; Biblioteca Ambrosiana, Milano; Étienne Carjat, Public domain, Wikimedia Commons; Max Appel; Landesverband Lippe; Albrecht Dürer, 1506, Museo Thyssen-Bornemisza, Madrid; Cover Simplicissimus, 1. Jg., Nr. 37, 12.12.1896; George Hurrell; Digitale Bibliothek Gallica; Lucas Cranach der Ältere, 1529, Museum im Roselius-Haus, Bremen, Kunstsammlungen Böttcherstraße; Jules Laure, 1845



Foto: Markus Behmer

Inhalt

Ein sanierter, säkularisierter Kirchenraum ganz in weiß (mit ein paar rosa Spots) fast ohne Menschen. Bildschirme vorn, dann Kameras, ein riesiger Screen hinten. So sah sie aus, die Aula der Uni Bamberg am 14. November 2021, dem 190. Todestag Georg Friedrich Wilhelm Hegels. Erstmals fand der traditionelle Hegeltag fast ohne Publikum im Saal statt, dafür live gestreamt auf YouTube. Ein Jubiläum – mal anders.

Hegel ist kein Thema auf den nächsten gut 140 Seiten, YouTube nicht, und, versprochen, von jetzt an auch nicht mehr die Pandemie. Dafür gibt's Dichter von Baudelaire über Dostojewski und Dürrenmatt bis Zschokke, Damen wie Madame Pompadour, Lola Montez und Elena Piscopia, der Welt erste Doktorin, Medien wie *Zeit, Jugend* und die einst junge Welle Bayern 3. Auch der Reichsgründung vor 150 Jahren im Lichte der Medien wird gedacht, den Paragrafen-218-Debatten vor 50 Jahren, Volksaufständen gegen Rom vor 2.000 Jahren und und und. Aber blättern Sie doch selbst. Die Papierbühne ist geöffnet.

Editorial	3	Publik	43	Wolfgang Borchert	71	1846	104	Catharina Margaretha Linck	117	1221	137
Impressum	3	Musikstars II	44	Hans Bausch	72	William F. Cody	104	Peter I. /		Dominikus	137
Medienorte	6	„Mein 1971“	46	Paul Watzlawick	73			Alexander Selkirk	119		
1996	12	1946	47	Stanislaw Lem	74	1821	103			521	139
Das Jahr 1996	12	Nürnberger Prozesse	48	Friedrich Dürrenmatt	75	Lola Montez	103	1646	120	1000-Zeichen-Gedicht	139
Veronica Guerin	14	Lizenzpresse	50	Joseph Beuys	76	Charles Baudelaire	104	Elena L. C. Piscopia	120		
AFK	15	Die Zeit	53	Andrej Sacharow	77	Gustave Flaubert	106			121	140
Wolfgang Koeppen	16	Fränkischer Tag	55	Filmstars IV	78	Fedor M. Dostoevskii	108	1621	122	Marc Aurel	140
Sigi Sommer	17	Lord Haw Haw	57	1896	83			30-jähriger Krieg	122		
Pokemon	18	Uli Stein	58	Krüger-Depesche	83	1796	109	Johann Jakob Christoffel		21	142
Filmstars I	20	Lucky Luke	59	Nobelpreis	84	Adolph Franz Friedrich		von Grimmelshausen	124	Gallier-Aufstände	142
Musikstars I	22	Filmstars III	60	Simplicissimus	86	Ludwig Freiherr Knigge	109			Arminius	144
		Musikstars III	61	Jugend	88			1596	125		
1971	28			Filmstars V	90	1771	110	Francis Drake	125	5000 v. Chr.	146
Margaret Bourke-White	28	1921	62			Alois Senefelder	110	René Descartes	127	Papyrus	146
Iran	29	Matthias Erzberger	62	1871	92	Heinrich Zschokke	111			479 - 1946	147
Stern	30	August Scherl	64	Reichsgründung	93	Walter Scott	112	1546	128	Martin Luther	128
Greenpeace	31	Reinhard Mohn	65	Fanny Gräfin von Reventlow	94						
Sendung mit der Maus	32	Heinz Quermann	66	Heinrich Mann	95	1746	114			1521	130
Polizeiruf 110	34	Wolfgang Leonhard	67	Hildegard Wegscheider	97	Friedrich Karl		1521	130	Sebastian Brandt	130
Coco Chanel	36	Hans-Joachim		Charles Darwin	98	von Schönborn	114	Ferdinand Magellan	132		
Bayern 3	38	Kulenkampff	68	Charles Babbage	98	Francisco de Goya	115				
Coco Chanel	38	Gustava Möslert	69	Josef Friedrich Schmidt	99						
Filmstars II	40	Erich Fried	70	Lyonel Feininger	100	1721	117	1471	134	Albrecht Dürer	134
						Madame de Pompadour /					

Medienorte

Massenmedien sind mindestens potentiell ortsungebunden und damit überall verfügbar. Schon die Schriftrollen der Antike waren transportabel.

Ein Wesensmerkmal der Druckerzeugnisse der frühen Neuzeit ist gerade die Vervielfältigung – und damit der immer weitere Vertrieb über den Ereignisort und die Druckwerkstatt hinaus. Und der Rundfunk? Er funkt halt rund, begrenzt nur durch die Stärke des Senders. Weltweite Verbindung war so auch schon weit, weit vor dem World Wide Web gegeben.

Aber meist sind Medien auch mit physischen Orten verbunden. Weil sie dort lagern, dort erzeugt wurden, von dort aus ihren Weg in die Welt fanden. Manche Medien sind bis heute als Begriff mit einem Ort verbunden. Steht das Silicon Valley heute als Synonym für die Tech-Giganten der Gegenwart, so waren es oft kleinere Orte, die als „Metropolen der Mediengeschichte“ gelten können. Wir zeigen bildhaft fünf Beispiele.

Schriftrollen von Qumran

Khirbet Qumran, ein kleines arabisches Dorf nahe dem Nordwestufer des Toten Meeres – und eine archäologische Stätte: Elf Höhlen in der Wüste. Ein Beduinenjunge soll hier 1947 auf der Suche nach einer Ziege in eines der Felsenlöcher gestiegen sein. Er entdeckte tönernen Krüge; im Inneren: drei Papyrusrollen. Händler erfuhren davon, suchten das Fundgut zu verkaufen. Bald wurden Wissenschaftler darauf aufmerksam. Die Erforschung begann und in den 50er Jahren wurden mehr und mehr Schriftstücke entdeckt, über 15.000 handbeschriebene Fragmente von rund 850 Schriftrollen aus der Zeit vor allem von ca. 250 vor Christi Geburt bis 40 nach der Zeitenwende, deren Entzifferung und Erschließung Jahrzehnte dauerte. Hebräische Bibeltexte und viele andere Dokumente sind es, die authentische Einblicke ermöglichen insbesondere in die Welt der Tora und der Entwicklung der Halacha, des rechtlichen Teils der Überlieferung des Judentums. Kulturschätze der Menschheit, zwei Jahrtausende versteckt in einer wüsten Gegend, gerade mal 20 Kilometer entfernt von Jerusalem.

Foto: Klaus Bieberstein

Bibliothek von Alexandria

Alexandria, mythische Stadt an der Mündung des Nils, begründet von Alexander dem Großen im Jahr 331 vor Christus. Der Leuchtturm zählte zu den sieben Weltwundern der Antike. Mythenumrankt ist auch die Bibliothek. Die größte Sammlung von Schriftrollen der antiken Welt soll sie umfasst haben. Aber vom Gebäude, von den Beständen gibt es keinerlei Überreste. Verbrannt sollen sie sein, schon im Jahr 48 n. Chr. Oder erst im siebten Jahrhundert zerstört durch die Araber? Für beides gibt es keinerlei Belege.

Heute ist Alexandria ein Stadtmoloch mit mehr als fünf Millionen Einwohnern. Und mit einer gigantischen Bibliothek. Ein eindrucksvoller, 2002 eröffneter Neubau mit dem größten, 2.000 Arbeitsplätze umfassenden Lesesaal der Welt. So wurde aus dem antiken Mythos ein schickes, modernes Monstrum der Gelehrsamkeit.



Foto: Shivani Singh / CC BY-SA 4.0

Rorschacher Monatsschrift

Am Schweizer Bodenseeufer liegt die Kleinstadt Rorschach, eher industriell denn touristisch geprägt. Pressehistorikern ist sie ein Begriff: Im Jahr 1597 publizierte hier der Drucker Leonhard Straub mit dem Augsburger Publizisten Samuel Dilbaum eine Monatschrift. Keine Zeitschrift oder Zeitung, eher eine Chronik, aber das (abgesehen von Kalendern und halbjährlich zu Messen erscheinenden Sammlungen von Nachrichten) wohl älteste Periodikum der Welt. Annus Christi, 1597. „Historische Erzählung der fürnehmsten Geschichten und Handlungen so in diesem 1597 Jahr vast in gantzem Europa denckwürdig abgelauffen“ stand auf dem Deckblatt. Heute kurz genannt: die Rorschacher Monatsschrift. Acht Jahre später erschien die erste Wochenzeitung der Welt, gar nicht so weit weg nach heutigen Dimensionen, nämlich in Straßburg: die Relation.



Foto: qwesey qwesey, CC BY 3.0, Wikimedia Commons

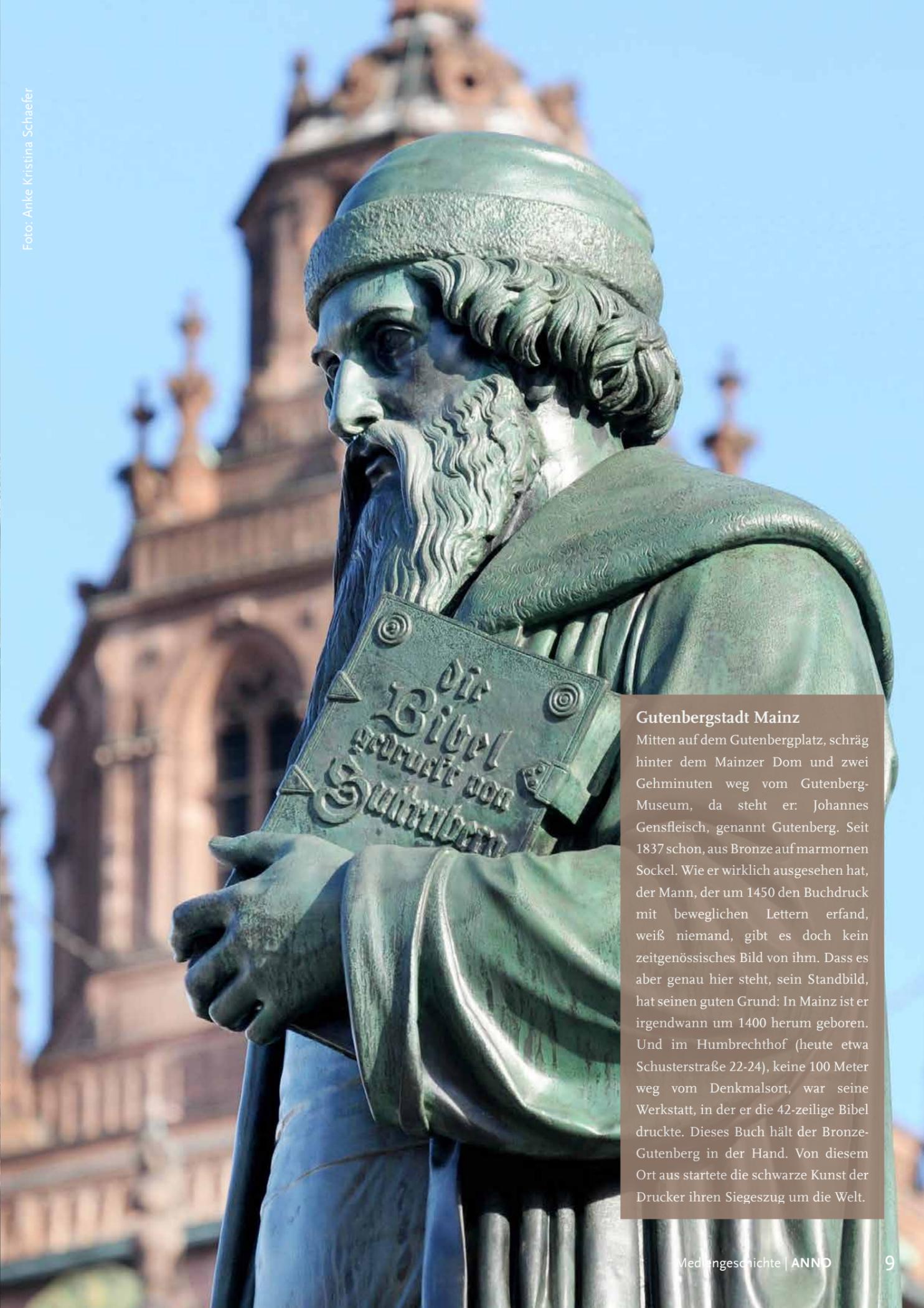


Foto: Anke Kristina Schaefer

Gutenbergstadt Mainz

Mitten auf dem Gutenbergplatz, schräg hinter dem Mainzer Dom und zwei Gehminuten weg vom Gutenberg-Museum, da steht er: Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg. Seit 1837 schon, aus Bronze auf marmornen Sockel. Wie er wirklich ausgesehen hat, der Mann, der um 1450 den Buchdruck mit beweglichen Lettern erfand, weiß niemand, gibt es doch kein zeitgenössisches Bild von ihm. Dass es aber genau hier steht, sein Standbild, hat seinen guten Grund: In Mainz ist er irgendwann um 1400 herum geboren. Und im Humbrechthof (heute etwa Schusterstraße 22-24), keine 100 Meter weg vom Denkmalsort, war seine Werkstatt, in der er die 42-zeilige Bibel druckte. Dieses Buch hält der Bronze-Gutenberg in der Hand. Von diesem Ort aus startete die schwarze Kunst der Drucker ihren Siegeszug um die Welt.



Foto: Z. thomas, CC-BY-SA 4.0, Wikimedia Commons

Der Funkerberg in Königs Wusterhausen

Die Welt – bekrönt von drei roten Funktürmen. So sieht es aus, das Wapen der brandenburgischen Stadt Königs Wusterhausen im Süden vor der Stadtgrenze Berlins. 1911 begann das Heer auf der höchsten, gerade mal 67 Meter über den Meeresspiegel reichenden Erhebung Funkanlagen zu errichten. Aus dem Windmühlenberg wurde der Funkerberg. Militärisch bedeutsam war der Lichtbogensender im Ersten Weltkrieg. Gleich danach wurde er die „Wiege des Rundfunks“. Die Reichspost unternahm hier Funkversuche. Am 22. Dezember 1920, knapp drei Jahre bevor das Radio für alle offiziell startete, gab es ein Weihnachtskonzert mit Wortankündigung, „Stille Nacht“ und Wagnermusik vom Funkerberg in die Welt: Die erste deutsche Rundfunksendung.

Über das „Dritte Reich“ und die DDR bis in die Bundesrepublik blieb Königs Wusterhausen Sendestandort. 1997 wurde der Betrieb weitgehend eingestellt; unwirtschaftlich war er geworden und die befürchtete Umweltbelastung durch Elektrosmog zu groß. Heute sendet nur noch ein lokaler Privatsender, HitRadio SKW, von hier aus

über UKW sein Programm. Der Ort mit dem einstigen Großsender aber bekam 2003 einen offiziellen Beinamen: „Rundfunkstadt“. *Markus Behmer*



1996

neunzehnhundertsechsendneunzig

Dolly und der Goldjunge

Der Feldhamster wird zum Tier des Jahres gewählt, Bill Clinton erneut zum US-Präsident, Michael Schuhmacher wechselt zu Ferrari. Wir haben aber zwei andere Ereignisse ausgewählt, die vor 25 Jahren für Schlagzeilen sorgten.

Am 5. Juli 1996 beherrscht ein kleines Scottish Blackface-Lämmchen die Nachrichten. Die Geburt von Schafen ist in Schottland nichts Besonderes. Immerhin ist der nördliche Teil Großbritanniens die Heimat von 50 Millionen der wolgigen Tiere. Doch Dolly ist anders. Nicht äußerlich und auch nicht innerlich. Ihre Entstehung war revolutionär. Während kleine Lämmchen, wie bei Säugetieren üblich, durch den

Geschlechtsakt entstehen, wurde Dolly im Labor des Roslin-Institutes nahe Edinburgh gezüchtet. Von einem bereits geschlachteten Tier wurden Zellen aus dem Euter entnommen. Ohne biologische Befruchtung entstand im schottischen Labor der Dolly-Embryo. Er wurde von einer Leihmutter ausgetragen, die Dolly natürlich auf die Welt brachte. Sie lebte glücklich, wie andere Schafe, im schottischen Roslin. Sie brachte mit Rosie,

Lucy, Bonnie, Sally, Darcy und Cotton sechs gesunde Lämmchen auf die Welt. Im Alter von sechs Jahren starb das „Wunder der Wissenschaft“ an einer Lungenkrankheit. Ausgestopft wird sie heute im Nationalmuseum in Edinburgh ausgestellt. Nach Dolly, dem Schaf, wurden weitere Tierarten wie Katzen, Rinder oder auch Maultiere geklont.

Wir bleiben auf der Insel. England, das Mutterland des Fußballs, ist 1996 Gastgeber der Europameisterschaft. Sechs Jahre zuvor wurde die deutsche Nationalmannschaft zum Weltmeister gekrönt. Anno 1996 sollte schließlich der dritte Kontinentaltitel folgen. Im prestigeträchtigen Londoner Wembley-Stadion liefert sich die Mannschaft von Berti Vogts einen erbitterten

Kampf um die Krone Europas mit Tschechien. Am Ende entscheidet, wie so oft im Fußball, ein einziges Tor.

Nach 90 Spielminuten steht es 1:1. Verlängerung. Erstmals – und auch letztmals – gilt die „Golden Goal“-Regel: Das erste Tor in der Verlängerung beendet das Spiel. Es soll der Abend des Oliver Bierhoffs werden. In der 69. Minute eingewechselt, köpft er seine Mannschaft bereits in die Verlängerung. Und in der 95. Minute gelingt ihm das „Golden Goal“ – Goldjunge Bierhoff! In den deutschen Wohnzimmern sehen 28,44 Millionen Menschen das Finalspiel im ZDF und verfolgen den geschichtsträchtigen Moment, der den Sommer 1996 ein wenig Brillanz verleiht.

Franziska Vogt

Be not afraid

Am 26. Juni 1996 wurde die irische Journalistin Veronica Guerin ermordet. Ihr Tod war ein Extrembeispiel für die Gefährdung investigativer Reporter selbst in Europa – und ein Fanal für den Kampf gegen die organisierte Kriminalität in ihrem Heimatland.

„Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.“ So lässt Bert Brecht die Titelfigur am Ende seines Dramas vom *Leben des Galilei* sagen. Unglückliche Zeiten, in denen eine Journalistin zur Heldin werden muss. Vielmehr zur Märtyrerin.

Irland in den 1990er Jahren: Bittere Armut prägt manche Stadtviertel von Dublin, Jugendliche, gar Kinder verkommen

im Drogensumpf. Einige Banden beherrschen das Geschäft, Kartellbosse erwerben immensen Reichtum.

Veronica Guerin sucht Licht in diese bedrückende Dunkelheit zu bringen. Ab 1994 recherchiert die Journalistin des *Sunday Independent* (einer eher boulevardesken Wochenzeitung) für eine Artikelserie über die Machenschaften der Drogenbosse.

Sie forscht den Geldflüssen nach, deckt Verbindungen auf – und sie wird bedroht, zusammengeschlagen, bekommt Bestechungsangebote, dann eine Kugel in den Kopf: Als sie im Auto an einer roten Ampel stehen bleibt, hält ein Motorrad neben ihr; der Mann auf dem Sozius feuert ...

Zwei Männer wurden wegen des Auftragsmordes verurteilt, der mutmaßliche Drahtzieher aber, die Unterweltgröße John Gilligan, wird freigesprochen.

Posthume Ehre im Spielfilm

Ein Jahr vor ihrer Ermordung war Guerin für ihre mutigen Recherchen als erste Westeuropäerin mit dem International Press Freedom Award des Committee to Protect Journalists ausgezeichnet worden. „The other recipients“, so sagte sie in ihrer Dankesrede, „I certainly feel, are more deserving than myself.“ Würden doch in Irland Reporter wohl kaum ermordet. Sie wurde es, gerade 47 Jahre alt.

Folgenlos immerhin blieb ihr Tod nicht. Wenige Tage darauf verabschiedete das irische Parlament in einer Sondersitzung eine Verfassungsänderung, durch die fragwürdige Vermögenswerte von Verdächtigten dauerhaft beschlagnahmt werden können. Eine Sonder Einheit der Polizei wurde geschaffen, um insbesondere Drogengeschäfte intensiv nachverfolgen zu können.

Ein mehrfach preisgekröntes filmisches Denkmal erhielt Veronica Guerin 2003. Hollywoodregisseur Joel Schumacher inszenierte ihre letzten beiden Lebensjahre unter dem Titel *Die Journalistin* mit Cate Blanchett in der Hauptrolle. Irlands Ministerpräsident Bertie Ahern ließ Guerin zum fünften Todestag eine Porträtbüste im Garten des Dublin Castle errichten – mit der Inschrift: „Be Not Afraid.“ *Markus Behmer*

Foto: William Murphy / Flickr / CC BY-SA 2.0



Neue Medienwelt, neue Ausbildungswelt

Vor 25 Jahren werden die Aus- und Fortbildungskanäle (AFK) in Nürnberg und München ins Leben gerufen. Von monomedialen Radio- und Fernsehkanälen haben sie sich zu multimedialen und innovativen Ausbildungsinitiativen gewandelt.

1996 ist ein gutes Jahr für junge Journalistinnen und Journalisten in Bayern: Am 24. April 1996 fällt der Startschuss für den Ausbildungssender MAX 91,0 in Nürnberg, am 30. Juni folgt AFK TV in München und am 1. Juli startet AFK M94.5 in München. Alle drei Kanäle sind so genannte Aus- und Fortbildungskanäle (AFK), die sich die Förderung des journalistischen und redaktionellen Nachwuchses auf die Fahnen geschrieben haben.

Dem Sendestart der drei Kanäle gehen einige Entwicklungen voraus: Nachdem ab 1985 in ganz Bayern erstmals private Radio- und Fernsehsender unter dem Dach der Bayerischen Landeszentrale für Neue Medien (BLM) zugelassen werden, kommt bald auch die Frage auf, wie junge Journalistinnen und Journalisten für ein Berufsleben bei privaten Radio- und Fernsehsendern ausgebildet werden können. Ideengeber für ein Ausbildungskonzept in der Landeszentrale ist schließlich Heinz Heim, der damalige Leiter des Bereichs Programm in der BLM: Er ist es, der eine Förderung der angehenden Redakteurinnen und Redakteure sowie Moderatorinnen und Moderatoren für den privaten Rundfunk in Form eines Sendermodells vorschlägt. Das Modell soll aus mehreren Aus- und Fortbildungskanälen bestehen, die jeweils von eigenen Anbietervereinen getragen werden, hinter denen eine Trägergesellschaft steht, an der die Landeszentrale beteiligt ist. Während die Anbietervereine die Programmgestaltung und -organisation der einzelnen Kanäle übernehmen, sorgt die Trägergesellschaft für die technischen, finanziellen, personellen und administrativen Rahmenbedingungen. Eine deutschlandweit einmalige Idee ist aus der Taufe gehoben.

Sobald für dieses Modell eine solide, rechtliche Basis im Bayerischen Mediengesetz (BayMG) gelegt ist, treibt der Medienrat der Landeszentrale die konkrete Umsetzung des Modells voran: 1994 beschließt das Gremium eine Satzung über die Nutzung von Sende- und Übertragungskapazitäten für die Förderung der Aus- und Fortbildung von Medienschaffenden – und das sogar einstimmig. Ab dann geht es schnell: Die geplante Trägergesellschaft, die AFK GmbH, wird 1995 aus der Taufe gehoben. An der Trägergesellschaft ist die Landeszentrale mit 58 Prozent der Anteile maßgeblich beteiligt. Die anderen Anteile übernehmen verschiedene Aus- und Fortbildungseinrichtungen aus ganz Bayern, Medienunternehmen sowie verschiedene Verbände. Bald danach werden die Anbietervereine geschaffen. 1996 kommt es dann zum eingangs erwähnten Startschuss der einzelnen Aus- und Fortbildungskanäle.

Mit Blick auf die Vielfalt an neuen, digitalen Technologien und die zunehmende Medienkonvergenz wird 2018 eine

grundlegende, strukturelle Neuaufstellung umgesetzt, die die Trägergesellschaft, die Anbietervereine und Aus- und Fortbildungskanäle gleichermaßen betrifft: Die bislang bestehende AFK GmbH wird unter dem BLM-Präsidenten Siegfried Schneider zur Mediaschool Bayern gGmbH weiterentwickelt. Auch die ehemaligen Aus- und Fortbildungskanäle werden umgebaut und neu strukturiert: In München verschmelzen die Sender AFK M94.5 und AFK TV 2018 zu M94.5 und AFK MAX in Nürnberg wird MAX NEO. Die bislang strikte Trennung zwischen Hörfunk und Fernsehen in den Initiativen ist damit aufgehoben. Statt monomedial wird nun multimedial ausgebildet. Auch Themen wie Bild- und Videobearbeitung, Podcasting, Mobile Reporting, Fact-Checking und Facebook-Marketing stehen jetzt für den Mediennachwuchs im Ausbildungsplan. Gelernt wird dabei immer unter professioneller Anleitung von erfahrenen Expertinnen und Experten aus dem Journalismus- und Medienbereich. Im täglichen Sendebetrieb können die angehenden Medienmacherinnen und Medienmacher von Morgen so ihr theoretisches und praktisches Wissen erproben – direkt vor dem Mikrofon und unter echten Sendebedingungen live „on air“.

Vera Katzenberger



Muß man München nicht lieben?

Wolfgang Koeppen, geboren 1906 in Greifswald, lebte von 1945 bis zu seinem Tod 1996 in München. Keiner anderen Stadt hat Koeppen so viele Texte gewidmet. Mal ist sie ein Ort der Derbheit, oft Stätte der Freude.

Evelyn Vogel leitet ihre Rezension des Romans *Tauben im Gras* in der *Süddeutschen Zeitung* 2020 mit folgender Bemerkung ein: „Was ist das für eine seltsame Zeit, in der die Menschen ziellos wie Tauben im Gras durch die Stadt irren? Wohin sie sich auch wenden, nichts ist, wie es war. Menschenleere Trambahnen bimmeln am Stachus vorbei, der Marienplatz liegt im Dornröschenschlaf. Die Stiege in den Rathauskeller ist versperrt, beim Haxnbauer stehen die Drehspieße ebenso still wie die Bänder beim Running Sushi. Die Tore des ewig geselligen Oans-zwoa-g'suffa-Hofbräuhauses sind verrammelt und selbst der sonst omnipräsente Herrscher über die Kochtöpfe am Platzl ist verstummt.“

Sie vergleicht Koeppens München mit dem Corona-München 2020 und regt uns an, den über 50 Jahre alten Roman doch einmal wieder zur Hand zu nehmen.

Der Roman schildert einen Tag in München der Nachkriegszeit kurz nach der Währungsreform. Als alter Ego Koeppens begleiten wir Philipp, privat unglücklich und zum Schreiben unfähig. Koeppen zeigt uns ein München, das sich aus den Trümmern heraus zu neuer Lebendigkeit aufschwingt, er zeigt die Abgehängten genauso wie die Profiteure der neuen Ordnung. Aber Philipp kam „mit der neuen Zeit nicht zurecht.“ Washington, der schwarze Soldat, träumt von seiner eigenen Bar, in der er ein Schild aufhängen würde: „Niemand ist unerwünscht“. Aber die Zeit ist eine andere, weiterhin bestimmen rassistische Vorurteile das Denken der Menschen.

Die Frage „Muß man München nicht lieben?“ bildet den Abschluss des 1959 geschriebenen Texts

München oder die bürgerlichen Saturnalien. Für Koeppen ist München auf einer „Eislandschaft“ entstanden, durchzogen von einem Wildwasser, der Isar, die sich „München nicht vermählt“ hat. München ist für ihn ein Ort der Derbheit, die Stadt riecht nach Bier, ein „kerniger, ein nahrhafter Geruch“. Die Menschen beschreibt er als ebenso derb: „Man nährt sich gut, ein breiter, schwerer Leib macht den gestandenen Mann. Man ißt viel Fleisch, fette Stücke, gesottene Haxen vom Schwein, die Kartoffel bläht man zum riesigen Knödel auf, das Gemüse vermanscht man mit Mehl zu einem glasigen Brei.“ Und weiter: „Im Hofbräuhaus feiert man das Oktoberfest in Permanenz. Menschen und Luft sind wie Teig. Die Verbrüderung steigt auf die Tische. Der Rausch ist schwer, er trägt das Dasein.“

Aber auch das ist München: „Der Föhn wehte den Himmel blau. Die Kastanien blühen. Die Tauben schwirren zur Nacht zu den Gesimsen auf. Die Glocken der Kirchen läuten zur Mai-Andacht. Die Ladenmädchen gehen über den Stachus geschmückt, gelockt wie barocke Putten. Die Biergärten sind voll Familiensinn.“

Neben diesen beiden längeren Texten verfasst Koeppen im Laufe der Jahrzehnte immer wieder kurze Texte, oft mit tagesaktuellem Bezug.

Pferd oder König

Ein kurioser Text ist *Das Pferd der lieben Alten*. Ermüdet von der Vorstellung, einen Chauffeur einstellen zu müssen, schenkt der Geheimrat seiner Gattin ein Pferd. Koeppen hatte diesen Text bereits 1933 unter dem Titel *Das Pferd* veröffentlicht und ihn in Berlin angesiedelt. 1945 schreibt er ihn um und verlegt die Handlung ausgehend von der Maximilianstraße nach München.

In seinem Text *Ich müsste König in Bayern sein* von 1972 würde er die Olympischen Spiele im Englischen Garten stattfinden lassen. Dort „ist doch so viel Platz, eine Wiese, nicht einen Pfennig kostet sie, da mag jedermann laufen, so schnell er kann“. Den Hauptbahnhof beschreibt er in einem undatierten Text als Basilika, „gemessen, hell, wie von einem lateinischen Baumeister entworfen für ein Christentum, das der Welt sicher war“. Und in der

Kaufinger Straße debattiert er 1974 mit dem Papageienmenschen, einem Münchner Original, über Sokrates' Schüler – und im kurzen Text *Gespeichertes Geschichtsbewusstsein* von 1977 isst er mit „amerikanischen Soldaten und ihren Freundinnen“ Spaghetti Bolognese im Lokal ‚Zu den Dolomiten‘. Im unveröffentlichten Manuskript *Clemens* beobachtet er unter anderem die Annäherung der „alten Feinde“ im kriegszerstörten Ungererbad: „Die Amerikaner, mit einem Kran, räumten Schutt aus den Wannen und ließen Wasser in das große Schwimmbecken. Dort standen sie dann, alte Feinde, neue Paare, beide Geschlechter dichtgedrängt wie auf den Stichen aus dem Mittelalter, die das Treiben in den Badehäusern zeigen.“ Seine Texte mäandern durch die Stadt, es sind Eindrücke, kleine Skizzen, die den Großteil seiner Schriften ausmachen.

Sehr wahrscheinlich der letzte Text Koeppens über München erscheint in einem *Merian*-Heft 1990. München ist keine Stadt für jedermann: „Vor vielen Türen steht ein Türsteher... Du musst dazugehören...Dann darfst du tanzen und, wenn du's bezahlen kannst, Gourmet sein. Es gibt also immer etwas, wofür du dich freuen kannst. Deshalb bin ich gern hier.“

Über ein halbes Jahrhundert lebte Koeppen in München. Hat er sich hier heimisch gefühlt? Sehr wahrscheinlich schon, wenn er auch nie Teil der Münchner Gesellschaft war, sondern meist zurückgezogen lebte.

Anlässlich der Preisverleihung des kulturellen Ehrenpreises der Stadt München 1982 sagt er in seiner Dankesrede: „Ich bin in München geblieben. Eine Münchnerin aus Schwabing, aus Schwabinger Tradition der Neugier und des Nonkonformismus, wurde meine Gefährtin. Ich habe meine Bücher nach dem Krieg in München geschrieben. Vielleicht war es der Föhn der mich antrieb, der vielbesungene bayerische Himmel, in dessen Licht ich durch das Siegestor ging, vielleicht der Schnee.“

Wir verdanken Koeppen, dem Eigenbrötler, eine ganze Sammlung von Texten über München über mehrere Jahrzehnte – viele von Ihnen wirken zeitlos und man liest sie auch heute noch mit Gewinn.

Joachim Schüller

Der Politologe Joachim Schüller arbeitet, wiewohl Zuagroaster, als Stadtführer in München.

Blasius, der Standhafte

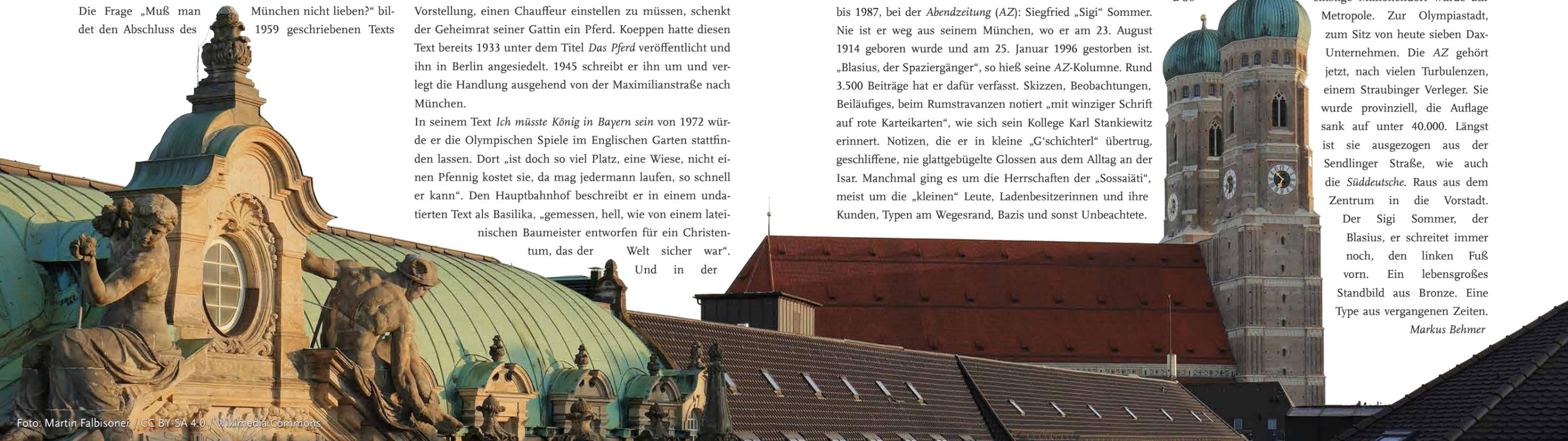
Sigi Sommer skizzierte seine Stadt.

Menschen gehen vorbei, schlendern, hetzen. Tausende, täglich. Er schreitet aus, immer gleich. Den linken Fuß vorn, die linke Hand in der Hosentasche. Das Münchner Rathaus im Rücken. Den Blick aus der Rosen- in Richtung Sendlinger Straße gerichtet. Dort hat er gearbeitet. Erst, gleich nach der Heimkehr aus dem Krieg, bei der *Süddeutschen Zeitung*, dann, von 1949 bis 1987, bei der *Abendzeitung* (AZ): Siegfried „Sigi“ Sommer. Nie ist er weg aus seinem München, wo er am 23. August 1914 geboren wurde und am 25. Januar 1996 gestorben ist. „Blasius, der Spaziergänger“, so hieß seine AZ-Kolumne. Rund 3.500 Beiträge hat er dafür verfasst. Skizzen, Beobachtungen, Beiläufiges, beim Rumstravanzieren notiert „mit winziger Schrift auf rote Karteikarten“, wie sich sein Kollege Karl Stankiewicz erinnert. Notizen, die er in kleine „G'schichter!“ übertrug, geschliffene, nie glattgebügelte Glossen aus dem Alltag an der Isar. Manchmal ging es um die Herrschaften der „Sossaiäti“, meist um die „kleinen“ Leute, Ladenbesitzerinnen und ihre Kunden, Typen am Wegesrand, Bazis und sonst Unbeachtete.

Auch zwei Romane hat er geschrieben, *Und keiner weint mir nach* und *Meine 99 Bräute*, schon in den 50er Jahren, später sind sehr viele seiner Geschichten in Büchern erschienen. Sein Hauptmedium blieb aber der „Blasius“, blieb die Randglosse in der AZ. München hat sich verändert. Das einstige Millionendorf wurde zur

Metropole. Zur Olympiastadt, zum Sitz von heute sieben Dax-Unternehmen. Die AZ gehört jetzt, nach vielen Turbulenzen, einem Straubinger Verleger. Sie wurde provinziell, die Auflage sank auf unter 40.000. Längst ist sie ausgezogen aus der Sendlinger Straße, wie auch die *Süddeutsche*. Raus aus dem Zentrum in die Vorstadt. Der Sigi Sommer, der Blasius, er schreitet immer noch, den linken Fuß vorn. Ein lebensgroßes Standbild aus Bronze. Eine Type aus vergangenen Zeiten.

Markus Behmer



Dr. Insekt geht auf Monsterjagd

Aus einem Kinderspiel resultierte die Idee für Pokémon. Die Umsetzung wurde zu einer der erfolgreichsten Videospiel-Reihen der Welt: Vor 25 Jahren begann der Siegeszug von Pokémon, der bis heute anhält.

Ein kleiner Junge kniet im Kiesbett eines spärlich plätschernenden Flusslaufes. Er hat eine bläulich schimmernde Wasserlibelle ins Visier genommen. Ganz langsam hebt er seinen linken Arm, in der Hand hält er einen Kescher. Pfeilschnell lässt er ihn auf die Libelle herabschnalzen. Behutsam setzt er das Insekt in ein Glas, indem sich bereits Käfer, Raupen und Schmetterlinge befinden. Daheim will er seine Beute genauestens studieren. Wenn er groß ist, will Satoshi Tajiri unbedingt Insektenforscher werden. Er ist so fasziniert von den kleinen Lebewesen, dass seine Freunde ihm den Spitznamen Dr. Insekt geben. So ähnlich könnte es sich damals zugetragen haben in Machida.

Ende der 1960er Jahre ist der Tokioter Bezirk noch ländlich geprägt. Doch die Urbanisierung in Japan nimmt rasant zu. Grün weicht Grau. Und die Leidenschaft des kleinen Jungen verlagert sich aus der ruhigen Natur in die blinkenden Spielhallen Tokios. Vor allem *Space Invader* hat es ihm angetan. Die Arcade-Automaten werden zu einem Taschengeldgrab. Nur mit Mühe besteht er die Schule, um danach Elektronik zu studieren. Tajiri liebt Videospiele so sehr, dass er sich das Programmieren autodidaktisch beibringt und bald eigene Spiele kreierte. Besser, perfekter sollen sie werden als die oft schlampig umgesetzten Automaten-Anwendungen. 1989 gründet Tajiri das Unternehmen Game Freak Inc. Die Videospielbranche

boomt. Anfang der 90er Jahre eroberte der Game Boy von Nintendo den Markt. Gaming ist nun nicht mehr nur auf das Wohnzimmer oder Spielhallen beschränkt. Und „Dr. Insekt“ erinnert sich an seine Kindheit: „Libellen“ sammeln und mit Freunden tauschen – geht das nicht auch digital?

Die Idee für Pokémon ist geboren: Ein Rollenspiel, in dem man haustierähnliche Monster sammeln, trainieren, tauschen und in einem Kampfsystem gegeneinander antreten lassen kann. Pokémon, das aus den japanischen Begriffen Poketto und Monsuta zusammengesetzte Akronym bedeutet auf deutsch Taschenmonster. Nach sechs Jahren Entwicklung wird 1996 das erste Spiel in Japan veröffentlicht – und es wird sich mehr als 31 Millionen Mal verkaufen.

1999 erreicht der Hype auch Europa. Gamer schlüpfen erstmals in die Rolle des zehnjährigen Protagonisten Rot, der sein Elternhaus verlässt und sich mit Cap, Rucksack und dem digitalen Handbuch *Pokédex* ausgestattet ins Abenteuer stürzt, um Pokémon-Trainer zu werden. Denn die Welt, in der Rot und seine Freunde leben, wird von einer Vielzahl unbekannter Kreaturen bewohnt, die es zu fangen und abzurichten gilt. Auf seinem Weg durch die Welt von Kanton muss sich Rot nicht nur in unzähligen Kämpfen auszeichnen. Er muss sich der verbrecherischen Organisation Team Rocket in den Weg stellen, die, angeführt von ihrem Boss Giovanni, nach der

Weltherrschaft strebt, und auch die acht stärksten Arenaleiter der Region besiegen.

Das Spiel endet, wenn man die Top 4 (Quartett der stärksten Trainer) besiegt hat und sich somit selbst zum Pokémon-Champion macht. Wie jedes große Abenteuer beginnt die Reise in die Welt der Pokémon mit einer Entscheidung: der Entscheidung zwischen einem von drei Start-Pokémon, der einen durch das ganze Spiel begleitet.

Die Erfolgsformel

An der Tradition festzuhalten, sie aber immer auf den aktuellen Stand der Technik zu bringen, mit marginalen Innovationen, zahlt sich für die Entwickler aus. Und ein Ende ist nicht in Sicht. Bis heute sind acht Generationen des Spiels erschienen und die neunte ist bereits angekündigt.

2016 gelang den Entwicklern mit Pokémon Go der Sprung auf die Smartphones. Wir können seitdem die real anmutenden Monster via Kamera durch die Städte tanzen lassen. Bis Ende 2018 wurde die App mehr als eine Milliarde Mal heruntergeladen.

Worauf fundiert dieser enorme Erfolg, der bis heute keine Einbußen verzeichnet? Das Konzept ist so genial wie einfach. Die Urinstinkte des Menschen nach Sammeln und Tauschen werden hervorragend bedient. Gewonnene Kämpfe und seltene Pokémon aktivieren unser Belohnungssystem. Und am Ende des Abenteuers winkt uns, wenn wir alle Orden gesammelt und alle Gegner bestritten haben, der Titel des Champions. „Ich will der Allerbeste sein, wie es keiner vor mir war“, suggeriert der Songtext zur Titelmusik der Anime Serie.

Wie noch keine andere Firma vorher setzt die Pokémon

Company auf Kundenbindung und schafft ein gesamtes Universum. Das Zentrum dieses Universums bilden die Spiele, umkreist von den Planeten: Sammelkarten, Merchandise, Animeserie, Kinofilme. Die geniale Marketing-Kampagne, angeführt von Pikachu, dem inoffiziellen Maskottchen, macht vor keinem Kinderzimmer halt. „Schnapp sie dir alle!“, ein Slogan, der für die Hersteller zum Garanten von Absatzrekorden wurde.

Es gibt nichts, was nicht gesammelt, getauscht oder gekauft werden kann: Plüsch-Pokémon, T-Shirts, Poster, Tassen, Badetücher, Sammelkarten, sogar Cornflakes. Das ein oder andere Kinderzimmer ist mit den Pokémon Artikeln üppiger dekoriert als so manche Schatzkammer ägyptischer Pharaonen. Mit der Entwicklung der Sammelkarten schuf die Pokémon-Company eine Lizenz zum Gelddrucken. Mehr als 25 Milliarden Stück wurden bis heute verkauft. Die Pokémon-Manie ging sogar so weit, dass Schulen dem Treiben nicht mehr Herr wurden und die Sammelkarten von den Pausenhöfen verbannten.

25 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Edition hat sich viel geändert. Die Bildschirme wurden größer, die Farben satter und die Anzahl der Pokémon größer. Tajiri hat seinen Posten als Director bei GameFreak abgegeben, trägt aber als Executive Producer noch seinen Teil zu den aktuellen Veröffentlichungen bei. Und – wir, die Spieler der ersten Stunde, sind heute keine Kinder mehr. Vielleicht spielen manche von uns immer noch? Andere haben mittlerweile selbst Kinder und haben den Game Boy an die nächste Generation übergeben. Wem treibt die Erinnerung nicht eine kleine Träne der Nostalgie in die Augen, wenn wir uns an die unbeschwertere Kindheit von damals zurückerinnern? Danke für alles, Tajiri. *Max Appel*



Pikachu und Shiggy: Süüüß für die Einen, Kitsch für die Anderen und für ganz viele einfach Kult. Foto: Michael Riveraon, Unsplash

Sissi und die Schotten: Das Filmjahr 1996

Kaiserliche und königliche Darsteller, tapfere Highland-Krieger und begabte Straßen-Tänzer: Vor 25 Jahren verabschiedeten wir uns von memorablen Schauspielern und bangten um die Freiheit einer Nation.

Ein schwungvoller Schalk: Wer kennt sie nicht, die berühmte Szene in der er auf der verregneten Straße tanzt und „I'm singin in the rain“ trällert: **Gene Kelly** stirbt am 2. Februar 1996. Der US-amerikanische Sänger, Tänzer und Schauspieler – um nur einige seiner Talente zu nennen – holt das Musical aus den noblen Hallen der Salons hinaus auf die Straßen. Mit sei-



Romy und Magda Schneider gemeinsam vor der Kamera in *Sissi* (1955). Foto: Screenshot

nem All-American-Boy-Charme steppt und schwingt sich Kelly mit einer lockeren Sohle in die Herzen der Zuschauer. Upperclass ist für ihn Unfug – im Gegensatz zu Fred Astaire, der mit Frack, Zylinder und edler Dame an der Hand über das Parkett schwebt, bleibt Kelly wortwörtlich auf dem Boden: Bürgersteige, Zeitungen, quietschende Dielen und sogar der Wischmopp werden zu Tanzpartnern umfunktioniert.

Einige behaupten, Kelly gäbe mit seiner kräftig, schwungvollen Art dem Tanz das Maskuline zurück – dabei kommen viele seiner Bewegungen aus dem Ballett. Dennoch: Verkörpert Fred Astaire den feinen, filigranen Filmtänzer, so stellt Gene Kelly das bodenständige, spitzbübische Pendant dazu dar. Weshalb er mit dem Tanzen angefangen hat? Weil ihm schon im Alter von 14 Jahren aufgefallen sei, dass gute Tänzer bei den Mädchen besser ankommen. Und nicht nur das: Sogar im Filmbusiness scheint diese Rechnung aufgegangen zu sein.

Ein „idealer Österreicher“

Als „Personalunion von Don Quijote und k. u. k.“ hat ihn *Der Spiegel* beschrieben und bringt damit das umfassende (und manchmal widersprüchliche) Rollen-Repertoire von **Josef**

Meinrad passend auf den Punkt. Der österreichische Kammer-schauspieler stirbt am 18. Februar 1996 im Alter von 82 Jahren. Fast wäre es jedoch nichts gewesen mit der großen Bühnenkarriere: Der junge Josef Moučka will nämlich Priester werden. Nach der Schule überdenkt er seine Entscheidung, beginnt eine Kaufmannslehre und erlernt nebenbei das Schauspiel.

Den Kleriker mimt er fortan nur noch auf der Bühne. Besonders seine Interpretation der Charaktere österreichischer Autoren wie Hugo von Hofmannsthal, Johann Nestroy und Ferdinand Raimund machen ihn schnell zum Publikums-Liebling. 1959 erhält Josef Meinrad den Iffland-Ring, der vom jeweiligen Träger testamentarisch an den „bedeutendsten und würdigsten Bühnenkünstler des deutschsprachigen Theaters“ auf Lebenszeit vergeben wird. Obwohl sein Herz für die Bühne schlägt, unternimmt Meinrad Ausflüge in den Film und das Fernsehen: Besonders memorabel bleibt sein Auftritt als Oberst Böckl, dem Adjutanten der Kaiserin, in den drei *Sissi*-Filmen – komödiantisch und darstellerisch brilliant.

In seinem Heimatland gilt Josef Meinrad als wahrhafter Menschen-Darsteller, „idealer Österreicher“ oder, wie ihn der ehemalige Bundespräsident Thomas Klestil bezeichnete, als „die unnachahmliche Inkarnation des Wienerischen“.

Die Mutter der Königin

Kaiserlich und königlich geht es weiter: Sie gibt auf der Leinwand wie im echten Leben die fürsorgliche Mutter und gehört auf die Liste der großen deutschen Schauspielerinnen – wenn auch im Schatten der eigenen Tochter. **Magda Schneider** stirbt am 30. Juli 1996.

Viel wird über ihr Verhältnis zur berühmteren Tochter Romy getuschelt und spekuliert: Es ist die Rede von der Übermutter, die ihr Kind schon im Alter von 14 Jahren auf Weltruhm trimmt. Romy selbst dichtet ihr eine Affäre mit Adolf Hitler an, dessen Liebesschauspielerin die 1909 geborene Augsburgerin ist. Schenkt man der langjährigen Haushälterin Glauben, litt Magda Schneider vor allem unter einem: dem frühen Tod ihrer Tochter. Romy stirbt 1982, im Alter von nur 43 Jahren, an einem Herzversagen. Zeit ihres Lebens hat Magda sie unter die Fittiche genommen, privat wie beruflich. Als Mutter-Kind-Duo

stehen sie gemeinsam vor der Kamera wie etwa in den drei *Sissi*-Filmen. Die elterliche Obhut formt Romys spätere Karriere – immerhin hat Magda Schneider reichlich Erfahrung: Bis zu Romys Geburt drehte sie bereits über 25 Filme. Romys

tragisches Ende prägt die letzten Jahre der Mutter: Immer wieder sieht sie sich alte Filme mit der Verstorbenen an. Wie die Tochter stirbt sie wohl letzten Endes „an einem gebrochenen Herzen“.

Viktoria Sommermann

Die Freiheit zur Lüge

Mel Gibsons emotionaler Helden-Epos *Braveheart* über das Leben des schottischen Nationalhelden William Wallace gewinnt 1996 fünf Oscars. Der Blockbuster rührt zu Tränen – Historiker finden ihn eher zum Heulen.

„Die Geschichtsschreiber aus England werden mich einen Lügner nennen, aber Geschichte wird von jenen geschrieben, die ihre Helden gehängt haben.“ Dass es Mel Gibson mit *Braveheart* aus dem Jahre 1995 historisch nicht ganz so genau genommen hat, sollte eigentlich spätestens bei diesem Filmzitat klar sein. Trotzdem sorgt die abenteuerliche Geschichte um Aufstieg und Fall des schottischen National-Helden William Wallace (ca. 1270 bis 1305) bis heute für Naserümpfen in der historischen Gemeinde.

Die *London Times* setzt *Braveheart* auf Platz zwei der inkorrektesten Geschichts-Filme und *The Guardian* meint sogar, dass der Streifen der schlechteste Oscar-Gewinner aller Zeiten sei.

Befragt man das Publikum zu dem kultigen Kilt-Kino, sieht die Sache ganz anders aus: „Freiheit!“ lautet da das Lösungswort. Freiheit zur Lüge oder, sagen wir einmal, zumindest zur loseren historischen Korrektheit.

Tatsache ist, dass wir nicht allzu viel über die Person William Wallace wissen. Weder sein genaues Geburtsdatum ist bekannt, noch der Geburtsort oder seine Herkunft. Was wir kennen, sind Mythen und

Spekulationen: Wallace sei ein Hüne gewesen, fast zwei Meter groß. Womit er den Durchschnittsmann im britischen Mittelalter um gut 40 Zentimeter überragt hätte. Andere Quellen behaupten, die Ermordung seines Vaters lieferte den zündenden Funken, der in Wallace den Hass auf die Engländer schürte. Der Barde Blind Harry führt in seinem Gedicht über William Wallace, wie im Film, den Tod der Geliebten an als Grund für seine Ablehnung gegen das grausame Regime von Edward I.

Was genau nun der Auslöser für Wallace' Kampf für die Unabhängigkeit war, werden wir wohl kaum erfahren. Unumstritten ist jedoch eines: Seine Bedeutung für die Geschichte Schottlands.

Die historischen Lücken füllt Mel Gibson in *Braveheart* mit seiner Fantasie des Freiheitskämpfers: Furchtlos beschreitet darin Wallace den Pfad der Rache für seine große Liebe und für die Freiheit Schottlands. Er gewinnt, verliert, liebt und blutet für sein Land. Die universalen Themen des Films – Liebe, Freiheit, Freundschaft – sprechen dabei fast jeden Zuschauer an. In typischer Hollywood-Manier will Gibson mit seiner Erzählung Emotionen auslösen, er macht aus komplexen historischen Hintergründen eine geradlinige Geschichte mit klaren Motiven. Viele Ereignisse des Films liegen in Wahrheit weit auseinander: So ist Prinzessin Isabelle zu dem Zeitpunkt der Handlung etwa zehn Jahre alt und lebt noch in Frankreich. Unmöglich also, dass sie und Wallace sich jemals begegnet sind. Für Kilts ist es 500 Jahre zu früh, und die blaue Schlacht-Schminke? Kommt fast tausend Jahre zu spät. Nimmt man es ganz genau, so hat auch

der Filmtitel nichts mit Wallace zu tun: Der Beinamen „Brave Heart“ gehört nämlich zu Robert the Bruce.

Trotzdem sind nach 25 Jahren die Oscar-Auszeichnungen (unter anderem als „Bester Film“ und „Beste Regie“) entgegen aller Behauptungen gerechtfertigt. Episch war nämlich auch der Aufwand, den Gibson als Regisseur und gleichzeitig Hauptdarsteller für damalige Verhältnisse auf sich genommen hat: 3.500 Leute am Set mit neun Kameras bei einem Budget von 70 Millionen US-Dollar. Für die Kampfszenen stehen 1.800



Soldaten der Irischen Streitkräfte zur Verfügung, die abwechselnd Engländer und Schotten spielen – CGI-Heere gibt es nicht. Echte Kämpfer vor einer echten Landschaft lassen die Szenen greifbar und wirklich erscheinen, die Schlachten dafür umso grafischer. Ein fantastischer Cast (Sophie Marceau, Brendan Gleeson) und sympathische Charaktere mit nachvollziehbaren Beweggründen – mit alldem fesselt *Braveheart* über drei Stunden an die Kinossessel. Die Fiktion überholt die Wirklichkeit. Wer also historische Genauigkeit will, sollte diese

vielleicht im Museum suchen und nicht in einem Hollywood-Streifen. Denn, seien wir mal ehrlich: Zahlen und Fakten machen keine mitreißende Story.

Und à propos Unabhängigkeit: Mel Gibson hat sich eben der „Licentia poetica“ bedient und sich die Freiheit von der historischen Treue genommen. „Das ist OK“, findet er, „ich bin immerhin im Filmgeschäft und kein Historiker.“ Zum Glück, denn ein besonders guter wäre er wahrscheinlich nicht.

Viktoria Sommermann

Außen Top Hits, innen Geschmack

Hip-Hop, Boy Bands und der King of Pop: Holger Müller, Redaktionsleiter des Bamberger Uni-Radios Frieda FM, nimmt uns mit auf eine Zeitreise durch die Charts vor 25 Jahren. Vom hymnischen „Earth Song“ bis zum rüden „Verpiss dich“ geht die kunterbunte Tour.

Zeitreisen sind möglich! Alles was es braucht, sind ein unerwarteter Moment und einen ganz bestimmten Song. Ähnlich wie Marcel Prousts Madeleine in *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, kann auch Musik eine überraschende Kette an Assoziationen hervorrufen: Erlebnisse, Gefühle und Gerüche – unwillkürliche Erinnerungen an besondere Augenblicke unseres Lebens.

Welcher Song diese Zeitmaschine im Kopf auslöst, bestimmt nicht unbedingt die eigene Plattensammlung. Potentiell kann jedes Lied Erinnerungen triggern: Ein Song, den wir einmal auf einer Party gehört haben, in einem Laden oder während einer Autofahrt im Radio. Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass es sich um einen Popsong handelt. Welche potentiellen Trigger bietet also das Jahr 1996?

Zeitleitung ein, Fluxkompensator fluxuiert ... Auf unserer Zeitreise orientieren wir uns an den Spitzenreitern der deutschen Single-Charts, ergänzt durch weitere Ereignisse der Popgeschichte.

11.12.1995 – 21.01.1996: Michael Jackson – Earth Song

„What about sunrise? What about rain? What about all the things that you said we were to gain?“ Der Earth Song ist die dritte Auskopplung aus Michael Jacksons Doppelalbum *History – Past, Present and Future Book I*, einer Mischung aus Greatest Hits und neuen Songs. Zugleich ist dieses Lied sein erstes Stück, das sich mit Umweltzerstörung und den Folgen für künftige Generationen auseinandersetzt. Die betont messianische Haltung Jacksons kam allerdings nicht bei allen Zeitgenossen gut an.

Zeitsprung zu den BRIT Awards am 19. Februar 1996: Bilder von hungernden Kindern werden auf eine Leinwand projiziert, ein in Lumpen gekleideter Chor sammelt sich auf einer

altarähnlichen Treppe, während Michael Jackson hell erleuchtet zum Bühnenhimmel fährt. In diesem Moment entert Pulp-Frontmann Jarvis Cocker die Bühne, dreht dem Publikum den Rücken zu, beugt sich vornüber und wedelt mit den Händen vor seinem Allerwertesten – live im britischen Fernsehen. Ein Skandal! Jahre später meinte Cocker in der Diskussionssendung *Question Time*: „Die Kraft der Heilung? Rockstars haben schon genug Ego, ohne zu versuchen Jesus zu sein.“

22.01.1996 – 04.02.1996: Coolio – Gangsta’s Paradise (feat. L.V.)

„As I walk through the valley of the shadow of death“: Die Spitzenposition der deutschen Charts bleibt religiös angehaucht, denn Rapper Coolio beginnt *Gangsta’s Paradise* mit einer direkten Übernahme aus dem Psalm 23 und auch der Hintergrundgesang im Refrain erinnert an einen Choral. Wie sich Coolio im *Rolling Stone* erinnert, hat er den Text in einem Zug geschrieben: „Ich glaube gerne, dass es göttliche Intervention war. *Gangsta’s Paradise* wollte geboren werden, es wollte zum Leben erweckt werden, und es wählte mich als Überbringer.“ Die charakteristischen Streicher sind direkt aus Stevie Wonders *Pastime Paradise* gesampelt, und aus diesem Grund ist der Text auch jugendfrei – Stevie Wonder hätte das Sample sonst nicht freigegeben.

05.02.1996 – 18.02.1996: Everything but the Girl – Missing (Todd Terry Remix)

„And I miss you, like the deserts miss the rain.“ *Missing* war ursprünglich ein elektronisch angehauchter Indie-Popsong, dem der New Yorker Produzent Todd Terry nachträglich den Schliff für die Tanzfläche verpasst hat. Terrys treibenden House-Beats ergänzen Tracey Thorns melancholischen Gesang perfekt. Der House-Remix wurde ein weltweiter Hit und

bedeutete gleichzeitig den internationalen Durchbruch für *Everything but the Girl*.

13.02.1996: Take That geben offiziell ihre Trennung bekannt

Die Spatzen hatten es bereits lange von den Dächern gepfiffen, als MTV an diesem Tag live zu Take That’s Pressekonferenz nach Manchester schaltete. „Leider sind die Gerüchte wahr: How Deep Is Your Love ist unsere letzte gemeinsame Single, Greatest Hits unser letztes gemeinsames Album,“ so das Eröffnungsstatement von Gary Barlow. Nach fünf gemeinsamen Jahren trennt sich die britische Boyband endgültig, nachdem sich Robbie Williams bereits ein gutes halbes Jahr vorher verabschiedet hatte. Trotzdem erschütterte diese Nachricht so viele Fans, dass die Samaritans, die britische Telefonseelsorge, eine spezielle Take That-Hotline eingerichtet haben.

19.02.1996 – 25.02.1996: Babylon Zoo – Spaceman

„Spaceman – I always wanted you to go into space, man.“ Babylon Zoo, das erste One-Hit-Wonder auf dieser Zeitreise. *Spaceman* beginnt als Trance Song mit elektronischen Klangteppichen, Schlagzeug-Loops und gepitchtem Gesang. Als Soundtrack einer Levi’s-Werbung haben sich genau diese 30 Sekunden bei einer ganzen Generation als Ohrwurm eingebrannt. Im Vereinigten Königreich wurde *Spaceman* 1996 zur am schnellsten verkauften Single seit *Can’t Buy Me Love* von den Beatles: 420.000 verkaufte Exemplare in nur einer Woche! Allerdings war die Freude an der neuen CD im Discman oft nur kurz, denn auf das fluffig-poppige Intro folgen drei Minuten berühmter Glam-Alternative-Rock. Laut BBC war *Spaceman* dann auch eine der am häufigsten zurückgegebenen Singles der britischen Chartgeschichte.

26.02.1996 – 24.03.1996: Fools Garden – Lemon Tree

„I wonder how, I wonder why, yesterday you told me ‚bout the blue, blue sky and all that I can see is just a yellow lemon tree.“ Ich frage mich wie, ich frage mich warum... gerade *Lemon Tree* zur Nummer 1 in den deutschen Charts werden konnte? Auf den ersten, zweiten und dritten Blick wirkten *Fools Garden* schon Mitte der 90er Jahre aus der Zeit gefallen. Ihr Umweg an die Spitze führte über Matthias Matuschik und die Popwelle des Südwestfunks, SWF 3. Erst als *Lemon Tree* dort in die Rotation rutschte, wurde die Plattenfirma Intercord auf die Band aufmerksam – Im Grunde genommen sprechen wir hier also über einen viralen Hit.

Jan Böhmermann hat die Melodie von *Lemon Tree* 2014 als Grundlage für „Eine Hymne auf die 90er“ genommen – eine Hommage an ein Jahrzehnt zwischen Altavista und Quix Pager.

25.03.1996 – 12.05.1996: Robert Miles – Children

Mit *Children* schlägt die Geburtsstunde des Dreamhouse, wobei „schlagen“ nicht unbedingt das treffendste Verb ist. Der DJ und Produzent Robert Miles webt aus einem sich wiederholenden Klaviertema einen atmosphärischen, begütigenden Klangteppich. Damit ist der Song seine Reaktion auf eine Initiative italienischer Mütter, die glaubten, das harte Musik zu Discounfällen führe. Miles erinnerte sich im Gespräch mit dem Bürgersender Radio Waves: „Daraufhin haben einige DJs beschlossen, am Ende des Tanzabends ruhigere Musik zu spielen, um die Leute zu beruhigen, bevor sie die Discotheken verlassen. Und so entstand *Children*.“

13.05.1996 – 02.06.06.1996: Michael Jackson – They Don’t Care About Us

„Jew me, sue me, everybody do me, kick me, kike me, don’t you black or white me.“ Michael Jacksons zweite Nummer 1 im Jahr 1996 ist einer seiner umstrittensten Songs. Bernard Weinraub von der *New York Times* kritisiert, dass bei *They Don’t Care*



Michael Jackson im Musikvideo zu „They don't care about us“. Foto: Screenshot

About Us der Liedtext beleidigend sei: „Kike“ ist eine Schmähung für Juden, der Song könne als gezielte Kritik an Juden interpretiert werden. Michael Jackson sah sich zunächst als unschuldiges Opfer eine Medienkampagne, entschuldigte sich später doch für seine Wortwahl, entschärfte die kritisierten Textpassagen. Im Studio wurden für spätere Veröffentlichungen „jew me“ durch „do me“ und „kike me“ durch „strike me“ ersetzt; im Musikvideo werden Störgeräusche überblendet.

24. – 26.05.1996: Rock im Park

Erst Rock in Vienna, dann Rock in Riem und zuletzt Rock im Park: Das Parallelfestival zu Rock am Ring war zu Beginn durch häufige Ortswechsel geprägt. Vor 25 Jahren findet das Festival ein letztes Mal im Münchener Olympiastadion statt. Auf der Haupttribüne in der Nordkurve spielten unter anderem The Presidents of the United States of America – tolles Cover von Video Killed the Radio Star; Rage Against the Machine – Moshpit bei Killing In the Name oder Héroes Del Silencio mit ihrem größten Hit Entre dos Tierras. Headliner waren Herbert Grönemeyer, Sting, Bryan Adams und die gefühlten Rock im Park-Dauegäste Die Toten Hosen. Mehr zu den Hosen später!

03.06.1996 – 30.06.1996: Los del Rio – Macarena (Bayside Boys Remix)

Spanisches Lied plus discotaugliche Elektro-Rhythmen plus Modetanz ist gleich der Sommerhit des Jahres 1996. In den USA hielt sich der Bayside Boys Remix von Macarena ganze 14 Wochen auf Platz 1 der Billboard Hot 100 Singlecharts. Seitdem ist der Song ein Stück Popkultur: 1996 tanzten Delegierte auf dem Parteitag der US-Demokraten den Macarena, Walter Moers treibt in „Äch bin schon wieder da!“ Adolf Hitler mit Makkaroni von den Schlümpfen in den Wahnsinn und in *Hotel Transsilvanien 3* rettet der Song Dracula und seine Monster vor den Machenschaften des finsternen Van Helsing. Als Zeitkoordinate taugt Macarena daher weniger.

01.07.1996 – 25.08.1996: The Fugees – Killing Me Softly

„Strumming my pain with his fingers, singing my life with his words.“ In Killing Me Softly verarbeiten die Songwriter

Charles Fox, Norman Gimbel und Lori Lieberman ein Erlebnis Liebermans auf einem Don McLean Konzert. Diese ursprüngliche Version des Songs war kein Hit, wohl aber die Coverversionen von Roberta Flack 1973 und die der Fugees 1996. Wie sich Produzent Jerry Duplessis erinnert, wollten sich die Fugees mit ihrem Cover bewusst vom damals überwiegend aggressiven Hip-Hop in den USA abgrenzen. Für den Rhythmus des Songs sorgt ein Sample der Hip-Hop-Crew A Tribe Called Quest, über das Jerry Duplessis mit seinem Bass einen Reggae-Groove legte.

Eigentlich wollten die Fugees auch den Text verändern: Killing Me Softly sollte ein politischer Song werden, ein Statement gegen Armut und Drogenkonsum. Laut Roberta Flack wollten aber Norman Gimbel und Charlie Fox nicht, dass ihr Song verändert wird.

20.08.1996: Rio Reiser stirbt

Als Rio Reiser vor 25 Jahren mit gerade einmal 46 Jahren stirbt, entsteht zugleich der Mythos Rio Reiser – der König von Deutschland. Reiser und seine Musik spiegeln die Entwicklungen der BRD seit den siebziger Jahren wider: Mit Ton Steine Scherben singt er zunächst Macht kaputt, was Euch kaputt macht. Die Band lebt in Berlin als Kommune, managt sich selbst und sieht sich als Vorbild einer linken Gegenkultur. 1985 lösen sich die Scherben auf und Rio Reiser beginnt eine erfolgreiche Solokarriere, steht bei CBS unter Vertrag und wird von NDW-Ikone Anette Humpe produziert. Für viele seiner alten Fans ein Verrat an den einstigen Idealen. Unsinn, meinte sein ehemaliger Lebensgefährte Misha Schoeneberg: „Er musste nicht den ‚König von Deutschland‘ machen, sondern er wollte es. Er wollte den Erfolg. Und zwar den der Anerkennung. Der kommerzielle Erfolg war zweitrangig.“

26.08.1996 – 01.09.1996: The Kelly Family – I Can't Help Myself (I Love You, I Want You)

Das Hausboot, diese Klamotten, diese Haare! Die Kelly Family hat sich mit ihrer Musik und ihrem Image als ungebundenen Hippiefamilie ins kollektive Gedächtnis der neunziger Jahre gebrannt. I Can't Help Myself war der zweite große Hit der Band in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Gerade hierzulande hatten die Kellys besonders leidenschaftliche Fans, in Irland oder Großbritannien hingegen gelang ihnen nie der Durchbruch. Ihr Hausboot Sean O'Kelley steht inzwischen als Ausstellungsstück im Technik Museum Speyer.

September 1996: Chris Martin trifft Jonny Buckland

In der Einführungswoche am University College in London treffen sich Chris Martin und Jonny Buckland zum ersten Mal. Sie mochten sich auf Anhieb und verbrachten den Rest der Vorlesungszeit damit, eine Band aufzubauen. Aus den Pectoralz wurde Starfish, bevor sich die Gruppe letzten Endes auf den Namen Coldplay einigte. Bis zu den ersten Konzerten sollte es aber noch zwei Jahre dauern.

16.09.1996 – 13.10.1996: Spice Girls – Wannabe

„Yo, I'll tell you what I want, what I really, really want.“ Was Bob und Chris Herbert von Heart Management von Anfang an wollten, war ein Pendant zu Boygroups wie Take That und East 17. Scary, Sporty, Ginger, Posh und Baby Spice erfüllten dabei ähnliche Klischees wie ihre männlichen Kollegen: Fünf unterschiedliche Charaktere gehen gemeinsam durch Dick und Dünn, performen tolle Choreografien und singen dabei eingängige Popsongs. Girl Power? In mehreren Punkten weichen die Spice Girls vom erprobten und bewährten Rezept ab: Sie kündigen ihren Vertrag mit Heart Management noch vor dem ersten Album, um eigene Ideen in die Band einbringen zu können. Und sie schreiben ihre Songs anfangs gemeinsam mit den Songwritern Richard Stannard und Matt Rowe. Wannabe ist der größte Hit der Spice Girls.

30.09.1996: Fettes Brot veröffentlichen das Album „Außen Toppits, innen Geschmack“

„Es ist 1996, meine Freundin ist weg und bräunt sich.“ Schon die erste Zeile der Singleauskopplung Jein qualifizieren die Hamburger Hip-Hopper Fettes Brot für diese Liste.

14.10.1996 – 10.11.1996: Die Toten Hosen – Zehn kleine Jägermeister

Lieder über Alkohol haben bei den Toten Hosen schon immer gut funktioniert, siehe zum Beispiel Eisgekühlter

Bommerlunder von 1983. In den Reigen dieser musikalisch eher einfachen Partylieder reihten sich 1996 die Zehn kleinen Jägermeister ein. Wie im Kinderlied verabschiedet sich in dieser Zählgeschichte ein Jägermeister nach dem anderen aus den verschiedensten Gründen aus der Zählgeschichte: „Zwei kleine Jägermeister baten um Asyl. Einer wurde angenommen, der andere war zu viel.“

11.11.1996 – 08.12.1996: Backstreet Boys – Quit Playing Games (With My Heart)

Boy Bands waren in den neunziger Jahren der Goldesel der Musikindustrie: Plattenverkäufe, Touren und Merchandise ließen die Einnahmen bei Plattenfirmen und Managern kräftig sprudeln, während die Bands selbst vom großen Geld oft wenig sahen. Ein Paradebeispiel dafür sind die Backstreet Boys und ihr Manager Lou Pearlman. Inspiriert vom finanziellen Erfolg der New Kids on the Block wollte Pearlman seine eigene Erfolgsband erschaffen – aus fünf unbekanntenen Jungs formte er die Backstreet Boys.

Quit Playing Games war der erste weltweite Erfolg der Backstreet Boys, die mit 130 Millionen verkauften Platten zu erfolgreichsten Boygroup aller Zeiten wurde. Lou Pearlmans weitere Projekte waren unter anderem *NSYNC und O-Town. Er nutzte den Erfolg seiner Boy Bands aber auch, um Investoren anzulocken und ein riesiges Schneeballsystem aufzubauen. 2008 wurde Lou Pearlman zu 25 Jahren Haft verurteilt, er starb 2016 im Gefängnis an Herzversagen.

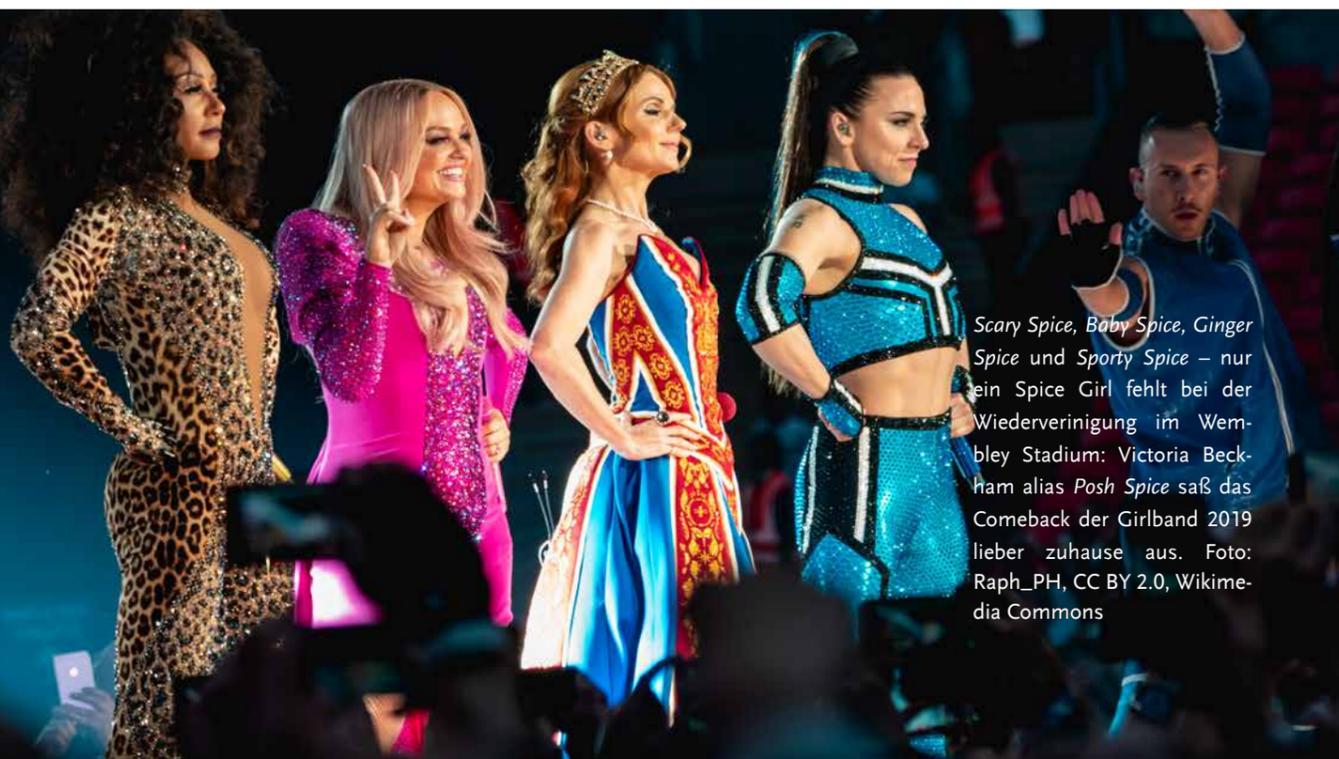
09.12.1996 – 15.12.1996: Tic Tac Toe – Verpiss' dich

„Verpiss Dich, ich weiß genau ich vermiss Dich.“ Tic Tac Toe waren der Gegenentwurf zu den üblichen Girlgroups: rotzig, frech und authentisch. Allerdings steckt bereits im Wort „Entwurf“ zielorientiertes Handeln. Hinter dem Projekt stand das Produzenten- und Songwriter-Duo Claudia Wohlfromm und Thorsten Börger. Aber im Gegensatz zu anderen Castingbands waren Lee, Jazzy und Ricky in ihrer Sprache und den Themen authentisch. Sie haben explizit über Drogen, Selbstmord und Kindesmissbrauch gesungen und waren damit vielleicht mehr „Girl Power“ als die Spice Girls.

16.12.1996 – 16.03.1997: Sarah Brightman & Andrea Bocelli – Time to Say Goodbye (Con te partirò)

Nach seinem letzten Kampf gegen Virgil Hill verlässt Henry Maske den Boxring. Er hinterließ uns aber dieses Lied, das seitdem bei jedem Abschied totgespielt wird. Ein passender Abschluss für unsere Zeitreise durch das Musikjahr 1996.

Holger Müller



Scary Spice, Baby Spice, Ginger Spice und Sporty Spice – nur ein Spice Girl fehlt bei der Wiedervereinigung im Wembley Stadium: Victoria Beckham alias Posh Spice saß das Comeback der Girlband 2019 lieber zuhause aus. Foto: Raph_PH, CC BY 2.0, Wikimedia Commons

„Only God can judge me“

Von seinen Fans wird der Rapper Tupac Amaru Shakur auch 25 Jahre nach seiner Ermordung noch als Gossen-Shakespeare gefeiert, der die Lebensrealitäten der afroamerikanischen Bevölkerung der USA widerspiegelt.

Als Sohn einer Aktivistin der als Antwort auf Polizeigewalt gegen Schwarze gegründeten Black Panther Bewegung ist ihm radikal politisches Gedankengut in die Wiege gelegt worden. Die alleinerziehende Mutter Afeni Shakur benannte ihn nach einem Freiheitskämpfer der Inkas. Aus Tupac Amaru Shakur wurde die unter dem Künstlernamen 2Pac bekannte Rapikone. Rap bezeichnet den Sprechgesang, der aus verschiedenen künstlerischen Elementen zusammengesetzten Subkultur Hip-Hop. Geburtsstätte des Hip-Hops ist die New Yorker Bronx der frühen 1970er Jahre. Ein Stadtbezirk, gezeichnet von Kriminalität, Armut und Perspektivlosigkeit. Inmitten dieser Umstände formte sich der Hip-Hop als Ausdrucksform von Wut und Hoffnung der afroamerikanischen Bewohner. Sie verarbeiteten ihre Situation in Soul, Funk – und von Gospel inspirierter Musik, Tanz und Graffiti-Malerei. Der am 16. Juni 1971 geborene Tupac wuchs nicht in der Bronx, sondern in Harlem, einem anderen sozialen Brennpunkt New Yorks, unter ärmlichen Verhältnissen auf.

In Form von Rapmusik bediente er sich der neuen Subkultur, um die Geschehnisse seiner

Umgebung lyrisch wiederzugeben, ihr Gehör zu verschaffen und zu entfliehen. Inhalte seiner Kunst sind einerseits soziale Ungerechtigkeit, Kriminalität, Polizeigewalt, missbräuchliches Verhalten gegenüber Frauen, Rassismus und das Streben nach einem Leben außerhalb der Ghettos. Andererseits findet sich auch anmaßende Protzerei und die Degradierung von Frauen als Statussymbol in seiner Musik wieder. Am Beginn seiner Musikkarriere veröffentlichte er den Track („Songs“ im Rap Jargon) „Brenda’s got a Baby“. Tupac berichtet über die Gefühlswelt und das Schicksal eines zwölfjährigen schwarzen Mädchens aus seiner Gegend. Brenda wurde von ihrem Cousin geschwängert und anschließend verlassen. Aus Angst davor, keine Sozialhilfe mehr zu erhalten, wurde sie auch von ihrer Mutter verstoßen. Sie entschied sich dafür, das Kind zu behalten. Mit Drogenhandel und Prostitution sicherte sie sich und ihrem Kind den Lebensunterhalt. Kurz darauf wurde Brenda tot aufgefunden. „It’s sad, ‘cause I bet Brenda doesn’t even know, just cause you’re in the ghetto doesn’t mean ya can’t grow“, kommentiert Tupac treffend. Texte wie dieser schmerzen wegen ihrer Authentizität. Sie unterscheiden sich von den Inhalten der Musik aus der weißen Mitte – und

Oberschicht. Zweifelsohne wollte Tupac nicht nur von Leuten aus seinem sozialen Milieu gehört werden. Viel mehr ging es ihm darum, ihr Sprachrohr zu sein. Hoffnungsspendender kommt sein Track „Keep ya Head up“ daher, in dem er Frauen in missbräuchlichen Beziehungen ermutigt, an ihre eigenen Stärken zu glauben: „Cause sista you don’t need him“. Im direkten Vergleich zu den beiden genannten Tracks wirkt beispielsweise „All about you“ widersprüchlich. Der Rapsong handelt davon, wie er sich gemeinsam mit Drogendealern und willigen Frauen eine schöne Zeit machte, die ihn ja sowieso nur wegen des Geldes beachteten. Dazu ein Soul-lastiger Hook („Refrain“ im Rap Jargon) für den Ohrwurm, das war’s.

Widersprüchlichkeit begleitet Texte und Leben des Tupac Shakur. Während er in seinen Liedern den Staat anprangert, dass dieser sein Geld lieber in kriegerische Unternehmungen statt Chancengleichheit investiert, rappte er gleichzeitig selbst über den eigenen luxuriösen Lebensstil samt seiner Dekadenz, den er offensichtlich genoss. Tupac Shakur wurde wegen sexueller Belästigung verurteilt. Zwar konnte nachgewiesen werden,

dass er einvernehmlichen Sex mit dem mutmaßlichen Opfer hatte, wurde vom Gericht aber dennoch für schuldig erklärt. Er bestritt, die Tat jemals begangen zu haben. Zuvor ist er schon öfters wegen gewalttätiger Auseinandersetzungen mit dem Gesetz in Konflikt geraten. 1994 schoss er auf zwei Polizeibeamte.

Bis heute wird sein Lebenswerk unterschiedlich beurteilt. Viele People of Color und Rap-Hörer betrachten ihn als charismatischen Poeten des Ghettos: einer, der in seiner Musik ungefiltert die Lebensrealitäten der vom politischen System Vergessenen widerspiegelt. Für seine Kritiker ist er ein sexistischer Gewalttäter mit radikalen politischen Haltungen. Eine Beschönigung Tupac Shakurs greift ebenso zu kurz wie eine rein negativ konnotierte Betrachtung. Um sein Lebenswerk einzuordnen, bedarf es einer Berücksichtigung des Hip-Hop Kosmos, einer Subkultur, die sich aus den Auswirkungen rassistischer Politik, wie der erst 1964 abgeschafften Rassentrennung, herausformte. Die Sozialisierung, Sprache und Lebensrealität eines Rappers, der zwischen Armut, Diskriminierung und Kriminalität aufwächst, ist ungleich der eines aus der weißen Oberschicht

„Als sozialkritischer Rapper verkörperte Tupac den schwarzen politischen Kampf gegen Unterdrückung, in den er als bekennender Bewunderer William Shakespeares seinen Hang zur Poesie einfließen ließ.“

stammenden Nachrichten- oder Kulturjournalisten, der über ihn berichtet. Wenn Tupac Shakur also einerseits über soziale Ungerechtigkeit und seine Hoffnungen auf Besserung rappte, andererseits aber auch darüber, dass er selbst Drogen dealte, Gewaltphantasien gegenüber Polizisten hegt und sich gerne mit Frauen schmückt, die er abwertend betitelt, ist diese Widersprüchlichkeit ein Teil der Umgebung, die ihn prägte. Selbstverständlich ist dies keine Legitimation, Gewaltdarstellung und Sexismus im Rap runterzuspielen. Ein Wissen über die komplexe Geschichte von Rapmusik könnte jedoch dabei helfen, einen fruchtbaren Dialog auf Augenhöhe zu führen, statt anhand einzelner Tracks belehrend den Zeigefinger zu heben. Tupac Shakur zu heroisieren oder zu dämonisieren ist wegen der Komplexität, aus der Rapmusik entstand, irreführend.

Als sozialkritischer Rapper verkörperte er den schwarzen politischen Kampf gegen Unterdrückung, in den er als bekennender Bewunderer Shakespeares seinen Hang zur Poesie einfließen ließ. Prahlern mit Geld und Status ist im Rap der Ausdruck dafür, dass man mit Überzeugung und Fleiß seine Lebenssituation überwinden kann. Dessen bediente er sich gerne als afroamerikanischer Rap Superstar, der mit Anfang 20 der Armut den Rücken kehrte. Am 13.

September 1996 starb Tupac Shakur im Alter von 25 Jahren an den Folgen eines Attentats in Las Vegas. Angenommen wird, dass Streitigkeiten zwischen Rappern der Westküste und der Ostküste in dieser Tat ihren Höhepunkt fanden. Der Mörder wurde nie gefasst. Zusammen mit seinen postumen Veröffentlichungen verkauften sich seine Tonträger rund 75 Millionen Mal. Was Elvis für den Rock’n’Roll war, stellt Tupac für die Rapmusik dar. In Musik, Filmen, Musicals, Malereien und Legenden wirkt er fort. Dieses Jahr wäre Tupac Shakur 50 Jahre alt geworden. Den in seinen Texten so sehr herbeigesehnten ersten schwarzen Präsidenten der USA hätte er miterlebt. Aber auch, dass es obgleich dieser Tatsache, immer noch Geschichten wie die des George Floyd zu erzählen gibt, der unter dem Knie eines Polizisten seinen gewaltsamen Tod fand.

Wohlmöglich würde uns Tupac heute in mitfühlender Poesie von der Story eines schwarzen George berichten, auf den zu Hause fünf Kinder warten, 20 Dollar Falschgeld aber zu seiner Ermordung führten. „There’s no need for you to fear me, if you take your time to hear me“ – das könnten auch die Gedanken in den letzten Minuten des Lebens von George Floyd gewesen sein. Egal wie man ihn sieht, Tupac Shakur selbst war sich sicher: „Only God can judge me.“

Patrick Taghdir





Fotos schießen, während die Schüsse fliegen

Margaret Bourke-White war die erste Kriegsberichterstatlerin der USA.

„Be unafraid“: Nach diesem Ratschlag ihrer Mutter traf Bourke-White viele mutige Entscheidungen. 1936 war sie mit 32 Jahren an der Gründung des *Life Magazine* beteiligt, vier Jahre später erhielt sie als erste Fotografin eine Akkreditierung als Kriegsberichterstatlerin und im selben Jahr nahm sie das berühmte Foto „The living Dead of Buchenwald“ im Konzentrationslager in Buchenwald auf. Am 27. August 1971 starb Bourke-White.

Von New Jersey in die Welt

Mit 25 Jahren brach sie aus dem Kleinstadt-Leben in New Jersey auf, um in New York Biologie zu studieren. Damit sie sich das finanzieren konnte, gab sie Fotografie-Kurse in einem Ferienlager. Dieses Hobby entwickelte sich zum Beruf. Ihre ersten Erfahrungen als Bildjournalistin konnte sie bei Zeitschriften sammeln. Bei *Fortune* wurde sie die erste angestellte Fotografin und brachte 1930 ein Foto-Portfolio mit dem Titel „Trade Routes Across the Great Lakes“ ein. 1936 gründete sie das *Life Magazine* mit und lieferte für viele Ausgaben Titelbilder. Die erste *Life*-Ausgabe schmückte ihr Foto des Staudamms am Fort Peck Lake in Montana, vielleicht auch deshalb war das Heft nach wenigen Stunden ausverkauft. „Photography is a very subtle thing. You must let the camera

take you by the hand, as it were, and lead you into your subject“, beschrieb sie ihre Herangehensweise.

Für ihre Fotos war Margaret Bourke-White viel unterwegs. 1941 erlebte sie als einzige westliche Fotoreporterin die Bombardierung der Stadt Moskau. Ein Jahr später, kurz nach Kriegseintritt der USA, gelang es ihr, als Mitglied der US Army Air Force nach England zu reisen und dort Bombardierungen zu fotografieren. In der Endphase des Zweiten Weltkriegs gelang es ihr, für das *Life Magazine* Luftaufnahmen von zerbombten Städten wie Mainz, Koblenz und Frankfurt zu machen. Die Aufnahmen, die sie 1945 im KZ Buchenwald und dem Zwangsarbeitslager Leipzig-Mockau machte, zählen zu den wichtigsten des 20. Jahrhunderts. Sie wurden zum Beweis der grausamen Taten des NS-Schreckensregimes. Nach dem Krieg fotografierte Bourke-White in Indien den Kampf zwischen hinduistischen und muslimischen Kräften. Auch Mahatma Gandhi nahm sie immer wieder auf; ihr Foto des Staatsmanns am Spinnrad trug zu seiner Ikonisierung bei – und gehört zu ihren berühmtesten Darstellungen.

Ihr Privatleben stellte Bourke-White immer hinter die Fotografie. Zu ihrer Scheidung 1942 schrieb sie später: „Now I could put personal problems behind me and get back to work.“

Kim Becker

Party, Putsch und Persepolis

Vom 12. bis 15. Oktober 1971 veranstaltete der Shah des Irans Mohammad Reza Pahlavi zu Fuße der antiken Ruinen der Residenzstadt Persepolis eine prunkvolle Feier zu Ehren des Perserkönigs Kyros der Große und dem 2.500-jährigen Bestehen der iranischen Monarchie.

Ihre Extravaganz sollte nicht folgenlos bleiben. Es war eine der größten internationale Zusammenkünfte von Staatsoberhäuptern, politischen Entscheidern und Monarchen, die jemals stattgefunden haben. Eine Atmosphäre, die der eines James Bond Film glich, berichteten Gäste später. Ausschließlich für die Feierlichkeiten wurde eine Zeltstadt inmitten einer künstlichen Gartenanlage errichtet. Sie bot den Gästen luxuriöse Unterkünfte und Unterhaltungsmöglichkeiten wie ein Casino oder Beauty-Salons. Es amüsierten sich der König von Äthiopien mit dem jugoslawischen Staatschef und ehemaligen Partisanenführer Tito. Für die Versorgung wurde die Crew eines Pariser Nobelrestaurants eingeflogen. Den Höhepunkt der Zeremonie bildete eine jahrelang vorbereitete Militärparade, auf der iranische Soldaten in rekonstruierten antiken Gewändern marschierten. Die Parade wurde weltweit live übertragen und hatte mehr als 100 Millionen internationale Zuschauer.

Im Dokumentarfilm *The Flames of Persia*, an dem Hollywood Regisseur Orson Welles mitwirkte, wurde sie festgehalten. Die Geschehnisse nahe der antiken Ruinenstadt Persepolis waren von hohem medialen Interesse. „The greatest gathering of the Century“ schrieb beispielsweise das *Time Magazine*. Als „Billion Dollar Camping“ wurden die Feierlichkeiten vom *SWISS Magazine* betitelt. *Der Stern* konstatierte: „Die Mutter aller Partys“.

Teures Spektakel des Shahs

Nach Angaben des Shahs kostete das gesamte Spektakel 16,7 Millionen Dollar. Ausländische Schätzungen gehen aber eher von 100 bis 200 Millionen Dollar aus. Aus Sicherheitsgründen ließ Reza Shah Pahlavi im Vorfeld der Veranstaltung potenzielle Gefährder aus allen oppositionellen politischen Lagern einsperren. Kritiker sahen hinter dieser Aktion politisches Kalkül und den Beweis für den totalitären Führungsstil des

Shahs. Kein Staat hatte zu dieser Zeit so viele politische Gefangene wie der Iran. Rund die Hälfte der Bevölkerung lebte unter der Armutsgrenze. Die hohen Summen, die bei dieser Veranstaltung aufgebracht worden waren, boten gesellschaftlichen Zündstoff und weiteren Nährboden für revolutionäre Bewegungen.

Die Welt zu Gast im Iran

Alle, außer dem iranischen Volk selbst, waren eingeladen.

Sinnbildlich dafür stand die Politik des Shah. Mittels Vetternwirtschaft und korrupten Ölhandel mit westlichen Staaten stieg er zu einem der reichsten Männer der Welt auf. Der Geistliche Ayatollah Khomeini bezeichnete die Party als „Festival des Teufels“ und fand seltene Zustimmung in allen oppositionellen Gruppierungen und Gesellschaftsteilen des Landes. Nach den Feierlichkeiten intensivierte politische Gegner aus liberalen, marxistischen und geistlichen Bewegungen ihre Bemühungen, den Shah zu stürzen. Im Zuge der islamischen Revolution von 1979 gelang es letztendlich Ayatollah Khomeini

den Iran von einer Monarchie in eine Theokratie zu wandeln. Was wäre passiert, hätte Shah Reza Pahlavi König Kyros den Großen um Rat fragen können, der in humanitären Belangen als Vordenker seiner Zeit wahrgenommen wird, und über den der griechische Gelehrte Xenophon schrieb: „Er würdigte seine Untertanen und kümmerte sich um sie wie um seine eigenen Kinder“? Kyros der Große hätte ihm wohlmöglich verraten, dass der Champagner besser schmeckt, wenn das eigene Volk genug Trauben speist.

Patrick Taghdird

Gedenkmünze zum 50. Jubiläum der Pahlavi-Herrschaft 1976. Foto: Bank Melli Iran, Public domain, Wikimedia Commons



Aufbruch in die Freiheit

28 Frauen schauen uns an und bekennen: „Wir haben abgetrieben!“ 1971 verursachte das Magazin *Stern* damit einen Skandal. Schwangerschaftsabbruch war damals eine Straftat, die Aktion trug dazu bei, dass die Gesetze liberalisiert wurden.

„Je me suis fait avorter“ – so lautete die Schlagzeile am 5. April 1971 im französischen Wochenmagazin *Nouvel Observateur*, in dem sich 343 Französinnen zur illegalen Abtreibung bekennen. Alice Schwarzer, deutsche Journalistin und Feministin, lebt zu dieser Zeit in Paris. Motiviert von den Aktionen der Frauen in Frankreich, initiiert sie die Frauenbewegung in der

Bundesrepublik Deutschland.

Am 6. Juni 1971 erscheint die neuste Ausgabe des *Sterns*. Anstatt, wie damals üblich, spärlich bekleidete oder nackte Frauen abzulichten, zieren 28 Portraits mit der Überschrift „Wir haben abgetrieben!“ das Cover. Im Artikel erheben 374 Frauen die Stimme und bezichtigen sich selbst mit dem Bekenntnis: „Ich bin gegen den Paragraphen 218

und für Wunschkinder!“ Die Bandbreite reicht von Hausfrauen und Studentinnen bis hin zu Prominenten wie Romy Schneider und Senta Berger. Umstände und Ängste bringen Frauen zu dieser Entscheidung – mit einer Gemeinsamkeit: den Bruch eines gesellschaftlichen Tabus und den Verstoß gegen das Gesetz. Das bedeutet: Sie geben zu, eine Straftat begangen zu haben. Eine Frau die abtrieb, tat das in Einsamkeit. Wenn sie genug Geld für eine Abtreibung hatte, reiste sie nach England, wo der Eingriff in Kliniken durchgeführt wurde. Die Mehrheit der deutschen Frauen in der Zwangslage konnte sich das allerdings nicht leisten. Sie bangten auf dem Tisch von illegal abtreibenden Ärzten um ihr Leben.

Der Paragraf 218 zwang Frauen zu einer heimlichen Abtreibung unter fragwürdigen Umständen. Damit sollte bald Schluss sein. Die öffentliche Aufmerksamkeit stellt sich gegen den veralteten Paragraphen, der Frauen demütigt, entmündigt, kriminalisiert und mit bis zu fünf Jahren Gefängnis bedroht. Die Jahrhunderte des Schweigens sind vorbei. Aus den 374

Frauen, die sich öffentlich zu ihrem Schwangerschaftsabbruch bekennen, werden Tausende, die sich selbst bezichtigen und schließlich 86.000, die eine Abschaffung des Paragraphen 218 fordern. Schnell gründen sich „218-Gruppen“ in der ganzen Bundesrepublik. Frauen sprechen über die Angst vor Sexualität wegen der Angst vor ungewollten Schwangerschaften. Und diese ist begründet, denn Verhütung war nicht selbstverständlich. Nur jede fünfte Frau nahm die Pille und für viele Männer galten Kondome als „kastrierend“.

1971 schreibt die Aktion 218 einen Brief an den Justizminister Gerhard Jahn (SPD): „Die Aktion 218 und ihr weitreichender Erfolg sind der Beweis dafür, dass Frauen den vom Staat auferlegten Gebärzwang nicht länger als ihr individuelles Problem begreifen. Erstmals beanspruchen wir Frauen, nicht als Stimmvieh behandelt zu werden, sondern uns als aktive, politische Bürger zu artikulieren.“ Der Druck, den die Aktion auf die Regierung ausübt, ist enorm. Bald kündigt Jahn eine Reform des Paragraphen an. Dennoch entscheidet sich der Bundestag 1974 für eine erweiterte Indikationslösung. Eine Abtreibung ist nur bei „medizinisch-sozialer“, „ethischer“ oder „eugenischer“ Indikation erlaubt. Daraufhin ruft die Aktion 218 zu Demonstrationen auf. In vielen Städten demonstrieren Frauen gegen Politik, Kirche und Justiz sowie für das Recht auf Abtreibung. 1993 einigt sich das Bundesministerium auf einen Kompromiss: die Fristenlösung. Nach Strafrecht bleibt ein Schwangerschaftsabbruch rechtswidrig, ist aber straffrei, wenn sich die Frau ausführlich beraten lässt. Bis heute haben Frauen in Deutschland nicht das uneingeschränkte Recht auf Abtreibung. 2019 wirft die Debatte über die Werbung für einen Schwangerschaftsabbruch nach Paragraphen 219a, wonach eine Ärztin zu einer Geldstrafe verurteilt wird, weil sie Informationen zur Abtreibung auf ihrer Webseite teilte, weiterhin Fragen der weiblichen Selbstbestimmung auf. Was am 6. Juni 1971 mit der Veröffentlichung im *Stern* begann, ist noch nicht zu Ende. Der Appell der Frauen war nicht nur ein Aufschrei gegen den Paragraphen 218, sondern auch gegen Doppelmoral und jede Form von Unterdrückung. Vermeintlich individuelle Probleme sind allgemeine, geschlechtsspezifische Probleme. 50 Jahre später gibt es die geforderte Reform des Paragraphen 218 immer noch nicht. Nach wie vor steht die weibliche Selbstbestimmung nicht an erster Stelle. Trotzdem ist es bewundernswert, wie 374 mutige Frauen den Anstoß einer Frauenbewegung gaben, die bis heute inspiriert und motiviert. Täglich kämpfen Frauen und erheben die Stimme. Eine Stimme für Gleichberechtigung und Selbstbestimmung.

Rieke Heurich

Watching the watchmen

Zum „McDonald’s der Umweltszene“ degradiert, als Walretter in Schlauchbooten gefeiert: Ein halbes Jahrhundert Greenpeace heißt auch ein halbes Jahrhundert Begleitung durch die Medien.

„Wäre die Welt eine Bank, hättet ihr sie längst gerettet“ – ein Slogan, der aktueller nicht klingen könnte, ist eigentlich älter als manche Demonstrierenden von *Fridays for Future*. 2009, zum Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, flattert das leuchtend gelbe Banner in 140 Metern Höhe an der Fassade der Deutschen Bank in Frankfurt am Main. Mehrere Kletterer hatte es für die Montage gebraucht. Die Forderung: mehr Geld für Klimaschutzprojekte in Entwicklungsländern statt für Finanzriesen.

Umweltsünder mit spektakulären Aktionen an den Pranger stellen – diese Assoziation mit Greenpeace ist in der Gesellschaft tief verwurzelt. Dem deutschen Zweig des grünen Riesen wird diese Metapher nicht ganz gerecht: Nach eigenen Angaben verzeichnet der Verein seit 1980 mehr als 600.000 von den weltweit drei Millionen Fördermitgliedern. Damit stemmt er als finanzstärkstes Länderbüro weite Teile der internationalen Aktionen.

Ein Schornstein als Fanal

Zum Auftakt der Greenpeace-Chemiekampagne 1981 findet gleich eines der ersten großen Spektakel auf deutschem Boden statt: Zwei Aktivisten verbringen 26 Stunden auf dem Schlot der Firma Boehringer in Hamburg-Billbrook, um auf deren Luftverschmutzung aufmerksam zu machen. Ein öffentlichkeitswirksames Unterfangen, das – laut Greenpeace Deutschland – zur Schließung der Chemiefabrik drei

Jahre später beiträgt. Steht heute scheinbar das „Green“ im Vordergrund, sieht das bei der Gründung am 13. Oktober 1971 noch anders aus. Denn nicht Klimaschützerinnen und -schützer, sondern Friedensaktivistinnen und -aktivisten rufen die transnationale Non-Profit-Organisation im kanadischen Vancouver ins Leben. Wenige Jahre nach der Gründung dominieren Schlauchbooteinsätze vor Harpunen und an Schienen festgekettete Menschen das öffentliche Bild von Greenpeace. In der medialen Berichterstattung der folgenden Jahrzehnte pendelt der Tonfall von geschichtsträchtig-bewundernd zu spöttisch und wieder zurück.

Abenteurer oder Apparatschiks?

Noch in den 1980er Jahren lesen sich Reportagen über Greenpeace-Einsätze wie verklarte Abenteuerromane. „Sie zeigen uns Wege aus der Ohnmacht“ – diesen Satz äußert damals die Grünen-Politikerin Petra Kelly.

Die Romantisierung der Protestaktionen hält nicht ewig an. 1991 zielt die Organisation bereits zum dritten Mal die Titelseite des *Spiegel*. Die Schlagzeile „Geldmaschine Greenpeace“ zeigt mit dem Finger auf den Apparat im Hintergrund. Schon damals stellen dessen Einfluss und Kapital alle anderen Umweltschutzvereine in den Schatten. Anfang der 90er Jahre beklagen Publizistikwissenschaftler außerdem eine naive Auseinandersetzung mit deren Aktionen durch die Presse. Als Greenpeace International in London das Informationssystem



Mit vollem Einsatz: Auf Schlauchbooten kämpfen Greenpeace-Mitglieder auf offener See gegen den Walfang. Foto: Greenpeace/Alex Carvalho

„Media Attack“ installiert, das das Netz gezielt nach negativer Berichterstattung durchsucht, läuten nicht nur bei ihnen die Alarmglocken. Wer kontrolliert eigentlich Greenpeace?

Auch nach der Jahrtausendwende sorgen die Aktionen der Aktivistinnen und Aktivisten für Aufregung. Als Protest gegen den Walfang liegt 2006 ein 17 Meter langer toter Finnwal vor der japanischen Botschaft in Berlin. 2018 schütteten sie 3.500 Liter gelbe Farbe auf die Fahrbahn eines Berliner Kreisverkehrs. Die Autos lassen dabei, aus der Luft gesehen, eine riesige Sonne entstehen. Solarenergie statt fossile Verbrennung – der „farbenfrohe Gruß“ an die Kohlekommission der Bundesregierung kommt in der Öffentlichkeit vor allem als „selten dämliche“ Aktion an.

Dem gegenüber stehen echte, wichtige Meilensteine im Namen des Naturschutzes: Nach jahrzehntelangen Verhandlungen stehen seit 2016 85 Prozent des kanadischen Great-Bear-Regenwaldes unter Schutz vor industrieller Abholzung. Ein Jahr darauf findet die „Save the Arctic“-Kampagne Unterstützung von Millionen Menschen.

Es folgt eine Einigung der EU und neun Staaten, die kommerzielle Fischerei im Nordpolarmeer für zunächst 16 Jahre einzustellen. 2020 kommt das lang geforderte Verbot des Pflanzenschutzmittels Ethoxyquin als Futtermittelzusatz. Die Chemikalie wurde in Speisefisch aus konventioneller Zucht nachgewiesen.

Nun läutet der grüne Riese die zweite Hälfte seines ersten Jahrhunderts ein und verstärkt damit die Geräuschkulisse um Umwelt und Klima. Obwohl der Kampf gegen den menschengemachten Klimawandel nur eines von vielen Anliegen ist, ist er aus der aktuellen Berichterstattung nicht mehr wegzudenken.

Zudem ist Greenpeace nicht mehr der einzige dicke Fisch im Naturschutzbecken: Seit 2018 zieht Fridays for Future die Aufmerksamkeit der Medien mit einer enormen Kraft auf sich. Auch neu ist der „Personenkult“ um Aktivistinnen und Aktivisten: Greta Thunberg und Luisa Neubauer sind gleichzeitig Heldinnen und Zielscheibe der globalen Öffentlichkeit. Am radikaleren Rand des Spektrums ergänzt Extinction Rebellion das neue Bild einer fragmentierten Umweltschutzbewegung. Ihnen gemeinsam sind der Kampf gegen die Klimakrise, die untrennbar mit Themen sozialer Gerechtigkeit einhergeht, und das anhaltende mediale Kreuzfeuer.

Hätte es in den 80er Jahren Facebook und Twitter gegeben, hätte Greenpeace wohl regelmäßige Shitstorms geerntet. Heute bloggt, postet, twittert und podcastet auch Greenpeace. Gegenöffentlichkeit schufen sie allerdings auch schon zu Print-Zeiten: Seit 1993 erscheint mit dem *Greenpeace Magazin* alle zwei Monate eine eigene Zeitschrift – selbstverständlich auf Recyclingpapier.

Julia Gürster

Hier kommt die Maus!

Warum ist eine orangefarbene Maus mit einem blauen Elefanten befreundet? *Maus*-Regisseur Christoph Biemann erzählt im Interview mit der Anno-Redakteurin Elisabeth Official Lach- und Sachgeschichten aus den ersten 50 Jahren der Kinderkultsendung.

„Dass die Maus lehrreich sein will, ist eigentlich ein Missverständnis“, sagt Christoph Biemann, den wohl alle an seinem grünen Pulli erkennen. „Es geht eher um Unterhaltung für Kinder.“ Ein gutes Gefühl vermittele man wissbegierigen Kindern am besten durch kurze Erklärungen verschiedenster Themen, die sie dann gut verstehen, wie in den etwa fünf- bis sechsminütigen Sachgeschichten. „Etwas verstehen finden auch Erwachsene ganz toll. Die wissen ja auch nicht, wie Gummibärchen gemacht werden oder Zahnpasta oder wie der Knick in die Würstchen kommt.“ Viele Zuschriften, die die Maus bekommt, kommen sogar von Erwachsenen, die die Sendung auch ohne ihre Kinder weiterschauen und die Sachgeschichten loben, weil sie sie so interessant finden. „Die fühlen sich einfach wohl bei der Maus“, fügt Biemann hinzu.

„Die Maus ist aus der Beobachtung entstanden, dass kleine Kinder vor 50 Jahren vom Fernsehen ausgeschlossen waren.“ Das damalige Jugendschutz-Gesetz besagte, dass Kinder unter sechs Jahren nicht ins Kino durften, woran sich auch

das Fernsehen orientierte. Allerdings fiel auf, dass Kinder Spaß daran haben, Werbung zu schauen, und oft die Spots auswendig kannten. Gerade auch durch die Mainzelmännchen wurde ihr Interesse geweckt. Die Idee hinter der *Sendung mit der Maus* war „Werbung aus der Wirklichkeit“, wo Information durch kurze Zeichentrickfilme aufgelockert wird.

Die Figur der Maus kam von der Bildergeschichte „Die Maus im Laden“. Die Produzenten empfanden sie als nettes Tier und entschieden daher, sie für die Sendung zu verwenden. Zu ihrem Beginn 1971 lief sie unter dem Namen *Lach- und Sachgeschichten für Fernsehanfänger*. „Dann hat irgendwer, der Bänder aus dem WDR-Archiv holen sollte, gesagt, ‚ach, das ist doch die Sendung mit der Maus‘, und so ist es zu dem Namen gekommen“, erzählt Biemann lachend.

Die Entwicklung der Sendung sei genau das gewesen – ein fortlaufendes Probieren und Experimentieren. Dabei sieht Christoph Biemann einen großen Vorteil der Maus in ihrem Habitat im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Da



Obwohl die Öffentlichkeit ihn als Darsteller und Moderator wahrnimmt, ist Biemann eigentlich als Regisseur und Autor der Sachgeschichten tätig. Der mittlerweile 68-jährige Biemann ist bis heute für die Sendung im Einsatz. Foto: WDR/Annika Fußwinkel

könne man ohne Rücksicht auf Einschaltquoten auch für längere Zeit experimentieren und die Sendung ohne Druck weiterentwickeln. Das wäre im privaten Fernsehen wohl niemals möglich gewesen, meint er. Vier Jahre später, im Jahr 1975, kam der kleine blaue Elefant hinzu. Mit einem Spielkameraden für die Maus sei es für den Zeichner viel leichter geworden, sich Geschichten auszudenken. „Der Elefant ist vom Charakter her näher an einem Kleinkind, nicht so schlau und ergebnisorientiert wie die Maus.“

Anfangs blockweise statt wöchentlich ausgestrahlt, erlangte die Sendung erst mit ihrem 25. Geburtstag größere Aufmerksamkeit. Zuvor wurde sie nicht wirklich ernst genommen. Langsam stiegen sowohl Nachfrage als auch Erfolg. Die Überlegung, die Sendung abzusetzen, stand nie im Raum. Obwohl die Öffentlichkeit ihn als Darsteller und Moderator wahrnimmt, ist Biemann eigentlich als Regisseur und Autor der Sachgeschichten tätig. Um die Herstellungsgeschichten erzählerischer zu gestalten, wollten sie Leute darin ein Problem lösen lassen. Der Grund für Biemanns ersten Auftritt in der Sendung waren unangenehme Aufgaben, vor denen

die eigentlichen Darsteller standen: „Ich habe mit unserem Schauspieler gedreht, wie Ketchup hergestellt wird. Da saß er dann auf einem Nagelbrett, das war natürlich abgefedert, aber es hat trotzdem ein bisschen gepieckt, und da hat er gesagt: ‚Also Christoph, wenn du das alles selber machen müsstest, dann würdest du es anders schreiben‘. Die nächste Geschichte, die anstand, waren zehn Möglichkeiten, über einen Fluss zu kommen, und da war klar, dass der Darsteller jedes Mal ins kalte Wasser fällt. Da habe ich dann gesagt: ‚Okay, das mache ich selbst‘. Das war mein erster großer Auftritt in der Maus und dann haben alle gesagt: ‚Mach das doch immer‘.“

Alle Informationen aus 50 Jahren Sachgeschichten könne man sich nicht merken, meint Biemann. „Natürlich habe ich im Laufe der Jahre sehr viel gelernt, über Herstellungsprozesse und alles Mögliche. Aber das Gute ist, dass es immer noch Vieles gibt, das ich nicht weiß, wo ich dann selber neugierig bin und es wissen möchte und das macht es für mich eben so spannend, weiter Sachgeschichten zu machen.“ ... und für uns, Kinder zwischen 3 und 93, sie auch weiter anzuschauen. Ad multos Annos. (Das war Lateinisch).

Elisabeth Official

Krimikost aus Ost

Als Reflex auf den auch bei den ostdeutschen Zuschauern sehr beliebten *ARD-Tatort* wurde vom DDR-Fernsehen die Reihe *Polizeiruf 110* entwickelt. Die erste Episode „Der Fall Lisa Murnau“ wurde vor 50 Jahren, am 27. Juni 1971, gesendet.

Nicht erst zum Jubiläum gibt es dauerhaft in der ARD-Mediathek und fast jede Woche in einem der Dritten Programme die Gelegenheit zu einer medien-archäologischen Expedition. Die auf 35 Millimeter Kino-Material gedrehten *Polizeiruf*-Geschichten in Film-Noir-Schwarzweiß und in der Röte des Rots von ORWO-Color aus der Bitterfelder Giftküche sind nun digital aufgefrischt. Fundstücke aus einer versunkenen Welt und Zeit. Bilder und Botschaften, Texte und Zeichen. Spiegel oder Zerrspiegel der DDR-Wirklichkeit?

Für die Fernseh-Zuschauer, die dort lebten, ein Wiedersehen mit alten Bekannten. Je nach politischem Standort und per-



Heute ermitteln Katrin König und Alexander Bukow im Fernseh-Kommissariat Rostock. Foto: NDR/Christine Schroeder

sönlichem Erleben mit ostalgotischen oder trüb gemischten Gefühlen. Der *Polizeiruf 110* sei wie die DDR, beschrieb es die in Ostberlin aufgewachsene Publizistin Ulrike Steglich in einem Essay für *epd-medien*, „alle Widersprüche, alle Facetten dieses komischen, lächerlichen, in seiner Resistenz bemerkenswerten Landes steckten in dieser Serie.“

Für Westdeutsche sind die *Polizeiruf*-Episoden eine Einladung zur späten Entdeckung der besonderen Lebenswelten und Biografien in der DDR. Wer dort keine Verwandtschaft hatte, bekam ja kaum Zutritt zu den Dörfern und Städten zwischen Erzgebirge und Ostsee. Allenfalls konnte man mit etwas Herzklöpfen in den Raststätten am Rande der Transit-Autobahn

saure Soljanka, kalorienreiche Sättigungsbeilagen und mürrische Kellner kennenlernen. Am Nachbartisch hockten von der Staatssicherheit platzierte Mithörer. Sperrige Verhältnisse zwischen Ost und West. Die Springer-Presse setzte die DDR beharrlich in Anführungszeichen. Und viele Bundesbürger dachten die mit, wenn vom anderen deutschen Staat die Rede war. Im November 1970 startet die ARD die Reihe *Tatort*. Mit „Taxi nach Leipzig“, einem tragischen Kriminalfall vor dem Hintergrund der deutschen Teilung.

Die DDR-Fernsehfunktionäre sind alarmiert. Im zuständigen Staats-Komitee werden in wöchentlicher Klausur die repräsentativen Zuschauerbefragungen analysiert. Tendenz trist. „Chefkommentator“ Karl-Eduard von Schnitzler kommt mit seinem Magazin *Der Schwarze Kanal* auf höchstens fünf Prozent Sehbeiträge. Statt sich mit Bilder-Schnipseln aus der BRD über den Niedergang des Kapitalismus belehren zu lassen, machen die Werktätigen lieber massenhaft ins Westfernsehen rüber.

Erich Honecker fordert mehr Unterhaltung und weniger Langeweile im DDR-Fernsehen. Das neue Plansoll will man mit der Show *Ein Kessel Buntes* erfüllen. Und als direkte Antwort auf die große West-TV-Herausforderung *Tatort* mit dem erstaunlich zügig gezimmerten Format *Polizeiruf 110*.

Ein ideologischer Drahtseilakt. Nach reiner Lehre ist Kriminalität der sozialistischen Lebensart wesensfremd und kommt in den Verlautbarungs-Bleiwüsten der DDR-Presse nicht vor. Das heikle Themenfeld wird im *Polizeiruf* sorgsam eingehegt. Vom Treatment bis zur Endabnahme kontrollieren „Fachberater“ aus dem Ministerium des Inneren die Einhaltung der politischen Leitplanken. Die

Fernseh-Kriminalisten agieren denn auch allzeit diszipliniert in militärischer Rangordnung und Tonlage. Allen voran Peter Borgelt als linientreuer „Hauptmann Fuchs“. Zum *Polizeiruf*-Ensemble zählt auch Jürgen Frohriep als introvertierter „Oberleutnant Hübner“. Er denkt etwas kreativer um die Ecke als sein Chef. Anfang der 80er Jahre tritt Andreas Schmidt-Schaller als „Genosse Leutnant Grawe“ auf den Dreh-Plan. Wohl mit Seitenblick auf Ruhrpott-Kommissar Schimanski soll er in Lederjacke und Jeans ein bisschen mehr Lässigkeit ins *Polizeiruf*-Revier bringen. Sigrid Göhler als „Leutnant Vera Arndt“ ist von Anfang an dabei, die erste Kriminalistin im deutschen Fernsehen überhaupt. Eine wegweisende Personalie auch als agitatorisches Rauchzeichen gen Westen. Tatsächlich hat erst

sieben Jahre später mit Nicole Heesters eine *Tatort*-Kommissarin Dienstbeginn.

Als in Kultur und Politik bestens vernetzter Reporter und seit 1970 auch als Anchorman der *Abendschau* war der SFB-Journalist Alexander Kulpok immer ganz dicht dran an den Berliner Ereignissen und Befindlichkeiten.

Die Krimi-Offensive aus Adlershof sei bei den Kollegen im Funkhaus an der Masurenallee damals frostig aufgenommen worden, erinnert sich Kulpok. „Das Ost-Fernsehen wurde im Sender Freies Berlin bis in die obersten Etagen mit Nichtachtung gewürdigt.“ Zwar habe man sich schon mal Sendungen vom hintergründig witzelnden Entertainer Heinz Quermann angeguckt oder Sportreportagen mit Heinz Florian Oertel, aber die Darstellung der Volkspolizei und ihrer Arbeit in der DDR im *Polizeiruf* sei in Westberlin doch meist „mit einem müden Lächeln“ quittiert worden, „allzu präsent waren die peinlichen Erfahrungen mit den Kontrollen an der Sektorengrenze oder bei der Fahrt über die Interzonen-Autobahn“.

Fanfaren von Jazzern in West und Ost

Mit seinem *Tatort*-Intro hat Klaus Doldinger im Westen des geteilten Landes Fernsehgeschichte geschrieben. Und im Osten Hartmut Behrsing mit der Titel-Musik für den *Polizeiruf*. Für 25 Folgen hat er zudem die komplette Filmmusik komponiert. Seine Soundtracks lässt er gern zwischen klassisch sinfonischen Elementen, avanciertem Jazz und Neuer Musik oszillieren.

Gut aufgelegt sitzt der bald 80-jährige ehemalige Solo-Posaunist der Komischen Oper und Mitbegründer der legendären „Dixieland-All-Stars“ in Berlin-Pankow am Computer. Das Stakkato seiner *Polizeiruf*-Fanfare klickt er gleich mal von der Festplatte, summt und trommelt laut mit. Den Chord-Synthesizer für das schrill verfremdete Martinshorn habe er sich damals irgendwie aus dem Westen besorgen können. Dazu im Schnell-Takt montierte Bilder der ostentativ bestens gerüsteten Volkspolizei: Blinkendes Blaulicht, schnüffelnde Spürhunde, haarscharf an der Kamera vorbei kurvende Wartburgs, energisches Training der Kripo-Darsteller auf der Judo-Matte und am Schießstand, im zackigen Einsatz auf dem Schnellboot und im heuschreckartigen Hubschrauber.

Anders als im Action-Vorspann geht das im ganzen Land ermittelnde *Polizeiruf*-Kollektiv aber betont ruhig zur Sache. Hin und wieder doch mal eingebaute Verfolgungsjagd mit zweizylindrisch tuckernden Trabi-„Rennpappen“ wirken geradezu rührend. Flucht ist sowieso zwecklos. Im engmaschigen Netzwerk wachsamer „Abschnittsbevollmächtigter“, misstrauischer Hausgemeinschaften und grauer Schattenmänner der allwissenden „Firma Horch und Guck“ kann keiner untertauchen. Trotzdem haben die wackeren *Polizeiruf*-Kriminalisten immer viel zu tun. Auch in der DDR gilt auf dem Weg zur „allseits ausgeprägten sozialistischen Persönlichkeit“ einstweilen Bert Brechts Erkenntnis, dass auf diesem Stern „die Mittel kärglich

sind und die Menschen roh, wer möchte nicht in Frieden und Eintracht leben, doch die Verhältnisse, sie sind nicht so.“

In einem der seltenen privaten Momente barmt die sonst so zupackend patente Genossin Arndt über die Problemzonen ihres Berufs: „Die Schattenseiten des Lebens, das ist meins: Strauchelnde, Asoziale, menschliches Versagen, Mörder, Trinker, Diebe, Egoisten, Schwächlinge, Ewig Gestrige.“ Todesfälle sind im *Polizeiruf* meist tragisches Versehen-Geschehen in Folge und Verkettung anderer Delikte „zum Nachteil des sozialistischen Eigentums.“

Vor dem Hintergrund der Mangelwirtschaft geht es immer wieder um teilweise originell krumme Wege zur Erfüllung des Traums von der Datsche im Grünen und des eigenen Autos, auf das man offiziell so verdammt lange warten müsste. Jederzeit und billig verfügbar ist in der DDR hingegen Alkohol, die Volksdroge Nummer Eins und Ursache vieler Straftaten. Wie immer pädagogisch mahnend liefern die *Polizeiruf*-Autoren beklemmende Beispiele menschlicher Tragödien. Unter dem seltsam unsensiblen Titel „Der Teufel hat den Schnaps gemacht“ wird 1981 besonders schonungslos der tiefe Sturz eines Alkoholikers nachgezeichnet. Die einfühlsame Filmmusik steuert Hartmut Behrsing bei. Das Cello-Solo zur Schlüsselzene hört er sich noch heute gern an.

Schaufenster zur DDR-Wirklichkeit

Für den Schriftsteller Wolfgang Brenner ist die *Polizeiruf*-Serie ein „Schaufenster zur DDR-Wirklichkeit“. Er ist in den 70er Jahren zum Studium nach Westberlin gekommen. Vielleicht weil er wie Staatschef Honecker aus dem Saarland stammt, interessiert er sich sehr für die DDR. Vom Leben im real existierenden Sozialismus, sagt Brenner, habe man ja seinerzeit im Studenten-Milieu eher unklare Vorstellungen gehabt. „Die waren geprägt entweder von einem naiven linken Wunschdenken oder von der West-Propaganda des Kalten Krieges.“ Da sei im *Polizeiruf* einiges zurechtgerückt worden: „Die Serie hat eine durchaus aufklärende Wirkung gehabt.“

Nach dem Fall der Mauer scheint das Schicksal des *Polizeirufs* besiegelt. Aber gerade von dieser Zeit des Umbruchs lassen sich die Ostberliner Fernsehmacher zu besonders starken Filmen inspirieren.

Befreit aus dem Korsett der verordneten Narrative vom makellosen Bild der Volkspolizei erzählen sie in der im November 1990 ausgestrahlten Folge „Das Duell“ von den Geschehnissen am 40. Nationalfeiertag der DDR am 7. Oktober 1989. „Ich bin für Recht und Ordnung zuständig, nicht für Politik“, murmelt der altgediente *Polizeiruf*-Ermittler „Hauptmann Beck“, als um ihn herum die vertraute Welt einstürzt. Verstört muss er erleben, dass sein Sohn bei den „konterrevolutionären Kräften“ mitmacht. Und entsetzt wird er Zeuge der brutalen Erniedrigung friedlicher Demonstranten in den Kellern des Polizeipräsidiums, dargestellt mit fast dokumentarischem Realismus. Mit satirischen Untertönen geht es dagegen in der Episode

„Unter Brüdern“ um den Clash of Cultures einer gemeinsamen Kunst-Raub-Ermittlung der *Polizeiruf*-Granden Fuchs und Grawe mit den *Tatort*-Stars Schimanski und Thanner. Flott inszeniert von Helmut Krätzig, der 1971 mit dem „Fall Lisa Mur-nau“ die *Polizeiruf*-Serie eröffnet hatte, wird der Film am 28. Oktober 1990 gleichzeitig in der ARD und im Deutschen Fernseh-funk ausgestrahlt – mit einer Vorspann-Collage der beiden Serien. *Polizeiruf*-Pionier Hartmut Behrsing hat seinen *Tatort*-Kollegen Klaus Doldinger später dann endlich auch persönlich kennengelernt. Bei der Vereinigung der beiden Komponisten-verbände haben sie in München gemeinsam gejazzt, er an der Posaune, Doldinger mit seinem Saxophon. Es hat sich sehr gut angehört, sagt Behrsing.

Der Kreis schließt sich aber noch nicht wirklich. Zumindest was ihren Rang anlangt, sind Hauptmann Fuchs und Leutnant Grawe als frisch gewendete Kriminal-Oberkommissare in der größer gewordenen Bundesrepublik angekommen. Ihr aus dem Westen importierter Vorgesetzter in „Thanners neuer Job“ ist nun der bekannte Kollege aus Duisburg.

Fuchs gerät bei Ermittlungen zu einem Bankraub als Geisel in die Gewalt rechtsradikaler Jugendlicher. Er ist den Tränen nah, als sie ihn mit einem DDR-Kinderlied verhöhnen: „Der Volkspolizist, der es gut mit uns meint, er zeigt uns den Weg, er ist unser Freund.“ Nachdem er beinahe erschossen worden wäre,

hat Fuchs genug von dieser neuen Zeit. Wortlos verlässt er das Revier. Neun Tage nach Ausstrahlung dieser 153. *Polizeiruf*-Folge wird der Deutsche Fernsehfunk abgeschaltet.

Die Marke *Polizeiruf* wird eineinhalb Jahre später von den in den fünf neuen Bundesländern zuständigen ARD-Sendern reanimiert. Man will eine Reihe über normale Polizeiarbeit etablieren, die statt Krimi-Traumwelten wie im bisweilen ziemlich abgehobenen *Tatort* Alltagswirklichkeit abbildet. Die wenigen verbliebenen alten Kriminalisten wie Beck und Grawe fremdeln mit den veränderten polizeilichen Verhältnissen und neuen kriminellen Herausforderungen. Für die Episode „Grawes letzter Fall“ schreibt Wolfgang Brenner mit seinem Drehbuch einen würdigen Nachruf auf die sympathische Kunstfigur. Für die *Stuttgarter Zeitung* „spiegelte diese *Polizeiruf*-Folge wahrscheinlich mehr die Ost-Befindlichkeit wider als mancher Stimmungsbericht.“

An der Mission Realismus wird im *Polizeiruf 110* bis heute mehr oder minder hartnäckig gearbeitet, verlässlich radikal und spannend etwa vom Team „Alexander Bukow“ und „Katrin König“ im Fernseh-Kommissariat Rostock.

Frank Johannsen

Frank Johannsen war Programmchef von SR 2 KulturRadio und Hörfunkdirektor des Saarländischen Rundfunks.

„Möge meine Legende ihren Weg gehen“

Die Zahl 5 hat einen besonderen Platz in ihrem Leben und Mode ist ihr Leben: Gabrielle „Coco“ Chanel baut eines der größten Modeimperien der Welt auf. Ihre Mode steht für Emanzipation, ihre Düfte für Freiheit. Das Korsett der Vergangenheit hat ausgedient.

Aus Jerseystoff, der im frühen 20. Jahrhundert zur Herstellung von Herrenunterwäsche verwendet wird, entwirft Coco Chanel Sportbekleidung für Frauen. Die Idee kommt der damals 29-jährigen, als sie im berühmten französischen Badeort Deauville, an der Promenade spazieren geht. Frauen tragen enge Korsetts und lange Röcke, als würden sie auf den Champs-Élysées flanieren. Auch der auffällige Hut darf zu dieser Zeit beim Ausgehen nicht fehlen.

Für Coco Chanel ein Unding. Sie entwirft aus Jersey weite Röcke, die den Knöchel der Trägerin herausblitzen lässt. Ihre Mode ist nicht starr, engt die Trägerinnen nicht ein. Sie vermittelt eine Art von Freiheit. So revolutioniert sie nicht nur die Mode, sondern auch die Beziehung der Frau zu ihrem Körper. Ihre Schwestern, Freundinnen und Coco selbst machen es vor. Chanel schneidet sich die Haare ab und verabschiedet sich damit vom typischen Frauenbild der damaligen Zeit. Schon bevor Marlene Dietrich in den 1930er Jahren Hosen salonfähig macht, trägt Chanel diese Art von Bekleidung – und das aus

Überzeugung. Bereits 1916 wird die Mode von Coco Chanel in der US-amerikanischen Zeitschrift *Harper's Bazaar* abgedruckt und macht sie auch in Nordamerika zur Ikone.

Unvergessen sollte Coco Chanel allerdings ein Parfum machen, welches über den Zweiten Weltkrieg hinaus und bis in die heutige Zeit der meist verkaufte Duft der Welt ist: N° 5. Mit der Vision, ein „Parfum für Frauen mit dem Duft einer Frau“ zu kreieren, entwickelt Coco Chanel einen Flakon, der erneut revolutionär ist.

Chanel denkt wieder anders. Sie möchte einen Duft lancieren, der nicht auf einer Komponente, nämlich auf dem Duft einer einzigen Blume beruht. Mit der Hilfe des Parfümeurs Ernest Beaux entsteht 1921 ein Produkt, das Schwung enthält, aber dennoch einfach und flach ist. Doch nicht nur N° 5 ist besonders, sondern auch der Erwerb. Ausschließlich in Chansels Boutiquen in Paris, Cannes, Biarritz und Deauville wird der neue Duft verkauft. Selbst als Coco Chanel ihr Couture-Haus während des Zweiten Weltkriegs schließt und nur die Boutique

in der Rue Chambon 31 geöffnet bleibt, stehen amerikanische Soldaten Schlange, um ein Fläschchen zu erwerben. Eine der berühmtesten Verehrerinnen des Parfums „Chanel N° 5“ ist Marilyn Monroe. Als sie gefragt wird, was sie trägt, wenn sie zu Bett geht, antwortete sie: „Ich trage nur Chanel N° 5“. 1959 wird der Duft sogar im weltberühmten Museum of Modern Art in New York City ausgestellt.

Doch der Weg zum Erfolg war hart. In ärmlichen Verhältnissen am 19. August 1883 in Saumur geboren, verbringt Gabrielle einen Großteil ihrer Kindheit in einem Zisterzienserkloster. In ihrer wenigen Freizeit näht und strickt sie. Ihr Vater konnte sie und ihre Schwester nicht versorgen, ihre Mutter starb an Tuberkulose. In dieser Zeit entwickelt Coco, wie sie von ihrer Familie genannt wurde, ihren eigenen Willen und den Wunsch nach Unabhängigkeit. Einen Namen macht sich Coco Chanel zunächst durch einen einfachen Strohhut. Als Hutmacherin eröffnet sie 1910 in der Pariser Rue Chambon 21 „CHANEL MODES“. Später sollte sie fünf Häuser in der Straße besitzen, darunter auch die Hausnummer 31. Berühmte Schauspielerinnen tragen nun ihre Kreationen. 1910 druckt das Theatermagazin *Comœdia Illustré* ein Portrait von Chanel, auf dem sie einen ihrer Hüte trägt. Nebenbei hat sie bereits ihre Boutique in Deuville in der Normandie eröffnet. Drei Jahre später kommt ihr Couture-Haus in Biarritz hinzu.

Chanel folgt auch dem Ruf nach Hollywood. Sie entwirft Kostüme für Samuel Goldwyns Produktionen. In den 1960er Jahren

werden Stilikonen wie die Präsidentengattin Jackie Kennedy und die Schauspielerinnen Romy Schneider sowie Elizabeth Taylor ihre Mode tragen.

Dies alles wurde aber nur möglich, weil Chanel sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, im Alter von 71 Jahren noch einmal neu erfand und sich einen Satz vor Augen führte: „Möge meine Legende ihren Weg gehen. Ich wünsche ihr ein schönes und langes Leben.“ 1954, genauer gesagt am 5. Februar, eröffnet sie ihr Couture-Haus wieder und bringt genau ein Jahr später einen weiteren Klassiker heraus: eine kleine gesteppte Handtasche mit Goldketten. Die Ketten sind verstellbar und ermöglichen der Frau, die Tasche auch über der Schulter zu tragen. Coco Chanel gibt ihr den Namen „2.55“.

Weitere Chanel-Klassiker sind das paspelierete Tweedkostüm und die zweifarbigen Chanel-Pumps. Das beigefarbene Leder der Pumps soll das Bein optisch verlängern, die schwarze Spitze den Fuß kleiner erscheinen lassen.

Mit ihrem Mut, ihrer Kreativität und Leidenschaft schafft Coco Chanel Mode, die Frauen auf ihre eigene Art und Weise befreit. 2004 wird Oscar-Preisträgerin Nicole Kidman das neue Werbegesicht für N° 5 und das New Yorker MoMa widmet Chanel eine weitere Ausstellung. Kluge und kreative Köpfe wie Karl Lagerfeld führten und führen Coco Chansels Erbe fort. Am 10. Februar 1971 verabschiedet sie sich von dieser Welt mit den Worten: „Sehen Sie, so ist das, wenn man stirbt“. Ihre Mode stirbt jedoch nie.

Franziska Vogt



Foto: Lily / CC BY 2.0 / Flickr



„Mit Podcasts erreichen wir ein neues Publikum“

Vor 50 Jahren ging der Sender Bayern 3 „on air“. Im Programm gab es damals vor allem Musik, Nachrichten und Service. Heute setzt der Sender immer stärker auf innovative und nicht-lineare Angebote wie Podcasts.

Als dritter Sender des öffentlich-rechtlichen Bayerischen Rundfunks geht Bayern 3 am 1. April 1971 an den Start. Die bundesweit erste Pop- und Servicewelle lieferte den Hörern zunächst vor allem Schlager, Nachrichten und Verkehrsmeldungen – aber auch noch ganz andere Informationen wie die Pegelstände für Binnenschiffer oder die Auflasszeiten für Brieffaubenzüchter. Im Interview mit der *Anno*-Redaktion blickt Programmchef Thomas Linke-Weiser auf 50 Jahre Radiogesichte zurück und erklärt, wie wichtig Social Media, Smart Speaker und Streamingplattformen mittlerweile sind.

Anno: Herr Linke-Weiser, Bayern 3 feierte heuer sein 50-jähriges Jubiläum. Wie sah die Geburtstagsparty inmitten der Corona-Pandemie aus?

Thomas Linke-Weiser: Die Party ist leider komplett ausgefallen. Wir hätten diesen Geburtstag gern mit unserem Publikum, mit vielen Stars und unserem Team gemeinsam gefeiert – zum Beispiel bei einem großen Festival oder einer Tour durch Bayern. Aber da hat uns Corona einfach einen Strich durch die Rechnung gemacht – allein für uns feiern wollten wir angesichts der Umstände nicht. Wir freuen uns aber sehr darauf, wenn wir endlich wieder mit neuen Events raus zu unseren Fans können und dann kann man ja „nachfeiern“!

Bayern 3 ist 1971 ja als bundesweit erste Servicewelle aus der Taufe gehoben worden. Wie sah das Programm der bayerischen „Autofahrerwelle“ damals aus?

Ganz anders als jetzt! Teile des Programms wurden vorab

aufgezeichnet oder sogar von Ö3 („Bitte recht freundlich“) übernommen. Die Sendungen hießen damals *Start mit Schwung*, *Morgentelegramm* oder *Gute Fahrt und gute Reise*. Die Moderatorinnen und Moderatoren waren sogenannte „Stationssprecher“ und mussten sich streng an Regeln halten. Kurios aus heutiger Sicht: Neben den Verkehrsnachrichten gab es ja auch noch regelmäßig den Segelflugwetterbericht, Pegelstände für Binnenschiffer und die Auflasszeiten für Brieffaubenzüchter. Was sich bis heute gehalten hat: Seit 1971 gibt es zur vollen Stunde die Bayern 3-Nachrichten.

Wer waren damals die Radiopioniere der ersten Stunde bei Bayern 3?

Bayern 3 war in den Anfangsjahren gar nicht so sehr von Personen, sondern sehr stark von Inhalten geprägt. Wenn man das so sagen kann, waren die ersten „Stars“ im Programm die Verkehrsmeldungen. Das gab es bis dahin noch nicht, das war revolutionär. Als Pionier der ersten Stunde kann man Josef Othmar Zöllner bezeichnen, der Bayern 3 als erste Pop- und Servicewelle in Deutschland konzipierte. Wobei mit „Pop“ damals noch deutsche Schlager gemeint waren und der Schwerpunkt klar auf „Service“ lag.

Nicht unerwähnt lassen können wir natürlich den Radiopionier Thomas Gottschalk.

Thomas Gottschalk ist ein Jahrhunderttalent. Er hat das deutsche Pop- und Unterhaltungsradioprägung geprägt wie kein anderer. Deswegen sind wir besonders stolz, dass er Teil unserer

Geschichte ist. Seine Übergeben an Günther Jauch in der damaligen *B3-Radioshow* waren legendär. Neben Thommy hatten und haben wir auch so viele andere tolle Leute bei uns: von Sandra Maischberger, Sabine Sauer, Jürgen Hermann und Fritz Egner in den 70er und 80ern über Susanne Rohrer und Markus Othmer in den 90er und 2000ern bis hin zu unseren aktuellen Moderatorinnen und Moderatoren, wo wir von Sebastian Winkler und den Frühaufdrehern bis hin zu unseren Spezialsendungen am Abend einfach tolle Personalities haben. Aber klar: Thomas Gottschalk hat den Grundstein für vieles gelegt und den BR mit seinem Revoluzzergeist verändert.

Statt Revoluzzergeist erhielten bald Musik- und Programmformate im Hörfunk Einzug.

Formate sind kein Allheilmittel, aber sie geben unseren Hörerinnen und Hörern, unseren Userinnen und Usern Verlässlichkeit und Orientierung. Ich will ja ungefähr wissen, welche Musik, welche Inhalte, welche Menschen mich morgens oder tagsüber erwarten, wenn ich das Radio einschalte, und mich nicht Tag für Tag auf etwas Neues einstellen. Wir sind ein Begleitmedium, das die Menschen gut durch den Tag bringt, und da gehört eine gewisse Erwartbarkeit dazu. Allerdings braucht es auch Formatbrüche, um für Aufmerksamkeit und die richtige Dosis an Überraschendem zu sorgen. Bayern 3 ist ein Hitradio, weil die Menschen diese Musik lieben und erwarten – und wir bieten sie ihnen. Aber wir spielen auch ganz viel neue Musik, damit unser Publikum vorne dran ist, mitreden kann und tolle neue Künstlerinnen und Künstler entdecken kann.

Seit diesen Pionier- und Anfangsjahren hat sich also in der Tat viel gewandelt. Was waren aus Ihrer Sicht die größten Veränderungen in den letzten Jahren beziehungsweise Jahrzehnten?

Wie viel Zeit und Platz haben Sie? Nein, im Ernst – die größte Veränderung von allen war sicher, dass immer neue Ausspielwege dazugekommen sind und diese alle in unterschiedlicher Form mitgedacht und mitbespielt werden müssen – und das mit der gleichen Personalstärke und unverändertem Etat. Wir sehen uns inzwischen nicht mehr als Radioprogramm, sondern als Marke, die ihren Kern im Audibereich hat, aber natürlich auch im Netz, bei Social Media, bei Smart Speakern, auf Streamingplattformen und Events präsent ist.

Apropos Ausspielwege: Mit dem True-Crime-Podcast *Aussage gegen Aussage* hat Bayern 3 zuletzt einen Erfolg auf dem boomenden Podcast-Markt gelandet. Wie wichtig sind Podcasts heute?

Wir wären doof, wenn wir uns nicht um dieses Thema kümmern würden. Mit Podcasts erreichen wir eine andere, jüngere Zielgruppe und ein neues Publikum. Wir können so unsere tollen Inhalte optimal verwerten. Ich vermute allerdings, dass auf dem Podcast-Markt eine gewisse Sättigung und Konzentration eintreten wird. Deswegen konzentrieren wir uns hier (auch aus Ressourcengründen) auf wenige, erfolgversprechende Formate. Grundsätzlich sind wir im non-linearen Bereich abhängig von globalen Entwicklungen. Spotify verschafft uns eine große, zusätzliche Reichweite – wir haben aber kaum Einfluss auf die Regeln der Plattform und wie dort mit unseren Inhalten umgegangen wird. Ähnlich ist es im Social-Media-Bereich, wo wir ebenfalls von Algorithmen abhängig sind, die wir nicht beeinflussen können. Trotzdem sind wir dort im Rahmen unseres öffentlich-rechtlichen Auftrags vertreten nach dem Motto: „Fish where the fish are“.

Seit dem Sendestart von Bayern 3 vor 50 Jahren hat sich im Freistaat ja eine ziemlich bunte Radiolandschaft mit lokal, regional sowie landesweit empfangbaren sowie privaten und öffentlich-rechtlichen Programmen entwickelt. Wo sehen Sie da Bayern 3 in Zukunft?

Im Gegensatz zu den großen Global Playern möchten wir mit Bayern 3 der „Local Hero“ sein. Wir sind ganz nah an unserem Publikum, wir sind hier in Bayern verankert, unsere Moderatorinnen und Moderatoren, unsere Redakteurinnen und Redakteure kennen das Alltagsleben, die Sorgen, Wünsche und Träume unserer Hörerinnen und Hörer, egal ob sie auf dem Land oder in der Stadt leben. Das war immer eine Stärke von Radio beziehungsweise Audio und das wird auch so bleiben.

Das Interview führte Vera Katzenberger.

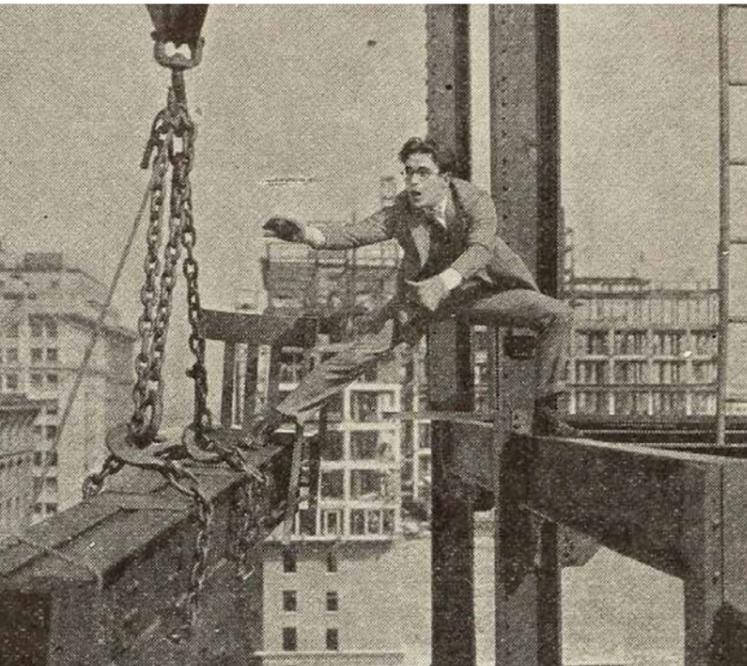


Fotos: Portrait von Jürgen Herrmann, BR, Foto Sessner

Nur für starke Nerven: Das Filmjahr 1971

Halsbrecherische Hochhaus-Akrobaten, resiliente Ehefrauen und prügelnde Priester: 1971 verabschieden wir uns von brillanten Komödianten und lernen die düstere Seite des Menschen kennen.

Kino bis zum Umfallen – nach dem Motto „safety last“ hat er sich mit akrobatischen Stunts in schwindelerregender Höhe in die Herzen der Zuschauer geblödel: **Harold Lloyd** stirbt am 8. März 1971 im Alter von 77 Jahren. Neben Charlie Chaplin und Buster Keaton gehört er zu den größten Komikern des



Harold Lloyd bei einem seiner waghalsigen Film-Manöver. Foto: Exhibitor's Trade Review, Public domain, Wikimedia Commons.

Stummfilms. Lloyd versteht sich auch in erster Linie als Schauspieler, nicht als Comedian. Es ist sein „Glasses Character“, der ihn von Chaplin und Keaton abhebt und seine Comedy-Karriere in Schwung bringt: In Lloyds Filmen geht es meist um einen jungen Mann mit Brille, der zunächst ängstlich und unsicher, aber im Laufe der Handlung immer mutiger zu seinem Glück findet. Dabei ist das nicht immer etwas für schwache Nerven: In *Ausgerechnet Wolkenkratzer!* (1923) klettert Lloyd in halsbrecherischer Höhe an einem Hochhaus hinauf – ohne nennenswerte Sicherheits-Vorkehrungen.

Die waghalsige Filmproduktion wird zu seinem berühmtesten Gag. Die Szene, in der er an dem Zeiger einer Uhr über dem Abgrund hängt, inspiriert bis heute zu Hommagen: Wie etwa in *Zurück in die Zukunft* (1985) oder in Martin Scorseses *Hugo Cabret* (2011). Das Wolkenkratzer-Klettern wird zu Lloyds Markenzeichen: In insgesamt sechs Filmen baumelt der Schauspieler vor der großstädtischen Skyline. Einige Kinobesitzer

engagieren Krankenschwestern, die sich um geschockte Zuschauer kümmern sollen. Harold Lloyd perfektioniert damit die Film-Gattung der „Thrill Comedy“ und bleibt vor allem als eines in Erinnerung: höchst komisch.

Nicht weniger schwindelerregend ist die Karriere von **Max Steiner**. Der 1888 in Wien geborene Komponist schreibt für über 300 Hollywood-Streifen die Filmmusik und wird sage und schreibe 24 Mal für den Oscar nominiert. Zu seinen berühmtesten Arbeiten gehören *King Kong und die weiße Frau* (1933), *Vom Winde verweht* (1939) und *Casablanca* (1942). Erstmals in der Geschichte des Films unterlegt Steiner in *King Kong* Dialoge mit Musik, was die dramatische Wirkung der Szenen erheblich steigert. Dass der Ton nicht weit von der Leiter fällt, wird klar, wenn man sich Steiners Herkunft ansieht: Er stammt aus einer Wiener Theater-Dynastie. Als begabter Junge lernt er früh diverse Instrumente und besucht bereits im Alter von 16 Jahren die Wiener Hochschule für Musik und darstellende Kunst.

Die Ausbildung des Nachwuchs-Talents übernehmen Gustav Mahler und Richard Strauss – letzterer ist auch sein Taufpate. Als der Tonfilm 1929 in Hollywood Einzug hält, zieht es Max Steiner in die sagenumwobene Film-Stadt. Mit *King Kong* gelingt ihm der Durchbruch, zwei Jahre später gewinnt er für die Musik von *Der Verräter* seinen ersten Oscar, zwei weitere sollen folgen. In *Vom Winde verweht* komponiert er für Figuren und Schauplätze eigene Themen, eine Praxis, die heutzutage kaum mehr wegzudenken ist. Ihm also den Titel des „Vaters der Filmmusik“ zu verleihen, ist da mehr als treffend, immerhin ist es Max Steiners musikalisches Genie, das bis heute jeden unserer Kinobesuche zum synästhetischen Erlebnis macht.

Helene Weigel hat sich damals 1923 mit Bertolt Brecht „zusammengeschmissen“. Ob Brecht ohne seine Frau genauso erfolgreich das epische Theater etabliert hätte? Wohl kaum. Immerhin ist es das ruhige, gestische Spiel der Österreicherin, das die Frauenfiguren des Dichters maßgeblich beeinflusst. Als „kleine Gestalt und große Kämpferin“ beschreibt er sie. Und nach den zahlreichen außerehelichen Eskapaden ihres Mannes braucht es auch eine gehörige Portion Kampfgeist, um die Ehe nicht aufzugeben.

Mit *Mutter Courage und ihren Kinder* läuten Brecht und Weigel in Berlin eine neue Theater-Ära ein. Weigel wird 1949 Intendantin des frisch gegründeten „Berliner Ensembles“ und führt es mit geschickter Hand zum Erfolg. Noch vier Wochen vor ihrem Tod am 6. Mai 1971 steht Helene Weigel als die Mutter im gleichnamigen Brechtschen Stück auf der Bühne – eine Rolle, für die sie sowieso das Vorbild war. *Viktoria Sommermann*

Monsignore Bonvivant

„Herr, lass mich diese Kerze auf seinem Schädel zerschlagen.“ Am 26. Februar stirbt Fernandel, der schlagfertige Priester Don Camillo, im ewigen Kampf gegen Peppone und den Kommunismus.

„Das ist kein Priester, sondern eine Dampfwalze“, beschwert sich Bürgermeister Peppone beim Bischof. Schließlich hat Don Camillo neulich erst 15 seiner Männer niedergeschlagen – unerhört, findet auch der Monsignore. Als er Peppone anbietet, einen neuen Priester zu schicken, rudert der bei dessen Anblick sofort zurück: „Diese halbe Portion? Der fliegt doch 20 Meter, wenn ich ihm eine Backpfeife verpasse. Don Camillo rührt sich da nicht vom Fleck!“ Und so bleibt der Pfaffe im Dorf. Wie kein anderer mimt er die rechte (und linke) Faust Gottes: Fernand Joseph Désiré Contandin, bekannt als Fernandel, spielt den schlagkräftigen Priester Don Camillo in fünf Filmen und gibt damit dem Streithahn ein unverwechselbares Gesicht. Dass ihn so mancher als „Pferdeschnauze“ bezeichnet, stört den 1903 geborenen Marseillais nicht, denn sein langgezogenes Antlitz wird einmal bekannter sein als das des französischen Präsidenten.

Dabei will der junge Fernandel zunächst gar nicht die unseriöse Laufbahn als Schauspieler einschlagen. Sind doch schon seine beiden Eltern Entertainer und treten in Vaudeville-Theatern auf. Noch dazu entscheiden sich zwei der drei Geschwister für das magere Künstler-Leben. Nur Fernandel nicht: Er versucht sich zunächst als Bankkaufmann. Das adrette Banker-Leben bereitet dem geborenen Schausteller jedoch nur wenig Spaß. Mit 21 Jahren wirft er die Lehre hin und widmet sich voll und ganz dem Familiengeschäft – mit durchschlagendem Erfolg. 1928 zieht es den jungen Sänger und Schauspieler nach Paris, wo er in Revuen und Operetten mitwirkt. Zuvor heiratet er Henriette Félicie Manse, von deren Mutter er den Spitznamen Fernandel erhält: „Fernand d'elle“, „ihr Fernand“, wenn sie vom Fernand ihrer Tochter

spricht. Eher mühselig geht es zunächst voran, bald folgt jedoch der Durchbruch: Mit *Der Tugendjüngling der Madame Husson* (1932) heimst Fernandel seinen ersten Leinwand-Erfolg ein.

In den 1940er-Jahren mauert er sich zum beliebtesten

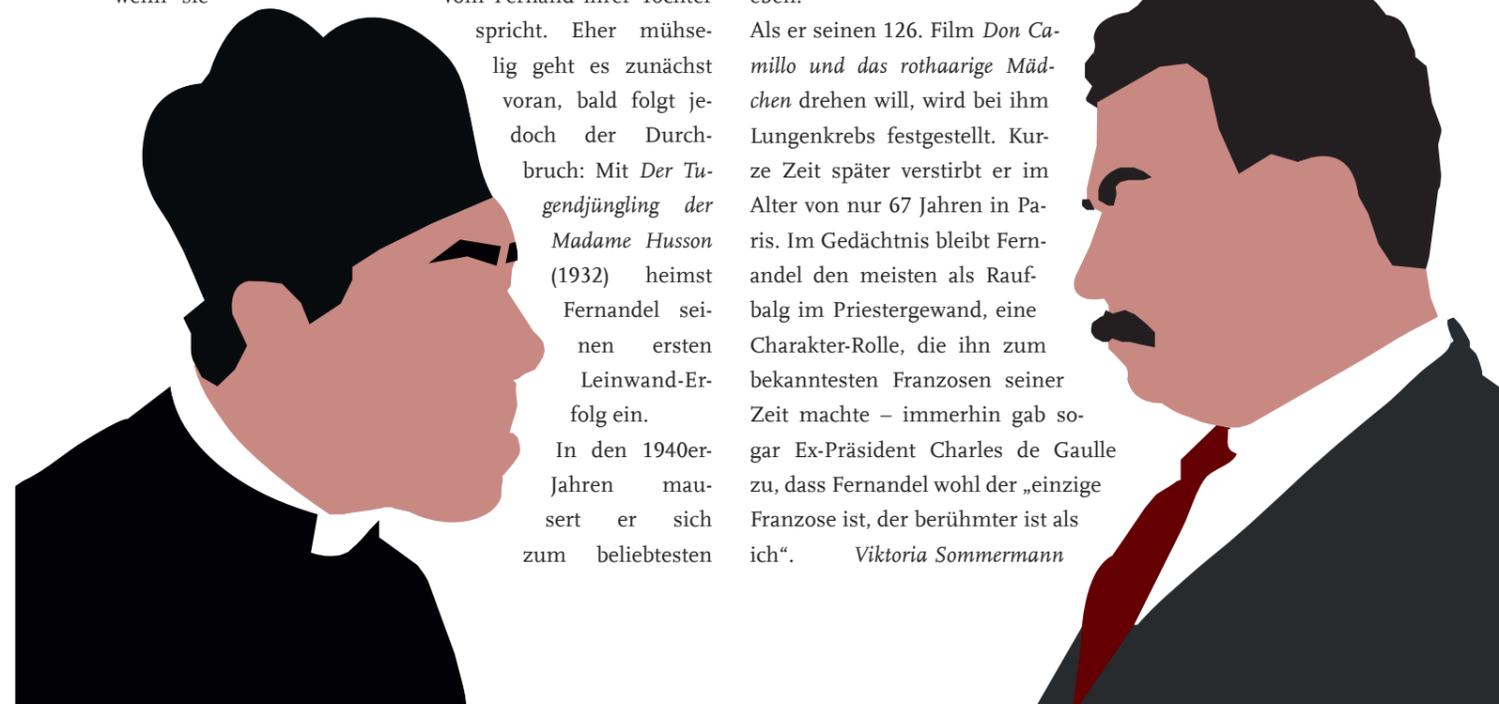
Film- und Bühnenschauspieler Frankreichs. Doch erst 1952 soll er die größte Rolle seines Lebens erhalten: Für die Verfilmungen der Romane über *Don Camillo und Peppone* von Giovannino Guareschi erhält er den Part des unnachgiebigen Prügel-Priesters. Dabei ist er weder die erste noch die zweite Wahl, sondern erst die vierte. Es stellt sich aber schnell heraus, dass Fernandel ein wahrer Glücksgriff ist: Die Kritiker loben und die Zuschauer lieben ihn. Vier weitere Filme mit dem Franzosen als Don Camillo folgen. Und nicht nur das: Er wird von zwei Päpsten empfangen, Pius XII. und Johannes XXIII., die Don Camillo positive PR für die katholische Kirche zu verdanken haben. Pius meint sogar er sei „der bekannteste Priester der Christenheit“ – natürlich nach dem Papst.

Dabei ist Don Camillo nicht die einzige Rolle, in der Fernandel mit seinem komödiantischen Talent brilliert und für Lacher sorgt: In *Geld oder Leben* (1966) mimt er neben Heinz Rühmann einen schlitzohrigen Bankangestellten – so ist die abgebrochene Lehre doch noch zu etwas nütze gewesen. Im privaten Leben beschreiben ihn Bekannte hingegen als verlässlichen und vertragstreuen Gesellen.

Er ist bescheiden, lebt mit seiner Frau und den drei Kindern zurückgezogen in einer Villa nicht weit von Marseille. An seinem Privatstrand fährt er Boot und spielt Boule – die Presse beschreibt ihn, enttäuscht aufgrund der fehlenden Skandale, als „Durchschnitts-Franzosen“.

Zwar haut Fernandel privat nicht so sehr auf den Putz wie sein alter Ego Don Camillo, doch als echter Marseillais ist er weder dem Pastis noch dem Essen und den Zigaretten abgeneigt – ein echter südfranzösischer Lebemann eben.

Als er seinen 126. Film *Don Camillo und das rothaarige Mädchen* drehen will, wird bei ihm Lungenkrebs festgestellt. Kurze Zeit später verstirbt er im Alter von nur 67 Jahren in Paris. Im Gedächtnis bleibt Fernandel den meisten als Raufbalg im Priestergewand, eine Charakter-Rolle, die ihn zum bekanntesten Franzosen seiner Zeit machte – immerhin gab sogar Ex-Präsident Charles de Gaulle zu, dass Fernandel wohl der „einzige Franzose ist, der berühmter ist als ich“. *Viktoria Sommermann*



Eine klassische Horrorshow

Stanley Kubricks *A Clockwork Orange* kommt 1971 in die Kinos und erschüttert mit gewalttätigen Szenen, düsteren Zukunfts-Fantasien und den tiefgehenden Fragen zum menschlichen Dasein.

„Das hier bin ich... Alex. Und meine drei Droogs... Pete, Georgie und Dim. Wir hockten in der Korova-Milchbar und überlegten uns, was wir mit diesem Abend anfangen sollten.“ Und die Gang entscheidet sich – an diesem Tag wie an allen anderen – für „ultra-violence“. Das schockierende Meisterwerk *A Clockwork Orange* kommt 1971 in die Kinos und hinterlässt das Publikum sprachlos. Basierend auf dem gleichnamigen Roman von Anthony Burgess macht sich Stanley Kubrick, auf dem Höhepunkt seiner Karriere, an die Verfilmung der brutalen Horrorshow rund um Alex DeLarge. Eine passende Wahl, denn wohl keinem anderen Regisseur wäre der Einblick in Burgess' gewaltgebeutertes Zukunfts-London so gelungen wie dem perfektionistischen Kubrick.

Alex, der in dem Film seine Lebensgeschichte erzählt, ist Anführer einer Jugendbande in einem trostlosen Vorort der britischen Hauptstadt in nicht allzu ferner Zukunft. Ihre Zeit vertreiben sich die Jungs indem sie Wehrlose verprügeln, sich mit anderen Straßenbanden knüppeln, rauben und vergewaltigen. Dabei zelebriert besonders Alex die extremen Gewaltexzesse, unterlegt mit klassischer Musik – er ist ein riesen Beethoven-Fan. Die anderen „Droogs“ sind jedoch nicht mehr mit seinem Führungsstil zufrieden: Sie wollen mehr Geld erbeuten, während sich ihr Anführer lieber heftigen Gewalt-Räuschen hingibt. Nach einem Einbruch, bei dem Alex die Hausbesitzerin erschlägt, hintergehen die vermeintlichen Freunde ihren Anführer und lassen ihn für die Polizei zurück. Wegen Mordes wird er zu 14 Jahren Gefängnis verurteilt.

Doch damit beginnt erst Alex' Odyssee: In einer neuen Therapie von der Regierung wird er als Versuchsobjekt ausgewählt und soll zum guten, gesetzestreu Menschen umkonditioniert werden, der jegliche Form von Gewalt verabscheut. Die Therapie stellt sich dabei als nicht weniger horrend heraus, als Alex' bisheriges Leben: Er wird zwangsfixiert und stundenlang mit Klammern in den Augenlidern dazu gezwungen, gewalttätige Filme anzusehen. Ein zuvor verabreichtes Serum ruft dabei starke Übelkeit beim Anblick von brutalen Szenen hervor. Vermeintlich geheilt entlässt man den ehemaligen Übeltäter

in die Welt. Doch dort schlägt die vorher von ihm verübte Gewalt auf den Resozialisierten zurück: Er gerät an seine alten Opfer und ehemaligen Freunde, wird geprügelt und gefoltert. Bis er versucht sich das Leben zu nehmen. Den Sturz aus einem Fenster überlebt er schwerverletzt – und verliert dabei sämtliche Nebenwirkungen der Anti-Gewalt-Therapie: Alex ist wieder ganz der alte. Oder wie er selbst sagt: „Ich war geheilt, all right.“

Mit dem düsteren Ende hat sich Kubrick von der Romanvorlage abgewandt: Denn bei Burgess wird Alex zum Schluss tatsächlich von seinen Gewalt-Fantasien befreit. Obwohl Kino-Kritiker die Ästhetisierung der Gewalt bemängeln, erschafft Kubrick mit *A Clockwork Orange* ein nachdenklich stimmendes Meisterwerk der Filmkunst, das sich nicht davor scheut, unbequeme aber grundsätzliche Fragen über den Menschen und seine Welt zu stellen. Die Thematik ist dabei nicht so realitätsfern, wie es zunächst erscheinen mag: Burgess basiert seinen Roman auf einem traumatisierenden Erlebnis seiner Frau, die hochschwanger von vier Teenagern in London verprügelt wird, woraufhin sie ihr Kind verliert. Wie

alle Filme von Stanley Kubrick schockiert und irritiert der Streifen auf den ersten Blick: extreme Gewalt und surreale Szenerien vor der Musik von Ludwig van Beethoven. Dahinter steht jedoch die Frage nach dem freien Willen des Menschen: Alex, der davon überzeugt ist, dass das Böse Teil eines jedes Menschen ist, operiert jenseits jeglicher gesellschaftlicher Akzeptanz. Er feiert Gewalt, Drogen, Anarchie und schert sich nicht um ein Miteinander, geschweige denn um seine Opfer. Die Freiheit, gut – oder in Alex' Fall – böse zu sein, nimmt ihm die Regierung und programmiert ihn zu einem willenlosen Roboter um.

Doch der Versuch scheitert. Alles wird wieder auf Anfang gesetzt. Stanley Kubrick gelingt es mit *A Clockwork Orange*, ein verstörendes Bild der Gesellschaft auf Leinwand zu bannen. Wie immer gibt er dabei keine Antworten auf gestellte Fragen, sondern er überlässt es dem Zuschauer, seine eigenen Interpretationen zu finden.

Viktoria Sommermann



„Publik ist tot“

So lautete in großen Lettern die Schlagzeile auf der Titelseite der letzten Ausgabe der Wochenzeitung *Publik* am 19. November 1971, mit der ein ambitioniertes publizistisches Projekt bereits nach drei Jahren sein Ende fand.

Die erste Ausgabe der *Publik* war am 27. September 1968 erschienen, mit der Intention, in der Bundesrepublik Deutschland eine katholische Zeitung zu etablieren, die der Moderne aufgeschlossen begegnete.

Erwachsen war das Projekt aus dem religiösen und geistigen Aufbruch, den das von Papst Johannes XXIII. 1962 ausgerufene Zweite Vatikanische Konzil ausgelöst hatte. Verbunden war mit diesem die Idee eines „aggiornamento“, einer Öffnung der katholischen Kirche zur Welt und zu ihren Eigengesetzlichkeiten. Das Konzil, das mit Unterbrechungen bis 1965 tagte, hatte sich zwar auch mit der Rolle der Medien in der Welt befasst, ohne allerdings selbst schon eine offensive Position zu beziehen. Die Pastoralinstruktion „Gaudium et Spes“ hatte immerhin die relative Autonomie der Sachbereiche in der Welt anerkannt. Doch erst „Communio et Progressio“ machte sich 1971 die Vorstellung von einer dialogischen Öffentlichkeit zu eigen – da stand *Publik* schon vor dem Scheitern.

Die Gründung dieser Wochenzeitung stand im Kontext einer eher problematischen Beziehung der katholischen Kirche in Deutschland zu Presse und Öffentlichkeit seit dem 19. Jahrhundert. Zwar hatte man schon damals versucht, der „schlechten“ säkularen Presse eine „gute“ kirchliche entgegenzustellen, die jedoch engstirnig und konservativ ganz nach innen gerichtet war. Sich von dieser Tradition zu lösen, war die Absicht derjenigen, die nach dem Konzil den Plan einer progressiven katholischen Wochenzeitung fassten. Die Programmschrift dazu verfasste 1965 Hans Suttner, der schon journalistische und kirchliche Funktionen ausgeübt hatte. Sie wurde der Deutschen Bischofskonferenz, die die Grundfinanzierung bereitstellen sollte, vorgelegt.

Das Projekt war von Anfang an umstritten. Nicht nur zwischen den Bischöfen, sondern auch in der bereits vorhandenen katholischen Publizistik. Gründe für Kontroversen waren neben dem Finanzierungsbedarf insbesondere die Ausrichtung der Redaktion und ihr Verhältnis zum „Lehramt“. Die Urheber des Projekts wollten einem weltoffenen Katholizismus dienen und beanspruchten dafür die redaktionelle Freiheit. Dass die Bischöfe 1967 schließlich einen Gründungsbeschluss fassten, war auch auf zwei von ihnen eingeholte, ermutigende Gutachten zurückzuführen: Ein betriebswirtschaftliches bezifferte die erwartbaren Kosten, das Institut für Demoskopie Allensbach prognostizierte eine absehbar positive Leserresonanz.

Nach dem Gründungsbeschluss begannen die Vorbereitungen für die *Kirchliche Wochenzeitung (KWZ)*. Hans Suttner übernahm die Geschäftsführung, er starb aber leider schon 1968 bei einem Verkehrsunfall. Als Chefredakteur wurde Alois

Schardt gewonnen, der vorher leitender Redakteur beim Bayerischen Rundfunk gewesen war. 25 Redakteure wurden eingestellt und die Redaktion in Frankfurt angesiedelt. Als Zeitungstitel entschied man sich unter mehreren Varianten für *Publik*, was den Geist der Offenheit zu signalisieren schien. Im Mai 1968 war die obligatorische Nullnummer fertig.

Als *Publik* Ende September 1968 auf den deutschen Pressemarkt getreten war, wurde sie in der politisch-intellektuellen Öffentlichkeit und in der Publizistik im Allgemeinen positiv aufgenommen. Allerdings bereitete die Rekrutierung einer hinreichenden Leserschaft Probleme, obwohl man sogar Werbekolonnen eingesetzt hatte. Die Zahl der Abonnements erreichte im ersten Jahr 20.000, im zweiten 40.000, hinzukam ein freier Verkauf von 15.000 Exemplaren. Offenbar gab es in der Leserschaft erhebliche Fluktuationen. Jedenfalls lag der kommerzielle Ertrag weit unter dem, was zur Refinanzierung notwendig gewesen wäre, zumal es auch an Anzeigeneinnahmen mangelte. Zur Basisfinanzierung waren knapp 13 Millionen Mark zur Verfügung gestellt worden. 1969 stimmte eine knappe Mehrheit der Bischöfe nochmals für eine Weiterfinanzierung. Als aber im Jahr darauf weitere 6,8 Millionen bewilligt werden sollten, traten die alten Konfliktlinien um das Projekt wieder hervor. Insbesondere die Gegner waren nicht weiter zu finanziellen Zusagen bereit. Wie sollte man rechtfertigen, für ein solch elitäres Projekt Einnahmen aus Kirchensteuern abzuzweigen? Ohnehin waren manche der Meinung, die Zeitung überfordere die (überwiegend männlichen) Leser, die Themenmischung sei zu heterogen und die publizistische Linie zu weit links. Solche Kritik betraf gerade auch das Ressort Theologie. Obwohl es noch letzte „Rettungsversuche“, auch unter prominenter Fürsprache gab, fasste die Bischofskonferenz am 15. November 1971 den Beschluss, *Publik* einzustellen. Vier Tage später verkündete die letzte Ausgabe ihren Tod.

Das öffentliche Echo auf die Einstellung war verheerend. Der Versuch, die katholische Kirche mit einer weltoffenen Wochenzeitung auf dem publizistischen Markt zu positionieren, war misslungen. Schuldzuweisungen an die Amtskirche waren unweigerlich die Konsequenz. Redakteure und treue Anhänger der Zeitung taten sich zusammen, um ein bescheidenes Nachfolgeorgan im DIN A4-Format namens *Publik-Forum* ins Leben zu rufen. Dieses erscheint (digital) noch heute und hat ihre Mutter-Zeitung, die gerade einmal drei Jahre alt wurde, jetzt 50 Jahre überlebt.

Jürgen Wilke

Dr. Jürgen Wilke ist emeritierter Professor für Publizistikwissenschaft an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

Klassiker zuhauf, dabei gerne live und laut

Die 60er brachten den Durchbruch des Rock. In den 70ern ging es mit Volldampf weiter – auch wenn sie mit dem Ende der Beatles begannen. „All Things Must Pass“, sang George Harrison. Aber „Stairways to Heaven“ und „Smoke on the Water“ begeistern noch heute.

Wer sich heute orientieren will, was vor 50 Jahren in der Rockmusik los war, der hat seit einigen Jahren eine gute aktuelle Orientierungshilfe: die Musikindustrie hat nämlich entdeckt, dass die einst jungen Fans dieser Musik nach 50 Jahren a) noch am Leben sind und b) gerne Geld für gute Wiederveröffentlichungen ausgeben. So erscheinen für alle großen Alben Super-Deluxe-Limited-Edition-Box-Sets mit einem Remastering oder Remixing der Tracks und gewöhnlich viel Bonus-Material in Form von Outtakes, Sessions etc.

Das begann mit dem Ende der 60er Jahre und setzte sich in den 70ern fort. Dabei gibt es übrigens einen technischen Grund, warum diese Form der Überarbeitung nicht schon für die Mitte der 60er Jahre greift: Erst Ende dieses Jahrzehnts wurden überhaupt 8-Spur-Aufnahmegeräte Standard in den Aufnahmestudios, auf denen im Idealfall jedes Instrument seine eigene Aufnahmespur hat. Wenn zuvor 4-Spur-Aufnahmen die Regel waren, so können selbst große Fortschritte in der Elektronik bei denen noch nicht zaubern, d.h. die einzelnen Instrumente wieder trennen, die gemeinsam auf eine Spur

aufgenommen wurden. Das ist noch die sprichwörtliche Zukunftsmusik, scheint aber kein Ding der Unmöglichkeit.

Das Jahrzehnt begann mit der gut dokumentierten Auflösung der Beatles und ihrem „Schwanengesang“ *Let It Be*. Die Fans bekamen dafür gleich die vierfache Ration an Soloplaten, von denen es zwei verdienen, besonders hervorgehoben zu werden: George Harrisons Box-Set *All Things Must Pass* (1970) war das erste Triple-Album eines Einzelkünstlers überhaupt und legte Zeugnis von seiner ungeheuren Song-Writing-Kreativität ab, die er auf den Beatles-Platten zum Schluss nicht mehr unterbringen konnte.

John Lennon schuf ein Jahr später mit *Imagine* einen ikonischen Song auf seinem gleichnamigen Album, aufgenommen mit seiner Plastic Ono Band. Als „Begleitband“ von George Harrison auf seinem Album formierte sich übrigens eine weitere Band, die mit einem brillianten Debut-Album aufwarten sollte: Derek and the Dominoes, d.h. Eric Clapton mit Band, spielten ihre *Layla and Other Assorted Love Songs* ein. Die Beatles schafften es auch, zwei Konzertformate zu etablieren,

die später vielfach nachgeahmt oder erneut genutzt wurden: Ihr Live-Auftritt *On the Rooftop* vor minimalem Publikum, aber eingefangen von Kameras, war zwar mehr aus der Verlegenheit geboren als ein bewusstes Konzept, fand aber etliche Nachahmer. Vor allem aber das *Concert for Bangladesh*, von George Harrison für seinen Freund Ravi Shankar 1971 initiiert, war das Muster für alle späteren Benefiz-Konzerte (wie *Live Aid* etc.), bei denen sich viele Bands für eine gute Sache zusammaten. Ein Knüller gelang George Harrison dabei, als er seinen Freund Bob Dylan auf der Bühne ankündigen konnte: Der war nämlich seit zwei Jahren nicht mehr live zu sehen gewesen (und ging auch erst 1974 wieder auf Tournee). Bob Dylans Platten aus dieser Zeit hingegen (*Self Portrait* und *New Morning*, beide 1970) kamen bei Fans und Kritik nicht so gut an.

Vom Tag, als Jimmy Hendrix starb ...

Im September 1970 schockte der plötzliche Tod von Jimi Hendrix die Musikwelt. In einer Experimentierphase hatte er seine Begleitmusiker teilweise neu zusammengestellt, zum Teil nur für sehr kurze Zeit oder wenige Auftritte. Sein letztes großes Konzert war der Auftritt beim berühmten *Isle of Wight-Festival* von 1970 – dem berühmten dritten (und letzten) der Konzerte auf der britischen Insel. Seine Studio-Aufnahmen aus dieser Zeit wurden jedoch erst postum (und z.T. in fragwürdigen

Zusammenstellungen) veröffentlicht, z.B. *The Cry of Love*. Deutschland konnte mit seinem Festival-Abklatsch auf Fehmarn nicht mithalten, wurde aber notorisch als letzter Live-Auftritt von Hendrix überhaupt.

Den Rolling Stones, die nach längerer Pause erstmals wieder auf Tournee gegangen und 1970 die Live-Platte *Get Yer Ya-Ya's Out* veröffentlicht hatten, gelang mit ihrem 1971er Album *Sticky Fingers* ein künstlerischer wie kommerzieller Erfolg. Beide Platten gehören zu der Phase der Stones, die von vielen Fans wegen der Virtuosität ihres neuen Gitarristen Mick Taylor als die musikalisch beste bezeichnet wird. Das Album, das u.a. den Klassiker *Brown Sugar* enthält, machte im übrigen auch wegen seines von Andy Warhol gestalteten Covers (mit hautenger Jeans und echtem Reißverschluss) von sich reden.

... zu Stairway to Heaven

Ihr bekanntestes und oft gecovertes Stück veröffentlichte auch die Rockband Led Zeppelin im Jahre 1971 auf ihrem Megaseiler *Led Zeppelin IV*: das achtminütige *Stairway to Heaven*, bei dem sich sowohl Sänger Robert Plant wie Gitarrist Jimmy Page profilieren konnten – später angeblich eines der populärsten Stücke für Hochzeitsfeiern. Erst jüngst wurde übrigens gerichtlich geklärt, dass die Anleihen bei dem Stück *Taurus* von Spirit nicht so stark sind, dass von einem Plagiat gesprochen werden darf. (Led Zeppelin waren schon bei weiteren



In den 60er Jahren trug eine Mauer in der Prager Nebenstraße Velkopřevorské náměstí politische Botschaften und Liebesgedichte. Seit den 80er Jahren sind es vor allem Fan-Graffitis für Rockstars, bis heute insbesondere für die Beatles. John-Lennon-Mauer heißt sie daher im Volksmund und bei den vielen Touristen, die sie und sich vor ihr fotografieren. Foto: Sebastian Kempgen

Blues-Klassikern zunächst etwas großzügig mit den korrekten Copyright-Angaben.) Das Vorgängeralbum der Band, *Led Zepelin III* von 1970, enthielt den fast ebenso langen Klassiker *Since I've Been Loving You*.

Nach dem Tod von Rockröhre Janis Joplin (1970), die an ihrem Album *Pearl* gearbeitet hatte, erlitt die Rockmusik auch 1971 mit Jim Morrison, dem Sänger und Poeten der Doors, einen weiteren großen Verlust. Er hatte sich seit 1969 in einer selbstzerstörerischen Phase befunden und war danach mit seiner Freundin nach Paris gezogen. Seine Grabstätte in der französischen Hauptstadt sollte in der Folgezeit zu einer der großen Pilgerstätten der Musikszene werden. Das letzte Album unter Jim Morrisons Beteiligung war das 1971 veröffentlichte *L.A. Woman*, das neben dem Titelsong auch den Klassiker *Riders on the Storm* enthielt – beides Sieben-Minuten-Stücke.

Einen Meilenstein nicht nur ihrer eigenen Bandgeschichte veröffentlichte die Gruppe Jethro Tull mit Ian Anderson an der Querflöte 1971: Die LP *Aqualung* enthielt neben dem Titelsong u.a. auch den Klassiker *Locomotive Breath*, dessen charakteristischer Rhythmus das Fahren eines Zuges nachahmt.

Rauch überm See und eine magische Frau

Deep Purple gelangen gleich zwei riesige Erfolge: nach *Deep Purple in Rock* (1970) mit dem Ende 1971 aufgenommenen *Smoke on the Water*, dessen Riffs seitdem Pflichtübung für jede Cover-Band sind (und oft die ersten, die junge Gitarristen zum Nachspielen animiert haben). 1970 hatte auch Carlos Santana seinen größten Erfolg mit dem Album *Abraxas*, das gleich zwei künftige Klassiker enthielt: das Blues-Stück *Black Magic Woman* (von Peter Green) und *Oye Como Va*.

Das Spektrum der medialen Gestaltung und Präsentation von Rockmusik erweiterte sich nach der Rockoper *Tommy* von The Who mit als solchen komponierten Rockopern weiter und erfuhr mit *Jesus Christ Superstar* im Jahr 1971 (nach *Hair* von

1967) seinen Höhepunkt. Lange, durchkomponierte Stücke fand man in dieser Zeit auch bei Bands wie Pink Floyd, z.B. bei dem 24-minütigen *Atom Heart Mother* von Pink Floyd (1970), oder beim 23-minütigen *Echoes* vom Album *Meddle* (1971). Den sogenannten *Progressive Rock* formierte und dominierte die neue Supergroup *Emerson, Lake & Palmer*, mit dem gleichnamigen Debutalbum von 1970 sowie *Pictures at an Exhibition* von 1971. Sie stehen für die Rockadaptation klassischer Stücke oder Motive, auch hier platten(seiten)füllend.

Im Rückblick betrachtet, waren die ersten beiden 70er Jahre ohne Zweifel für die Rockmusik eine Zeit herausragender Leistungen, die viele Klassiker des Genres hervorgebracht hat. Auffallend ist dabei, dass sich das Format gerade auch solcher Songs von der üblichen Kurzform von drei bis fünf Minuten hin zu epischen Formen, die damit nicht mehr Hitparaden-Radio-Format hatten, aber auch nicht mehr zu haben brauchten, um populär zu werden, weiterentwickelte. Stadium-Konzerte mit riesigen Verstärkeranlagen erlaubten ohrenbetäubende Lautstärken, deren sich gerade auch die Heavy Metal- bzw. Rock-Bands der Zeit (Free, Black Sabbath, Deep Purple, Grand Funk Railroad, Grateful Dead, Allman Brothers u.a.) gerne bedienten. Der morbide Club 27, d.h. der Rockstars, die in diesem Alter starben, fand in diesen Jahren seine ersten Mitglieder – aber erst der Rückblick erlaubte später die Erkenntnis einer Reihung. Live-Alben etablierten sich in diesen Jahren im Rock, nachdem auch die mobile Aufnahmetechnik auf der Höhe der Zeit war. Neben dem schon erwähnten Album der Stones gehörten 1970/71 vor allem *Live at Leeds* von den Who und *Mad Dogs & Englishmen* von Joe Cocker zu den herausragenden Vertretern dieser Gattung. Sebastian Kempgen

Dr. Sebastian Kempgen ist emeritierter Professor für Slavische Sprachwissenschaft der Uni Bamberg – und selbst Bassist in einer Rockband.

Lang ist's her

Anno-Herausgeber Markus Behmer blickt auf sein Jahr 1971 zurück.

Im März wurde ich zehn Jahre alt. Ein Kind noch. Kleine Plastikritter waren mein Lieblingsspielzeug. Sie schlugen epische Schlachten gegen die Cowboys meines Bruders auf dem Boden des Zimmers, das wir uns teilten. Draußen spielten wir leidenschaftlich „Abwerfen“: „Du bist tot!“ „Na, hab noch ein Leben!“ Pseudofinale Regeln – 50 Jahre vor dem *Squid Game*, der südkoreanischen Dramaserie, die vor Kurzem den erfolgreichsten Netflix-Start hinlegte.

Mädchen fand ich wohl nicht doof, eher nett. Aber fremd, hatte ich doch nur Brüder. Einer ein Jahr älter, einer ein Jahr jünger; ich war der Schwächliche in der Mitte. Zwei Jahre zuvor

war ich schwer erkrankt. Noch immer durfte ich wenig Sport machen, durfte nur mit Hut in die Sonne. Und damals schien immer die Sonne – in meiner Erinnerung. Außer es schneite. Im Herbst kam ich ins Gymnasium. Englisch war neu; wenigstens das Teeäitsch viel mir leicht, lispelte ich doch eh etwas. Meine Eltern hatten gerade den ersten Fernseher gekauft – ein Schwarz-Weiß-Kasten, wo es doch längst Farbgeräte gab. *Die kleinen Strolche*, auch *Dick und Doof* waren wohl meine Lieblingsendungen – und bald *Bonanza*. Aber Karl May, seine Bücher, waren mir wichtiger. Und meine grellorange Trainingsjacke. Lang ist's her. Markus Behmer

1946

neunzehnhundertsechsvierzig





Kann es Gerechtigkeit geben?

Über zwölf Jahre hinweg verbreitete das „Dritte Reich“ Angst und Schrecken in Europa. Millionen von Menschen verloren ihr Leben. Wie sollte unsägliches Leid gesühnt werden? Diese Frage sollte der erste internationale Strafprozess klären – die „Nürnberger Prozesse“.

1933 kam es in Deutschland zur Machtübernahme durch die NSDAP unter Hitler – der Albtraum für Deutschland, Europa und die ganze Welt nimmt hier seinen Anfang. Die Folge war unbeschreibliches Leid für Oppositionelle, Juden, Homosexuelle und viele weitere. Am 15. September 1935 wurden die „Nürnberger Gesetze“ erlassen, welche die Legitimationsgrundlage für die Diskriminierung und Verfolgung der jüdisch-stämmigen Bevölkerung im Nationalsozialismus sein sollten. Doch das sollte erst der Anfang gewesen sein.

Krieg ist immer grausam, doch der vom „Dritten Reich“ losgetretene übertraf alles bisher Bekannte. Es kam in ganz Europa zu unbeschreiblichen Grausamkeiten. 1941 beherrschten Hitler und seine Verbündeten fast den kompletten Kontinent. Bis zu diesem Zeitpunkt waren bereits Millionen von Menschen tot, jedoch sollten noch viele mehr dem Terror der Nationalsozialisten zum Opfer fallen. Viele von ihnen wurden von der SS, aber auch von der Wehrmacht erbarmungslos massakriert. Im gesamten Herrschaftsgebiet der Nationalsozialisten wurden sogenannte Konzentrationslager errichtet. Millionen von Juden, Oppositionellen und andere den Nazis unliebsame Personen wurden eingesperrt, gefoltert und ermordet. Doch das größte singuläre Verbrechen an der Menschheit stand noch bevor – der Holocaust. Im Sommer 1941 begann der systematische Massenmord an den Juden. Der Wahn der Nationalsozialisten zielte auf die vollständige Vernichtung der Juden. Zentrum der NS-Vernichtungspolitik war das 1940 errichtete Konzentrationslager Auschwitz, in dem die SS über eine Millionen Juden ermordete. Bei der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz 1945 bot sich den Befreiern ein schreckliches Bild: „Eine riesige Anzahl von Baracken – viele ohne Dächer – auf Pritschen lagen Menschen, Skelette schon, mit Haut überzogen und abwesendem Blick. Es war schwer, sie ins Leben zurückzuholen“, so der russische Kameramann Alexander

Woronzow. Die Welt war tief erschüttert von den Bildern aus den Lagern. Am 8. Mai 1945 kapitulierte das Deutsche Reich. Zwölf Jahre Barbarei und Terror fanden endlich ihr Ende. Über 50 Millionen Menschen waren durch Krieg und Genozid gestorben. Was nun? Ein Land, das zu so viel Grausamkeit fähig war, wie soll damit umgegangen werden? Karel Stojka, ein Häftling in Auschwitz, sagte: „Nicht Hitler, Göring, Goebbels, Himmler und alle wie die hießen, haben mich verschleppt und geschlagen. Nein, es war der Schuster, der Nachbar, der Greisler, der Milchmann, der Postmann, der eine Uniform bekommen, eine Binde bekommen und eine Soldatenmütze auf den Kopf drauf ... und dann waren sie die Herrenrasse.“ Kann es Gerechtigkeit geben? Wer trägt Schuld an den Grausamkeiten und wer soll dafür bestraft werden? Das gesamte deutsche Volk?

Rache oder Gerechtigkeit?

Bereits vor dem Sieg über Hitler Deutschland verhandelten die Alliierten über die Konsequenzen für Deutschland und darüber, wie deutsche Kriegsverbrechen bestraft werden sollten. Doch zwischen den Siegermächten herrschte große Uneinigkeit. Sollten, wie von Stalin einmal gefordert, 50.000 Menschen ohne Prozess hingerichtet werden? Oder gab es einen anderen Weg, der Gerechtigkeit Genüge zu tun? Letztendlich setzten sich die Amerikaner mit ihrer Forderung nach einem „rechtsförmigen Verfahren“ durch – den Nürnberger Prozessen. In Nürnberg, der einstigen Lieblingsstadt Hitlers und der Stadt der Reichsparteitage der NSDAP, sollte den Kriegsverbrechern der Prozess gemacht werden. Erstmals in der Geschichte wurden vormalige Regierungsmitglieder vor ein internationales Gericht gestellt und vor einer weltweiten Öffentlichkeit zur Rechenschaft gezogen. Das war die Geburtsstunde des Völkerstrafrechts. Nicht die Bevölkerung, sondern

die Verantwortungsträger des Terror-Regimes sollten zur Rechenschaft gezogen werden.

Von Anfang an war der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher ein riesiges Medienereignis mit Hunderten von Beobachtern und Journalisten, darunter prominente Namen wie Erich Kästner, Erika Mann, Markus Wolf und der spätere Bundeskanzler Willy Brandt, die sich dicht an dicht mit Juristen und den Angeklagten im Schwurgerichtssaal 600 des Nürnberger Justizpalastes drängten. Die umfassende Berichterstattung hatte ein Ziel: Die grausamen Machenschaften des NS-Regimes offenzulegen und die deutsche Bevölkerung zu einer Auseinandersetzung mit den Gräueltaten des „Dritten Reichs“ zu bewegen. Auf der Anklagebank des ersten dieser Nürnberger Prozesse (zwölf weitere Verfahren folgten bis 1949) saßen 21 führende Nationalsozialisten und ihre Wegbereiter, so der vormalige Generalfeldmarschall Hermann Göring, Julius Streicher, Herausgeber des antisemitischen Hetzblatts *Der Stürmer*, NS-Außenminister Joachim von Ribbentrop und der frühere Reichskanzler Franz von Papen.

Die Anklage lautete: Verschwörung gegen den Weltfrieden, Planung und Durchführung eines Angriffskrieges, Verbrechen und Verstöße gegen das Kriegsrecht, Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

„Jetzt sitzen also der Krieg, der Pogrom, der Menschenraub, der Mord en gros und die Folter auf der Anklagebank. Riesengroß und unsichtbar sitzen sie neben den angeklagten Menschen. Man wird die Verantwortlichen zur Verantwortung ziehen. Ob das gelingt?“, so Erich Kästner. Unvergessen sind auch die Eröffnungsworte von Chefankläger Robert Jackson: „Die Untaten, die wir zu verurteilen und zu bestrafen suchen, waren so ausgeklügelt, so böse und von so verwüstender Wirkung, dass die menschliche Zivilisation es nicht dulden kann, sie unbeachtet zu lassen, sie würde sonst eine Wiederholung solchen Unheils nicht überleben. Dass vier große Nationen, erfüllt von ihrem Siege und schmerzlich gepeinigt von dem geschehenen Unrecht, nicht Rache üben, sondern ihre gefangenen Feinde freiwillig dem Richtspruch des Gesetzes übergeben, ist eines

der bedeutsamsten Zugeständnisse, das die Macht jemals der Vernunft eingeräumt hat.“

Über Monate hinweg wurde verhandelt, wurden unzählige Beweise für die Gräueltaten der Angeklagten gesichtet. Diese beteuerten dennoch immer wieder ihre angebliche Unschuld, beziehungsweise ihr Unwissen und zeigten wenig bis keine Reue. Doch kann man von all den Grausamkeiten wirklich nichts gewusst haben? Nein, wie Hans Frank, einer der Angeklagten, konfrontiert mit einer Filmaufnahme aus einem KZ, weinend im Gefängnis eingestand: „Wir haben wie Könige gelebt und an diese Bestie geglaubt! Lassen Sie sich von niemandem erzählen, dass sie von nichts gewusst haben.“ Zu diesem Ergebnis kam am 30. September und 1. Oktober 1946 auch das internationale Gericht. Das Tribunal fällte zwölf Todesurteile, drei Freisprüche und mehrere lange Haftstrafen. Die Todesurteile wurden am 16. Oktober 1946, zwei Wochen nach der Urteilsverkündung, vollstreckt. Nur Hermann Göring entzog sich durch Selbstmord der Hinrichtung am Galgen. Auch wenn es Deutsche gab, die noch von einer „Siegerjustiz“ sprachen, trug die Berichterstattung maßgeblich dazu bei, dass ein Großteil des Volkes die Rechtmäßigkeit der Urteile anerkannte.

Doch genügt das? Was ist mit den unzähligen willigen Helfern der NS-Todesmaschinerie? Das müssen sich viele Zeitgenossen gedacht haben. „Die Deutschen müssen“, so Willy Brandt, „Verantwortung tragen. Verantwortung ist jedoch nicht dasselbe wie Schuld. Diejenigen, die sich nicht schuldig fühlen und an den nazistischen Verbrechen nicht schuld sind, können sich gleichwohl nicht den Konsequenzen einer Politik entziehen, der sich ein allzu großer Teil desselben Volkes bereitwillig angeschlossen hatte.“ Kann das unglaubliche Unrecht jemals gesühnt werden? Vermutlich nicht. Aber es kann, wie von Willy Brandt gefordert, Verantwortung getragen werden, sodass sich solche Grausamkeiten niemals wiederholen. Dazu ist es anhaltend notwendig, immer wieder an das Unfassbare von damals zu erinnern – auch noch 75 Jahre nach den Urteilen im Nürnberger Gerichtssaal 600, der heute selbst ein Denkmal ist.

Pascal Guegan

Blätterrauschen von Aachen bis Chemnitz

Unterschiedlich waren Tempo und Strategie, mit denen die Besatzungsmächte im Jahr Zwei nach Kriegsende den Wiederaufbau der deutschen Presse umsetzten. Viele der 1946 entstanden Titel prägen die Medienlandschaft bis heute.

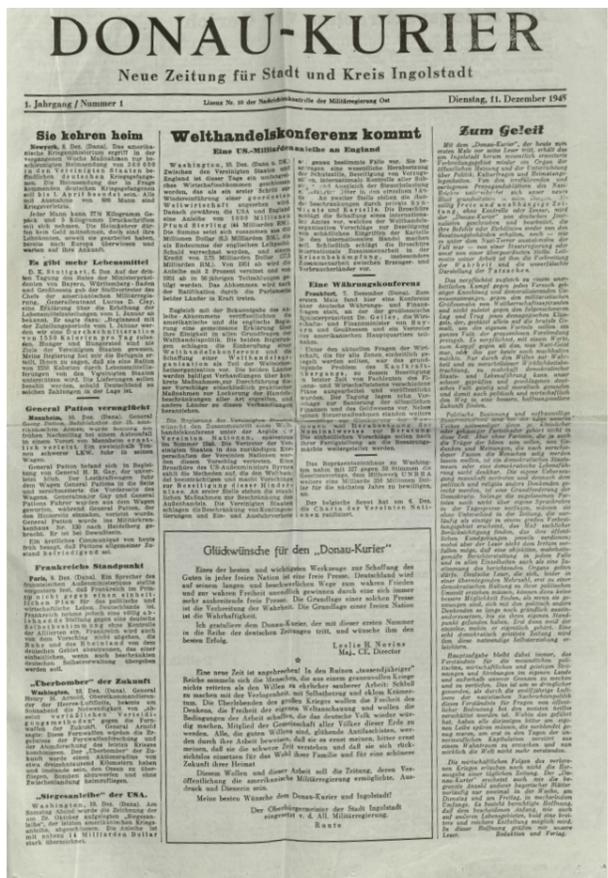
Nach der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 und dem Zusammenbruch des „Dritten Reichs“ leiteten die alliierten Besatzungsmächte schrittweise den Wiederaufbau des besiegten Landes ein. Als grundlegende Voraussetzung gehörten dazu auch die Mittel der Information und Kommunikation. Während Radiostationen, soweit sie technisch noch funktionsfähig waren, direkt in den eigenen Sendebetrieb übernommen wurden, bedurfte der Wiederaufbau der Presse längerer Vor-

Konsequenz, dass 1946, sozusagen im Jahr „2“ des Wiederaufbaus der Tagespresse, eine gewisse Ungleichzeitigkeit auftrat. Die US-Amerikaner riefen 1945, noch bevor sich die Besatzungszonen konsolidiert hatten, 16 Militärzeitungen ins Leben, die jedoch nur mehrere Wochen oder Monate erschienen. Keine reichte bis ins darauffolgende Jahr. Denn noch 1945 startete die Militärregierung die dritte Stufe ihres Aufbauplans. Als erste Zeitung mit amerikanischer Lizenz erschien am 1.



der US-Zone (und in Berlin) existierten. Titel, die 1946 hinzukamen, waren unter anderem die *Fränkische Landeszeitung* (Ansbach), die *Neue Presse* (Coburg) und die *Passauer Neue Presse*. 1947 wurden vier, 1948 noch sechs weitere Zeitungen lizenziert. Begleitet wird die Lizenzierung von Direktiven für die Gestaltung des Zeitungsinhalts. Schon 1946 wurde die Überführung der Zeitungen in deutsche Unternehmen und bestimmte Kontrollmaßnahmen in die Verantwortlichkeit der am 19. September 1945 per Dekret gegründeten Länderverwaltungen Bayern, Württemberg-Baden und Hessen übergeben. Es trat hier also 1946 bereits gewisse Lockerungen ein. Eine eigene Pressegesetzgebung war zwar angestoßen worden, sie kam aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht über Präliminarien hinaus.

zugelassene Zeitung, die erste „freie“ überhaupt in Deutschland, schon Monate vor Kriegsende. Weitere britische Lizenzzeitungen kamen 1946 in rascher Folge heraus, darunter die *Westfälische Rundschau* (Dortmund), die *Rheinische Post* (Düsseldorf), die *Kieler Nachrichten* und die *Hamburger Allgemeine Zeitung*. Insgesamt starteten 1946 35 der insgesamt lizenzierten 56 Zeitungen (= 62,5 Prozent) in den vier Ländern der britischen Besatzungszone, der größere Anteil noch bevor diese überhaupt gegründet worden waren. Viele Direktiven, wie zu berichten sei, ergingen noch 1946. Eine Abkehr von dieser Pressepolitik erfolgte erst gegen Ende des folgenden Jahres. Wieder anders verfuhrten die Franzosen, die als „verspätete Siegermacht“ im Westen ein Besatzungsgebiet zugestanden bekommen hatten und die Amerikaner in den eroberten



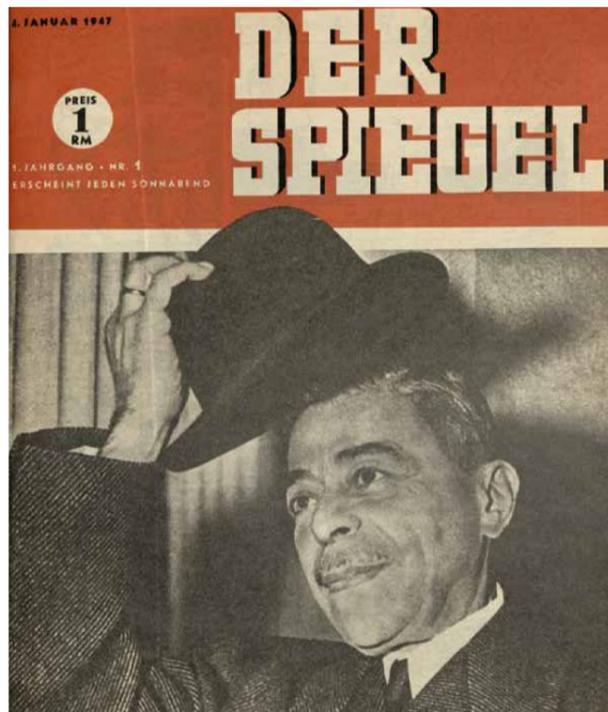
bereitungen. Dafür hatten die US-Amerikaner und die Briten bereits 1944 einen Plan ausgearbeitet, der ein dreistufiges Vorgehen vorsah: Nach einem totalen „Black Out“ sollte die deutsche Bevölkerung zunächst durch Militärzeitungen unterrichtet werden, bevor Lizenzen zur Herausgabe von Zeitungen wieder an Deutsche erteilt werden sollten. Das war Teil des Reeducation-Prozesses, an dessen Ende eine demokratische Presse stehen sollte. Verleger, die vor 1945 Zeitungen herausgebracht hatten, waren zunächst jedoch ausgeschlossen. Noch 1945 setzte die Umsetzung dieses Plans ein. Allerdings geschah dies in den Besatzungszonen unterschiedlich, mit der

August 1945 die *Frankfurter Rundschau*. Man folgte dabei dem Modell einer Gruppenzeitung, so dass mehrere Personen unterschiedlicher politischer Ausrichtung gemeinsam eine Lizenz erhielten. (Das war allerdings schon bei der *FR* wegen eines „linken“ Übergewichts nicht recht gelungen.) Noch im gleichen Jahr folgten in der amerikanischen Zone 22 weitere Lizenzzeitungen, darunter das *Main-Echo* (Würzburg), die *Frankenpost* (Hof), die *Süddeutsche Zeitung* (München) und die *Nürnberger Nachrichten*. Mit dieser Gründungsdynamik fuhren die Amerikaner 1946 fort, so dass am Ende dieses Jahres bereits 44 Zeitungen in

In der Britischen Besatzungszone waren 1945 sogar 20 Militärzeitungen entstanden, die zum Teil noch bis weit ins Jahr 1946 hinein erschienen. Ihre Ablösung durch lizenzierte deutsche Zeitungen vollzog sich hier etwas verzögert. Das hatte mit einer Lizenzierungspraxis zu tun, die parteipolitisch konkurrierende Blätter bevorzugte. Deshalb wartete man ab, dass sich erst einmal politische Parteien herausbildeten. Die erste von den Briten lizenzierte Zeitung war die *Braunschweiger Zeitung*, die ab dem 8. Januar 1946 erschien. Allerdings gab es in dieser Zone bereits seit dem 24. Januar 1945 die *Aachener Nachrichten*, eine von den Amerikanern bei ihrem Vormarsch

Von 1945 bis 1946 dauerte die so genannte Lizenzzeit. Wurde die *Münchener Zeitung* (Nr. 11 vom 18.08.1945), noch von den amerikanischen Besatzern selbst herausgegeben, bekamen bei der *Süddeutsche Zeitung* (Nr. 1 vom 06.10.1945) und beim *Donaurkurier* (Nr. 1 vom 11.12.1945) aus der NS-Zeit unbelastete Deutsche eine Lizenz. Die *Frankfurter Allgemeinen* wurde erst nach der Gründung der Bundesrepublik, als die Presse wieder frei war, gegründet (Nr. 1 vom 01.11.1949). Nächste Seite: Am 04.01.1947 erscheint die erste Ausgabe des *Spiegels*, am 01.08.1948 die des *Sterns*.

Gebieten ablösen. Militärzeitungen spielten, von einem französischsprachigen Blatt (mit zeitweiliger deutscher Ausgabe) abgesehen, keine Rolle. Der *Mittel-Rhein Kurier* in Bad Ems machte am 2. August 1945 mit einer Vorab-Genehmigung den Anfang, und zwar für drei Regierungsbezirke (Koblenz, Trier, Montabaur). Im April 1946 wurde er durch die *Rhein-Zeitung* beziehungsweise die *Trierische Volkszeitung* ersetzt. Zwar hatte es 1945 noch andere Lizenzzeitungen gegeben. Aber nur zwölf der insgesamt 33 Titel erhielten von den Franzosen ihre Lizenz 1946 (darunter die *Badische Zeitung* / Freiburg und die *Allgemeine Zeitung* / Mainz). Die Lizenzierungspolitik war in



der Französischen Zone eher uneinheitlich, wechselnd zwischen Gruppen- oder Einzellizenzen. Erst 1947 wurden Lizenzen auch an Parteien vergeben, da man erkannt hatte, dass sie ihre eigenen Sprachrohre benötigten. Das schlug sich nicht nur in den Lizenzen, sondern auch in den Papierzuteilungen nieder. Instruktionen dienten auch in der Französischen Zone der Kontrolle, und erst gegen Ende des Jahres 1946 zeichnete sich ein Übergang von der Vor- zur Nachzensur ab.

Einen eigenen Weg beim Wiederaufbau des Pressewesens ging man erst recht in der sowjetischen Besatzungszone. Dort wurde aus ideologischen Gründen das Ziel verfolgt, die Presse zu einem Instrument der staatssozialistischen Beeinflussung zu machen, wie Lenin es schon formuliert hatte. Bereits wenige Tage nach der Kapitulation, am 15. Mai 1945, erschien in der SBZ die erste, von der sowjetischen Militäradministration betriebene Zeitung (*Tägliche Rundschau*, sie erschien bis 1955). Da man keinen Privatbesitz im Pressewesen haben wollte, wurden Lizenzen nur an Parteien und Organisationen (wie

den Gewerkschaftsbund) ausgegeben. Mehrheitlich gingen sie an die Kommunistische Partei Deutschland (KPD). Zwar erhielten zunächst auch noch andere Parteien die Erlaubnis für Zeitungen, die SPD wie auch die „bürgerlichen“, die als „Blockparteien“ firmierten (CDU, DBD, LDPD, NDPD). Doch war deren Anteil gering, zumal nachdem KPD und SPD zur SED 1946 zwangsvereinigt worden waren. Als deren Zentralorgan erschien seit dem 23. April in Ost-Berlin das *Neue Deutschland*. Insgesamt kamen 1946 in Ost-Berlin und den noch bestehenden Ländern Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen 20 Zeitungen neu



heraus (ebenso viele wie 1945). Zu nennen sind hier unter anderem die *Landeszeitung* (Schwerin, später: *Schweriner Volkszeitung*), die *Sächsische Zeitung* (Dresden), die *Leipziger Volkszeitung*, der *Neue Weg* (Halle/Saale) und das *Thüringer Tageblatt* (Weimar). Nach Auflösung der Länder 1952 wurden sie zu Bezirkszeitungen ihrer jeweiligen Parteien deklariert. Quantitativ gesehen, war 1946 das wichtigste Jahr in der Phase der Lizenzpresse, die praktisch mit der Gründung der Bundesrepublik im Mai 1949 endete. Fast die Hälfte aller auf deren Gebiet neu herausgebrachten Zeitungen waren Gründungen aus dem Jahr 1946, was vor allem durch die Lizenzierung der Briten bedingt war. In allen Zonen kamen in den folgenden Jahren nur noch vergleichsweise wenige neue Titel hinzu, von Rheinland-Pfalz einmal abgesehen. 1946 hat die Tagespresse in den Besatzungszonen der Siegermächte aber nicht nur quantitativ zugenommen. Der Druck der Besatzungsmächte auf sie begann sich abzuschwächen, wenn auch unterschiedlich schnell. Wovon man die SBZ aber ausnehmen muss. *Jürgen Wilke*

Kaufmann, Kapitän, Journalist, Jurist

Vier Gründer – ein Blatt: Am 21. Februar 1946 erscheint in Hamburg unter dem Titel *DIE ZEIT* die erste Ausgabe einer neuen Wochenzeitung, die später in der Bundesrepublik Deutschland zu einem intellektuellen Leitmedium werden sollte.

Allerdings ist ihr, wie erst jüngst bekannt wurde, bereits im Jahr zuvor am 15. September 1945 eine „Nullnummer“ vorausgegangen, sozusagen ein Probeexemplar, in dem vorweg modellhaft eine Ausgabe der Zeitung gestaltet worden war. Zwischen beiden Ausgaben gab es durchaus noch Unterschiede: in Schriftzug und Schriftart, im mittig platzierten Hamburger Stadtwappen. Aber die Hauptressorts waren schon vorhanden, denn laut Untertitel war es eine Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft, Handel und Kultur.

Wie alle anderen Zeitungen damals benötigte auch das Wochenblatt eine Erlaubnis der – in diesem Fall britischen – Besatzungsmacht und ist folglich aus der Nachkriegsepoche der Lizenzpresse hervorgegangen. Vier Personen unterschiedlicher Herkunft fanden sich damals in Hamburg zusammen, um gemeinsam eine Lizenz zu beantragen: der Verlagskaufmann Ewald Schmidt (mit dem Namenszusatz di Simoni), der zuletzt als Korvettenkapitän bei der Marine gewesen war; Richard Tüngel, Stadtbaur a.D., langjähriger freier Journalist und Schriftsteller in Berlin; Lovis H. Lorenz, erfahren als Redakteur und Herausgeber mehrerer Zeitschriften vor 1945; und als jüngster der Jurist Gerd Bucorius, der im „Dritten Reich“ als Anwalt selbst noch Juden verteidigt hatte. Er verfügte bereits über räumliche Ressourcen, weil er im Juni 1945 in Hamburg zum Treuhänder für das Pressehaus am Speersort ernannt worden war.

Acht Seiten für eine neue Zeit

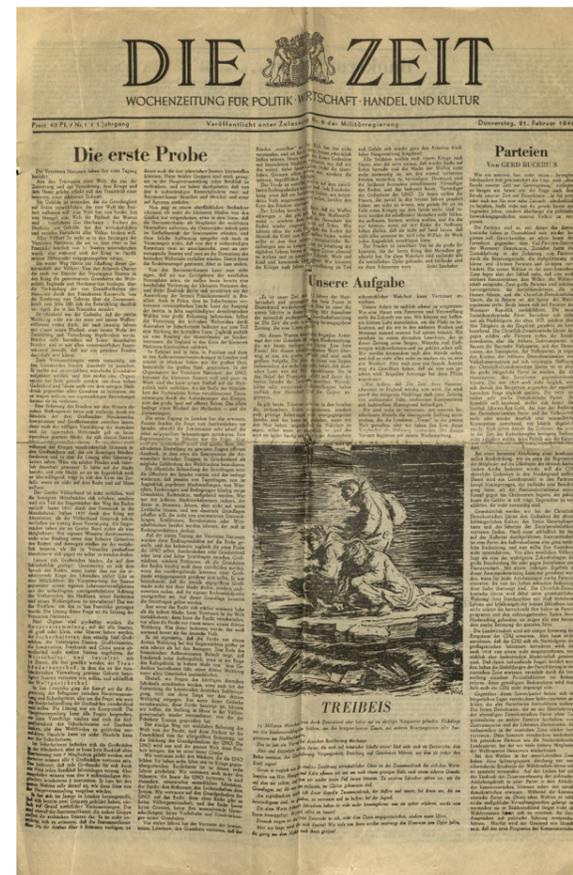
Die Lizenz wurde am 15. Februar 1946 erteilt, früher als dies bei den ersten Tageszeitungen in Hamburg der Fall war. Eine Woche später lag die erste Ausgabe vor, mit acht Seiten Umfang und in einer Auflage von 10.000 Exemplaren. Gedruckt wurde sie auf einer erhaltenen Rotationsmaschine der

alteingesessenen Druckerei Broschek. Die Abnehmer drängten sich angeblich in einer Schlange an der Auslieferung. Wie es die Anekdote will, seien es vor allem Fischhändler gewesen, die dringend Einwickelpapier brauchten. Der Plan einer Wochenzeitung setzte nicht auf tagesaktuelle Berichterstattung, obschon es zunächst eine Rubrik „Wochenspiegel“ mit den wichtigsten Ereignissen der letzten sieben Tage gab. „Unsere Aufgabe“ – das verkündete eine programmatische Erklärung auf der Titelseite der Erstausgabe:

„Die Jahre, die hinter uns liegen, insbesondere die sechs Kriegsjahre, haben den deutschen Leser von der Welt abgeschlossen, ihn in den Nebel der Propaganda gehüllt und damit der harten Sprache der Tatsachen entwöhnt. Wunschbilder oder verzerrende Haßvorstellungen haben vielfach ihre Herrschaft über die Geister angetreten.

Es gilt heute, Trümmer nicht nur in den Straßen der zerbombten Städte wegzuräumen, sondern auch geistige Belastungen einer untergegangenen Epoche, und das kann nur geschehen, wenn wir den Mut haben, ungeschminkt die Wahr-

heit zu sagen, sei es auch schmerzlich, und das wird sie häufig sein. Nur in der Atmosphäre unbestechlicher Wahrheit kann Vertrauen erwachsen. Unsere Arbeit ist sachlich schwer zu umgrenzen. Wie eine Mauer von Finsternis und Verzweiflung steht die Zukunft vor uns. Wir können nur hoffen, ein kleines Licht anzuzünden, um die Pfade zu beleuchten, auf die wir in den nächsten Wochen und Monaten tastend unseren Fuß setzen müssen. Wir sprechen zu einem deutschen Leserkreis, der in dieser Zeitung seine Sorgen, Wünsche und Hoffnungen wiedererkennen und sie geklärt sehen soll. Wir werden niemandem nach dem Munde reden, und daß es nicht allen recht zu machen ist, ist eine alte Weisheit. Aber auch eine uns fremde Ansicht mag die Gewißheit haben, daß sie von uns geachtet



wird ...“ Dieses Programm zielte, trotz des Hamburger und bald Bremer Titelsignets, nicht bloß auf örtliche, sondern auf überlokale Verbreitung. Nicht unbedingt als Vorbild, aber doch als Modell hatte man wohl *Das Reich* vor Augen, die 1940 von Propagandaminister Goebbels selbst als Renommierblatt gegründete Wochenzeitung. Der erste Chefredakteur der *ZEIT*, Ernst Samhaber, hatte sogar für diese Zeitung als Südamerika-Korrespondent gearbeitet. Und er war keineswegs der einzige in der anfänglich noch übersichtlichen Redaktion, der journalistische Erfahrungen unter der NS-Diktatur gemacht hatte. Der Titel der Zeitung erinnerte aber auch an bedeutende jour-

nalistische Produkte in England (*The Times*) und in Frankreich (*Le Temps*). Vom Zeitungstyp als meinungsbildendes Organ her dürfte auch die britische Sonntagszeitung *Observer* beispielgebend gewesen sein.

In der Redaktion der *ZEIT* mischten sich journalistische Amateure und Profis. Zu den letzteren gehörten außer drei Lizenzträgern und dem

ersten Chefredakteur noch Joseph Müller-Marein (im Feuilleton), einst Verfasser gern gelesener Reportagen, sowie Erwin Topf (im Wirtschaftsressort), der beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet hatte. Hinzukamen „Neulinge“, aus der Emigration Ernst Friedländer und eine junge Volontärin, die dann auf Jahrzehnte die Zeitung prägen sollte: Marion Gräfin Dönhoff, aus einem ostpreußischen Adelsgeschlecht stammend, der bei Kriegsende eine abenteuerliche Flucht aus ihrer Heimat gelungen war.

Die Anfänge der *ZEIT* waren noch von der NS-Vergangenheit überschattet. Schon nach einem halben Jahr musste aufgrund der Entnazifizierung Samhaber als Chefredakteur weichen. Ohnehin hatte die Redaktion durch Kritik die Besatzungsbehörden gegen sich aufgebracht. Kritisiert wurde auch die „Siegerjustiz“ bei den Nürnberger Prozessen. In den Tenor, sich von Schuld rein zu waschen, stimmte vor allem Richard Tüngel, der neue Chefredakteur, ein. Sein deutschnationaler Kurs, an dem er mehrere freie Mitarbeiter beteiligte, entzweite die Redaktion zusehends und mündete in einen Konflikt,

dessentwegen Tüngel 1955 von Verleger Bucerus abgesetzt wurde.

Der Zeitgeschichtler Axel Schildt hat die Entwicklung der *ZEIT* bis 1990 in sechs Abschnitte gegliedert: 1. die Gründerphase unter Besatzungsbedingungen (1946-1949); 2. die Phase der ökonomischen Krise und zäher Machtkämpfe (1950-1957, aufgipfelnd 1954/55); 3. die Phase des Aufstiegs und liberaler Profilierung (1957-1967); 4. der Durchbruch zum führenden Leitmedium in der „Ära Dönhoff“ und „Ära Sommer“ und die erneute Führungskrise (1968-1982); 5. die letzte Phase (1983-1989/90). Nach Ansicht des Autors verlief diese Entwicklung

im Großen und Ganzen parallel zu den Zäsuren der Großen Politik.

In der zweiten Phase verließen Friedländer und Lorenz *DIE ZEIT*. Bei dem dominierenden Thema der Deutschlandpolitik gab es keinen großen redaktionellen Dissens. Gerd Bucerus, der die verlegerische Rolle ausfüllte, war für die CDU in den Bundestag gegangen. Ökonomisch

geriet das Blatt in eine Krise. Anfangs war seine Auflage auf 25.000 Exemplare beschränkt worden, doch wurden 1950 bereits mehr als 80.000 Exemplare gedruckt. Im Jahr darauf halbierte sich die Auflage allerdings und machte die Aufnahme von Krediten notwendig.

1957 kann, so Schildt, „als zweites Gründungsjahr“ der Zeitung angesehen werden. Müller-Marein wurde im gleichen Jahr als Chefredakteur eingesetzt, Rudolf Walter Leonhardt übernahm das Feuilleton, weitere, auf viele Jahre das Blatt prägende Redakteure kamen dazu. Auch die Auflage stieg sukzessive an und überschritt Ende der 1960er Jahre die 300.000, was Schildt auf eine wachsende, akademisch gebildete Leserschaft zurückgeführt hat.

Umfangreicher, vielfältiger, bunter

Dass *DIE ZEIT* in den 1970ern zum liberalen und dann linksliberalen Leitmedium wurde, hatte mehrere Gründe. In der Außenwelt generell durch die politische, gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland.



Programmatische Erklärung der *ZEIT*-Redaktion: Ausriss aus der ersten Nummer vom 21. Februar 1946, Seite 1.

Sie manifestierte sich in der sozialliberalen Koalition, die sowohl innenpolitisch als auch außenpolitisch neue Wege ging. Ihr sekundierte *DIE ZEIT* vor allem in der Entspannungs- und Ostpolitik.

Organisatorisch konsolidierte sich die Lage durch die Fusion mit dem Verlag Gruner & Jahr. Der Seitenumfang der Zeitung schwoll an, bedingt auch durch ein wachsendes Anzeigenaufkommen. Die redaktionell prägende Figur dieser Phase war Marion Gräfin Dönhoff, Chefredakteurin von 1968 bis 1972, umgeben von einer wachsenden Reihe weitgehend gleichgesinnter Journalistinnen und Journalisten, darunter Theo Sommer, der 1973 ihr Nachfolger wurde (Dönhoff blieb Herausgeberin). Das Feuilleton leitete von 1976 bis 1985 der umtriebige Fritz J. Raddatz. 1980 wurde eine neue Höchstauflage von 380.000 Exemplaren erreicht. Seit 1983 hatte Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt die Funktion eines Herausgebers

inne. Axel Schildts Periodisierung der Entwicklung der *ZEIT* endet 1989/90 und lässt offen, wie diese weiter verlief. Im Grunde musste damals schon aus politischen Gründen eine neue Phase beginnen. Doch war das Verhältnis der Zeitung zur deutschen Wiedervereinigung aufgrund der vorher verfolgten Linie der Verständigung mit der DDR zunächst zumindest gespalten.

Nach langen stabilen Jahren in der Redaktionsleitung wechselten zwischen 1992 und 2004 vier Chefredakteure. 2004 folgte ihnen Giovanni di Lorenzo, der einen grundlegenden Relaunch der Zeitung einleitete, durch welchen diese vielfältiger und bunter wurde. Allein schon das jahrzehntelang konservative Erscheinungsbild wurde gewissermaßen boulevardisiert. Damit gelang es, das Blatt zu einem neuen Markterfolg zu führen. 2020 erreichte es mit 550.000 Exemplaren eine Auflage wie nie zuvor.

Jürgen Wilke

„In den hellen Tag einer neuen Zeit“

Vor 75 Jahren erschien der *Fränkische Tag*. Egal ob es um den Stadtrat, Baustellen oder die lokale Wirtschaft geht, im *FT* – je nach Herkunft mit weichem oder hartem *d* gesprochen – erfahren Bambergerinnen und Bamberger bis heute alle Neuigkeiten aus ihrer Stadt.

„Nach zwölfjähriger Mundtotmachung, beispielloser Presseknebelung, kann endlich das freie Wort in Bamberg wieder ausgesprochen werden“, mit diesen Worten beginnt der Leitartikel der ersten Ausgabe des *Fränkischen Tags* vom 8. Januar 1946. „Für Freiheit und Recht“ ist er überschrieben. Verfasst hat ihn der frühere Redakteur Hans Brey, dem die nationalsozialistischen Machthaber die Ausübung seines Berufes verboten hatten. Gemeinsam mit zwei ehemaligen Mitarbeitern des katholischen St. Otto-Verlags hatte Brey die Lizenz Nummer 13 der amerikanischen Militärregierung in Bayern für die Herausgabe der neuen Zeitung erhalten. Deren Namen und Anspruch begründet Brey folgendermaßen: „Bambergers Presse heißt *Fränkischer Tag*. Sie soll mithelfen, Frankens Volk herauszuführen aus der dunklen Nacht nazistischer Irrlehren in den hellen Tag einer neuen Zeit.“

Keine Zensur, aber trotzdem Einschränkungen

Die Zielsetzung der neuen Zeitung spiegelte sich auch in ihrem Untertitel – *Demokratische Warte für das Regnitz-Main-Gebiet* – wider. Neben dem Leitartikel beinhaltete die Erstausgabe unter anderem einen Bericht über die Wiederaufnahme der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse, im Lokalteil beschrieb der spätere Bundesjustizminister Thomas Dehler das Schicksal Hans Wölfels, eines Bamberger Rechtsanwaltes, der von den Nationalsozialisten hingerichtet worden war.

Dem Erscheinen der ersten Ausgabe war tags zuvor „eine eindrucksvolle Feier im Rathaussaal“ vorangegangen, bei der die Lizenz an die neuen Herausgeber übergeben worden war, wie es in der Erstausgabe nicht ohne Stolz hieß. Daran nahmen auch Vertreter der Militärregierung teil, die laut Willy Heckel, langjährigem Leiter der Bamberger Lokalredaktion, keine Zensur ausübten, jedoch Einschränkungen vornahmen: „Es durfte und sollte nichts berichtet werden, was zu Streitigkeiten zwischen den Besatzungsmächten hätte führen können, und verboten und unerwünscht waren verbale Angriffe auf die US-Armee und ihre Ehre“.

Aus der Region, für die Region

Die erste Auflage des *Fränkischen Tags* betrug 60.000 Exemplare und wurde allen, die zuvor eine Zeitung abonniert hatten, „völlig ungefragt“ zugestellt, wie die Redaktion 70 Jahre später zu berichten wusste. Genutzt wurden die Gebäude und Maschinen des *Bamberger Tagblatts*, dessen Herausgabe die US-amerikanischen Besatzungsbehörden verboten hatten. Die Zeitung erschien zunächst zweimal pro Woche, mittwochs mit vier, samstags mit sechs Seiten. Sie beinhaltete mehr überregionale als regionale Nachrichten. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckte sich nicht nur auf die Stadt und den Landkreis Bamberg, sondern bis ins östliche Unterfranken sowie ins nördliche Mittelfranken.

Dem *Fränkischen Tag* gelang es zunächst, sich zu etablieren. Nach dem Ende der Lizenzpflicht im September 1949 kam es zur (Wieder-)Gründung weiterer Zeitungen, so dass man sich beim *Fränkischen Tag* dazu gezwungen sah, die Auflage zu senken. Im Jahr 1953 gründete sich eine neue Verlagsgesellschaft, an der sich die Eigentümer des *Fränkischen Tags* und die ehemaligen Eigentümer des *Bamberger Tagblatts* jeweils zur Hälfte beteiligten. Infolgedessen übernahm der *Fränkische Tag* zum 14. Januar 1954 die Jahrgangszählung des *Bamberger Tagblatts*, sieht sich mithin in dessen Nachfolge. Bis heute führt die Jahrgangszählung, zu finden im Zeitungskopf, nicht auf die Lizenzierung im Jahr 1946, sondern auf die Erstausgabe des *Bamberger Tagblatts* im Jahr 1834 zurück.

Kurs halten trotz Krise

In den nachfolgenden Jahren gelang es dem *Fränkischen Tag*, sein Verbreitungsgebiet insbesondere westlich sowie nördlich von Bamberg zu erweitern und in der Stadt und dem Landkreis

einen Einzeitungskreis zu etablieren: Hier gibt es heute neben dem *Fränkischen Tag* keine weitere Tageszeitung. Heute erscheint der *Fränkische Tag* im Verlag Mediengruppe Oberfranken: Nachrichten aus Deutschland, Europa und aller Welt werden größtenteils durch die Nachrichtenagentur dpa, aber auch durch Korrespondentinnen und Korrespondenten im In- und Ausland zugeliefert. Die Berichterstattung über regionale Themen wird in zahlreichen Lokalredaktionen umgesetzt. Seit dem Jahr 2008 werden Nachrichten aus dem gesamten Verbreitungsgebiet auf dem Portal www.infranken.de präsentiert. Zehn Jahre zuvor war die erste Nachrichtenseite des *Fränkischen Tags* online gegangen. Während das Online-Angebot seitdem ausgebaut wurde, ist die Auflage der gedruckten Zeitung – wie auch bei den meisten anderen deutschen Tageszeitungen – in den letzten Jahren gesunken. Aktuell liegt die Auflage bei rund 50.000 Exemplaren. Das ist ein Minus von etwa 30 Prozent seit 1996, als der *FT* sein letztes großes Jubiläum, den 50. Geburtstag, feierte.

Isabel Stanoschek

Sie ist eine eine der größten Tageszeitungen Oberfrankens: Als Nachfolger des *Bamberger Tageblatts* erscheint am 8. Januar 1946 die erste Ausgabe des neuen Titels *Fränkischer Tag* (links). 1996 feiert der *Fränkische Tag* seinen damals 50. Geburtstag mit einem ganz besonderen Cover: eine Collage aus den Titelseiten von 50 Jahren Zeitungsgeschichte (rechts).

Nicht Offizier, nicht Gentleman

Als „Lord Haw-Haw“ betrieb William Joyce englische Radiopropaganda für Hitler, Goebbels & Co. Noch am 30. April 1945 war er auf Sendung. Acht Monate später, am 3. Januar 1946, wurde er hingerichtet.

William Joyce, geboren 1906 in New York, hatte sich bereits in den 1920er Jahren in London der „British Union of Fascists“ angeschlossen und war rasch im Parteiapparat aufgestiegen. 1933 erschlich er sich einen britischen Pass, indem er falsche Angaben zu seiner Person machte. Am 27. August 1939 übersiedelte Joyce mit seiner Frau Margaret nach Berlin. Enttäuscht von der mangelnden Begeisterung über ihr Erscheinen, beschlossen sie die Heimreise. Dann erhielt Joyce jedoch das Angebot, für das Auslandsprogramm des Deutschen Kurzwellensenders (KWS) zu arbeiten. Seine erste Sendung bestritt er vermutlich am 11. September 1939 innerhalb der Sendereihe *Germany Calling*. Präsentiert wurden zwei Stunden Nachrichten mit Musik und 20-minütige „talks“ von Joyce.

Zu Anfang wechselte sich Joyce mit dem Sandhurst-Absolventen Norman Baillie-Stewart ab. Prompt setzte auf der Insel ein Rätselraten über die Identität des Sprechers mit der leicht nieselnden „officer and gentleman“-Stimme ein. Mangels Informationen nannte man ihn „Lord Haw-Haw“. Dass der Spitzname an Joyce hängenblieb, war nichts weiter als eine Verwechslung. Als „Lord Haw-Haw“ wurde William Joyce dann zum Star.

Propagandaminister Goebbels betrachtete ihn als bestes Pferd im Stall, sein Gehalt war fürstlich, und bald gelang es ihm, auch Margaret beim KWS als Autorin und Sprecherin zu Frauenthemem unterzubringen.

Bis zum Sommer 1940 war William Joyce als amüsanter Plauderer in Großbritannien durchaus beliebt. Laut einer Umfrage der BBC schalteten 18 Millionen Hörer täglich *Germany Calling* ein, ebenso viele taten es gelegentlich. Dies änderte sich mit Beginn der Luftschlacht um England im September 1940. Joyce war nun nicht mehr witzig, er war der Feind, der Angst über eine mögliche Invasion schürte.

Fortan entwickelte sich eine regelrechte Massenhysterie. Es gab Menschen, die glaubten, „Lord Haw-Haw“ wisse, welche Stadt als nächstes bombardiert werde, ja, dass er der Luftwaffe höchstpersönlich den Befehl dazu erteile. Er schien mit übernatürlichen Kräften begabt, nichts schien ihm zu entgehen – und sei es, dass die Uhr am Rathaus einer Kleinstadt zehn Minuten nachging. Die Mitglieder der „Anti Haw-Haw League of Loyal Britons“, weigerten sich hingegen, seinen Namen aus nur in den Mund zu nehmen.

Im Herbst 1940 nahmen die Joyces die deutsche Staatsbürgerschaft an. Sie prügelten und versöhnten sich und ließen sich scheiden, um ein zweites Mal zu heiraten. Abgesehen von *Germany Calling* arbeiteten die beiden auch für

die Sendergruppe „Concordia“, d.h. die deutschen Geheimsender. Da William Joyces Stimme erkannt worden wäre, betätigte er sich als Autor, etwa für die antibritischen Geheimsender „New British Broadcasting Station“ und „Worker’s Challenge“. Kurz vor dem Zusammenbruch des NS-Regimes erhielten die Joyces in Hamburg falsche Pässe auf den Namen Hansen. Von hier aus sollten sie mit einem U-Boot nach Irland ausgeschleust werden.

„Haw-Haws“ letzte Sendung ging am 30. April 1945 in den Äther. Die Sendung dauerte nur zehn Minuten. Joyce war schwer betrunken.

Ende Mai wollte es der Zufall, dass William Joyce den Briten an der dänischen Grenze in die Hände fiel. Nach Verhören durch den Geheimdienst MI5 wurde das Ehepaar nach England gebracht und William Joyce wurde – obwohl kein britischer Staatsbürger – wegen Hochverrats zum Tode verurteilt. „Lord Haw-Haw“ war die Personifizierung der antibritischen Nazi-Propaganda, und die öffentliche Meinung forderte seinen Kopf – Staatsbürgerschaft hin oder her. Abgesehen von „not guilty“ kam während des Prozesses kein Wort über seine Lippen. Möglicherweise handelte es sich um einen Deal in Bezug auf die Straffreiheit seiner Frau. Als einzige von 32 britischen „radio traitors“ entging Margaret Joyce ihrer Strafe.

„Lord Haw-Haw“ wurde am 3. Januar 1946 im Gefängnis in Wandsworth gehenkt. Seinen Abschiedsbrief an Margaret unterschrieb er mit einem dreifachen „Sieg Heil!“.

Birgit Bernard



Festnahme von William Joyce („Lord Haw-Haw“). Foto: Hardy, Bert, No 5 Army Film & Photographic Unit, Public domain, via Wikimedia Commons



Tierisch menschlich

Uli Stein war ein sehr volksnaher Star: Persönlich war er eher unbekannt, seine Cartoons wurden aber millionenfach gedruckt und in mehr als 1.500 Lizenz- und Merchandise-Produkten verbreitet.

„Ein Künstler geht nicht in Ruhestand, er stirbt.“ So Uli Stein in einem Kurzinterview für das kleine, feine Webportal *Comic-RadioShow* anlässlich seines 70. Geburtstags am 26. Dezember 2016. Gut drei Jahre später, im August 2020, ist Stein gestorben, betrauert von unzähligen Fans. Seine Zeichnungen wurden gemäß seiner immer noch online zugänglichen Homepage (www.ulistein.de) auf „fast 200 Millionen Postkarten und in mittlerweile über dreizehn Millionen Büchern“ verbreitet. Seine Cartoons erscheinen demnach europaweit in über 100 Zeitschriften und Magazinen.

Kaum ein anderer Cartoonist dürfte eine ähnliche Reichweite haben und Steins Maus mit dem kecken, schwarzen Haarschopf, rattigen Schwanz und sehr menschlichen Gebaren gehört – neben dem orangen ARD-Sendungstier (siehe Seite 32), Diddl und vielleicht noch dem Tom-Plagegeist Jerry – sicher zu den berühmtesten Vertretern seiner Spezies. Sogar zu zwei eigenen Briefmarken-Serien hat sie es gebracht, 2005 in der Schweiz und 2013 in der Bundesrepublik.

Sehr menschlich sind sie alle, die Figuren im großen Stein-Kosmos, egal ob in der Gestalt von Maus oder Schwein, Hund oder Pinguin oder als schräg-nettes bis vordergründig-abgründiges, immer glubschäugiges Paar Erwin und Martha.

Zerrbilder unser aller Sorgen, Schwächen und Fettnäpfchen. Kunst oder klamottige Kalauer? Jedenfalls: Lustig!

Zum professionellen Zeichnen kam Uli Stein – vielmehr Ulrich Steinfurth, wie er mit vollem Namen hieß – auf Umwegen. Lehramt für Deutsch, Erdkunde und Biologie hat der in Hannover Geborene erst an der FU Berlin studiert, das Studium aber abgebrochen, um Journalist zu werden. Sechs Jahre hat er unter anderem für den Saarländischen Rundfunk gearbeitet, Fotograf war er daneben und danach und schließlich, ab Ende der 70er Jahre: hauptsächlich Zeichner.

Humor, so wusste er, ist harte Schreibtischarbeit. „Zugeflogen“ sind ihm die tausenden Gags jedenfalls kaum, oder in seinen Worten: „Mich küsst die Muse nicht bei Aldi an der Kasse.“

Im eingangs zitierten Interview wurde er gefragt, welchen Wunsch er noch habe: Dass „mein Lieblingsverein Hannover 96 wieder in der 1. Liga spielt, stünde ziemlich weit oben auf der Wunschliste“, war seine lakonische Antwort. Das hat sich nicht erfüllt.

Sein erzeichnetes Vermögen übrigens vermachte er der von ihm 2018 gegründeten Uli Stein Stiftung für Tiere in Not. Maus, Hund und Pinguin wird es freuen. *Markus Behmer*



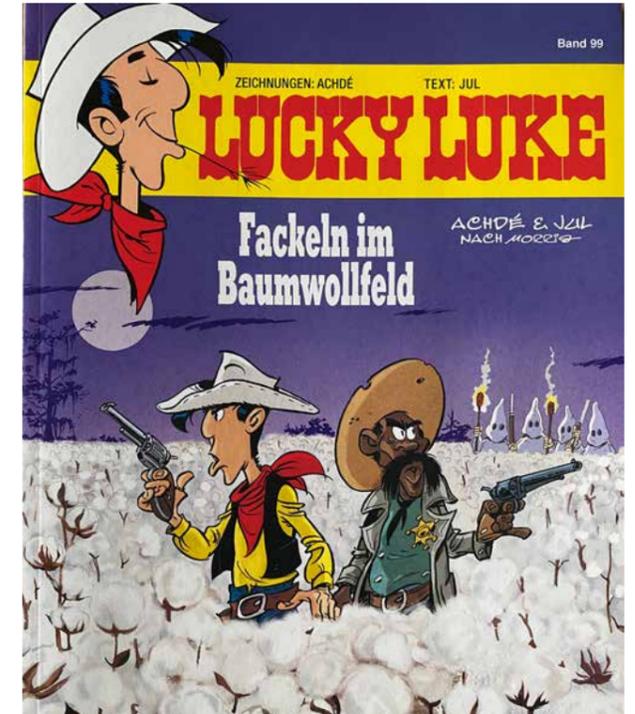
Uli Stein war nicht nur als Zeichner höchst aktiv, sondern veröffentlichte auch manche Bildbände, vor allem mit Tierfotografien. Hier, im Jahr 2007, ist er selbst das Fotomotiv. Foto: Barbara Mürdter / CC BY-SA 3.0

Der Mann, der schneller zieht als sein Schatten

„I’m a poor lonesome cowboy and a long way from home.“ So zog er vor 75 Jahren los. Heute, nach 100 Heften, ist Lucky Luke längst angekommen: Zu Hause bei Millionen Leserinnen und Lesern.

Schwarze gestylte Haare, die meistens von einem weißen Cowboyhut bedeckt sind. Ein langes Gesicht, normalerweise mit einem Grashalm im Mund. Und ein rotes Halstuch, dass er nie abnimmt. Genau, die Rede ist von Lucky Luke. Er ist seit dem 14. November 1946 die Titelfigur der gleichnamigen belgischen Comic-Serie von Maurice De Bevere. Der „lonesome Cowboy“ zieht weiter mit seinem treuen Pferd Jolly Jumper durch den Wilden Westen. Wenn er nicht im Rahmen eines Auftrags unterwegs ist, gerät er zufällig in einen Streit, wobei er als einsamer Kämpfer der Gerechtigkeit dient. Seine ständigen Gegner sind die vier Dalton-Brüder. Neben dem Part des Bösewichts übernehmen sie zudem den humoristischen und tollpatschigen Teil der Geschichten um Lucky Luke. Die weltweit erfolgreichste Western-Comic-Serie wurde auch durch zahlreiche Verfilmungen berühmt: in einer Zeichentrick Serie und in Kinofilmen. Nicht nur mit dem Grand Prix Special der belgischen Comic-Vereinigung wurden die Geschichten um den maulfaulen Schnellschützen ausgezeichnet, sondern auch mit einem Spezialpreis der Weltgesundheitsorganisation. Autor Morris – Spitzname für Maurice De Bevere – hatte nämlich 1983 Lucky Luke erfolgreich das Rauchen abgewöhnt; aus einer dauerqualmenden Zigarette im Mundwinkel seines Helden war der Grashalm geworden.

Der 1923 in Belgien geborene Morris hatte eine große Vorliebe für die amerikanische Geschichte. Dadurch entwickelte er auch die Idee für den Wildwest-Comic mit der Titelfigur Lucky Luke. Die erste Geschichte des Comiczeichners wurde im Jahr 1946 in dem belgischen Comic-Magazin *Spirou Almanach* veröffentlicht. Erst zwölf Jahre später gab es die erste deutsche Übersetzung des Comics in dem deutschen Magazin *Der heitere Fridolin* des Semrau Verlags. Als wichtiger Bestandteil, sowohl damals als auch heute, tauchen immer wieder reale Persönlichkeiten des Wilden Westens oder der Populärkultur in den Bänden auf. Unter anderem hatte der 16. Präsident der Vereinigten Staaten Abraham Lincoln oder der Revolverheld des Wilden Westens Billy the Kid ihren Auftritt in den Geschichten mit Lucky Luke. Gemeinsam mit dem Erfinder des Galliers, Asterix René Goscinny, kreierte Morris mit seinem Zeichentalent und René mit seinem Talent zu schreiben viele Ausgaben der *Lucky Luke*-Reihe. Nach dem Tod Goscinny im Jahr 1977 arbeitete Morris mit vielen unterschiedlichen Autoren zusammen. Nachdem auch der Erfinder des Kultcowboys 2001 gestorben war, übernahm zunächst der französische Comic-Zeichner Achdé – bürgerlich Hervé Darmenton – und seit 2016 zudem der Autor Jul – bürgerlich Julien Lucien Berjeaut – die Fortsetzung der Reihe.



Black Lives Matter

Auch Achdé und Jul integrieren weiterhin reale Persönlichkeiten in die Geschichten über den lonsome Cowboy. Die Autoren lassen sich gerne von aktuellen Anlässen und Geschehnissen inspirieren. So auch von der Mitte 2020 verbreitenden Black Lives Matter-Bewegung, insbesondere infolge des Todes von Georg Floyd während einer Polizeiaktion in den USA. „Es gibt eine Menge Lucky-Luke Bände, in denen unser Cowboy eine andere Gruppe der amerikanischen Gesellschaft kennenlernt: die Italiener, Iren, Chinesen“, so Achdé. Jedoch merkte er an, dass in den über achtzig Bänden weder Juden noch Schwarze miteinbezogen worden waren. In dem Ende 2020 veröffentlichten 99. Band der *Lucky Luke*-Reihe mit dem Titel *Fackeln im Baumwollfeld*, stellt erstmals der afroamerikanisch Bass Reeves eine Hauptfigur dar. Bass Reeves ist nicht nur im Comic, sondern auch im 19. Jahrhundert der erste schwarze Hilfsmarschall westlich des Mississippi. Eine lesenswerte Comicausgabe, in der aktuelle Geschehnisse mit der damaligen gesellschaftlichen Situation des Wilden Westens kombiniert wurden. Angelehnt an die berühmte Rede von Martin Luther King beendet Reeves die Ausgabe: „Ich habe geträumt, dass die Schwarzen eines Tages ebenso behandelt werden wie alle Amerikaner ... Ich habe geträumt, dass sie endlich ‚freier als ihre Schatten‘ leben!“ *Anne-Aileen Heitmüller*

Helden der Finsternis und der Trunkenheit

Erst langsam erwachte der deutsche Film nach dem Kriegsende aus dem Alptraum. Buchstäblich auferstanden aus Ruinen ist der erste deutsche Nachkriegsspielfilm: *Die Mörder sind unter uns*.

„In der Stunde Null, 1945, schien das deutsche Kino am Ende, da kam es unter Kuratel. Die Einrichtungen waren zerstört oder demontiert, die deutschen Filmemacher sahen sich ausgeschlossen von der Produktion. Es herrschte Rohfilmangel im ganzen Land. [...] Dezentralisierung überall, organisatorisch, aber auch geistig und psychisch.“ So beschreibt der Filmkritiker Fritz Göttler im Standardwerk zur (von Wolfgang Jacobsen, Anton Kaes und Hans Helmut Prinzler herausgegebenen) *Geschichte des deutschen Films* die düstere Ausgangsposition nach Kriegsende: die Städte in Ruinen, die Menschen verstört, alte Gesinnungen versteckt, die Schattenwirtschaft des Schwarzmarkts dominiert.

Berlins Trümmerlandschaft als Kulisse

Und trotzdem gab es bald wieder Filme. 28 wurden in den westlichen Besatzungszonen zwischen 1946 und 1948 gedreht. Die erste Produktionslizenz erteilte aber die Sowjetische Militäradministration: Im März 1946 begannen die Dreharbeiten zu *Die Mörder sind unter uns*. Bereits am 15. Oktober wurde er im Admiralspalast in der Berliner Friedrichstraße uraufgeführt.

Die Ruinen der zerstörten Hauptstadt sind auch Kulisse des Films. Eine junge KZ-Überlebende, die Fotografin Susanne Wallner, kehrt zurück nach Berlin. In ihrer alten Wohnung mitten zwischen Trümmern hat sich ein Chirurg, eben zurück aus dem Militärlazarett, einquartiert, Dr. Hans Mertens; sie arrangieren sich. Er leidet schwer an Traumata, trinkt. Zufällig trifft er seinen ehemaligen militärischen Vorgesetzten, einen Kriegsverbrecher, der 121 polnische Zivilistinnen und Zivilisten erschießen hatte lassen – und es sich nun, Ende 1945, schon wieder „gerichtet“ hat. Er produziert aus Stahlhelmen Kochtöpfe, ist angesehen, lebt gutbürgerlich mit Frau und Kindern. Mertens will ihn bestrafen, Selbstjustiz verüben. Doch Susanne überzeugt ihn schließlich, dass der Täter vor ein ordentliches Gericht gehört.

Hildegard Knef wird zum Jungstar

Hauptdarstellerin war eine gerade 21-jährige Schauspielerin, die schon im NS-Film frühe Rollen hatte: Hildegard Knef. Sie wurde bald der erste große deutsche Nachkriegsstar – mit einem Titelfoto auch auf der ersten Ausgabe des *Stern* (siehe Seite 52). Auch der Regisseur von *Die Mörder sind unter uns*, Wolfgang Staudte, hatte bereits in der NS-Zeit gedreht, ohne dem System nahe zu stehen. Nach 1945 wurde er, wiewohl in Westberlin lebend, zum Vorzeigeregisseur der DEFA (mit dem *Untertan* nach Heinrich Manns Roman, siehe Seite 94, als einem seiner bekanntesten Werke), die sich bald zur zentralen

Filmproduktionsgesellschaft der DDR entwickeln sollte. Obgleich erst im Mai 1946 gegründet, hatte sie auch schon die *Mörder* produziert.

Dass Staudte nicht zum Kriegsdienst eingezogen worden war, hatte er übrigens einem im „Filmjahr 1946“ Gestorbenen zu verdanken: Heinrich George. Er war einer der Stars des NS-Kinos – und er hatte darauf bestanden, dass Staudte bei einem seiner Filme die Regie übernahm. Einst einer der berühmtesten Schauspieler auf den Bühnen der Weimarer Republik, spielte George im NS-Staat in Propagandafilmen wie *Hitlerjunge Quex* (1933) und *Jud Süß* (1940) eine unrühmliche Rolle. Im Mai 1945 wurde er von sowjetischen Offizieren verhaftet. Am 25. September 1946 starb der Vater von Götz George im Internierungslager Sachsenhausen.

W.C. Fields, Alan Rickman und ein „lost weekend“

Ebenfalls 1946, und zwar am ersten Weihnachtsfeiertag, starb einer der Stars des „Old Hollywood“, W. C. Fields (eigentlich William Claude Dukenfield). Als Show-Jongleur im Variététheater war er bekanntgeworden, in Stummfilmen berühmt. In Tonfilm-Komödien spielte er oft die Rolle misanthropischer, älterer, dem Alkohol zugeneigter Herren – und diese Obsession pflegte er auch im Privatleben, mindestens als scharfer Aphoristiker mit Aussagen wie „Ich bin frei von Vorurteilen. Ich hasse jeden gleich.“ Oder: „Sage nicht, dass du das Trinken nicht aufgeben kannst. Das ist einfach. Ich habe es Tausende Male gemacht.“

Apropos Alkohol: Ein Trinkerdrama war der große Gewinner bei der Oscarverleihung 1946. Gleich vier Goldstatuen gingen an *The Lost Weekend*. Hauptdarsteller Ray Milland wurde ausgezeichnet für seine Rolle eines alkoholkranken Schriftstellers an einem Wochenende in seinem New Yorker Appartement – bis hin zum Delirium Tremens. Billy Wilder wurde gleich doppelt geehrt: Als Drehbuchautor und Regisseur; den Preis für den besten Film gab es obendrauf für das bis heute höchst sehenswerte Kammerspiel.

Nach so viel Obsessionen und Elend in Berliner Ruinen und Ostküsten-Einsamkeit sei wenigstens auch noch eine Geburtstagsgratulation angefügt: Am 21. Februar 1946 wurde Alan Rickman in London geboren.

Mit Finsternis hat auch der (leider schon 2016 verstorbene) große Theatermime und Star in rund 50 Kinofilmen sowie diversen TV-Serien seine Erfahrung gemacht, bleibt er uns allen doch wahrscheinlich in seiner Rolle als Severus Snape in den *Harry-Potter*-Verfilmungen besonders in Erinnerung.

Markus Behmer

„Weine nicht ...“

„...wenn der Regen fällt.“ Seit bald 60 Jahren fallen alle gleich mit ein: „Dam dam, dam dam“. Alle? Der Bayerische Rundfunk machte anfangs die Spaßbremse, konnte den Siegeszug von Drafi Deutchers größtem Hit aber nicht verhindern.

Ob auf der Wiesn oder auf der kleinen Dorfkirchweih, auch heute gibt es wenige, die noch nicht zu „Marmor, Stein und Eisen bricht“ mitgeträllert haben. Ein Ohrwurm, der sich binnen sechs Monaten über 800.000 Mal verkauft und 1965 wochenlang auf Platz eins der bundesdeutschen Hitparade zu finden war. Nur im Bayerischen Rundfunk konnte man bis 2016 das „Dam dam, dam dam“ nicht hören, denn als öffentlich-rechtliche Anstalt sah er sich in einer Erziehungsverpflichtung, welche dafür Sorge zu tragen habe, anständiges Deutsch zu sprechen. Grammatikalisch richtig muss es nämlich „Marmor, Stein und Eisen brechen“ heißen, aber „brechen“ reimt sich nun mal nicht auf „nicht“. So greift Drafi kurzerhand zur Stilfigur des Singularis Materialis, die auch in Dichtung, Sprichwörtern oder Redewendungen zu finden ist. Etwa: Da ist Hopfen und Malz verloren.

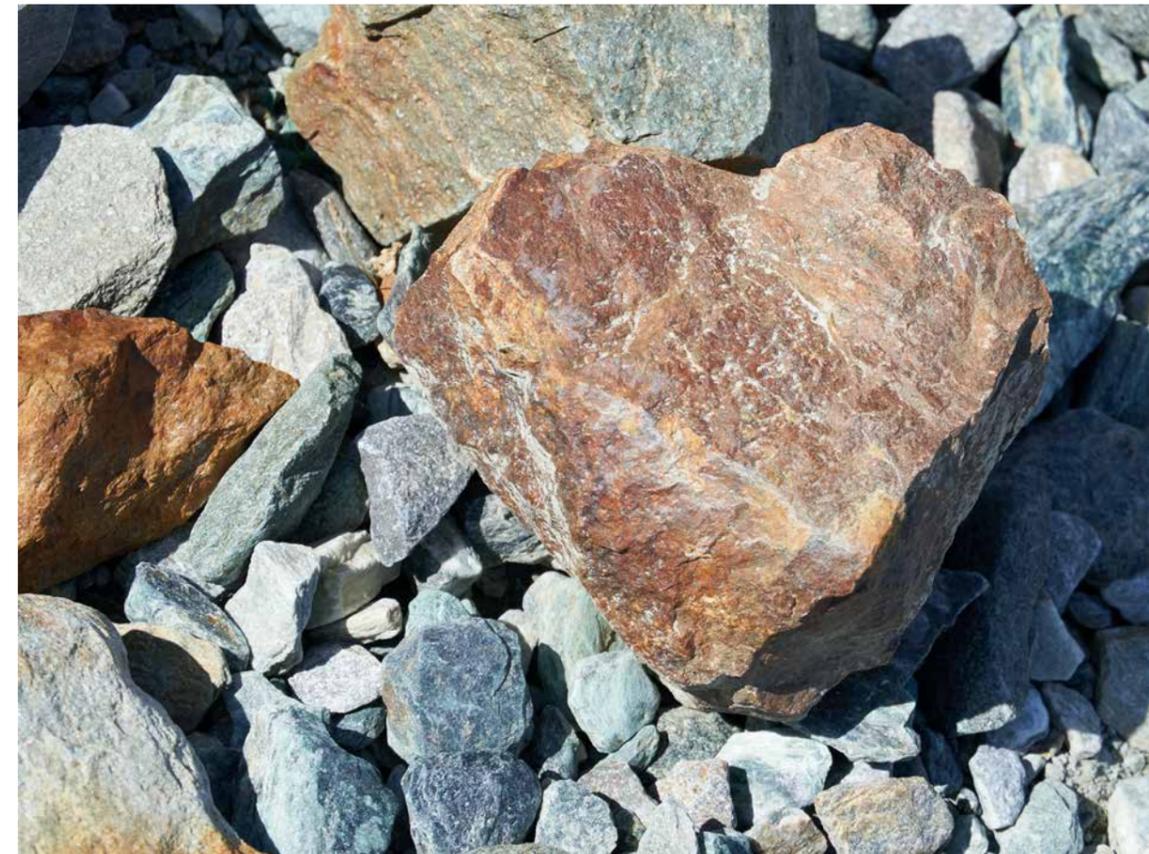
Zwischen Ruhm und Absturz

Richard Franz „Drafi“ Deutscher wird am 9. Mai 1946 in Berlin geboren, wächst in ärmlichen Verhältnissen auf. Er bricht in der achten Klasse die Schule ab. Seinen Lebensunterhalt verdient er sich als Musiker in seiner Band Charlie & The Timebombs, die er mit elf Jahren gegründet hat. Mit 17 unterzeichnet Drafi seinen ersten Plattenvertrag und von da an geht es steil bergauf. Sein Durchbruch 1965 mit „Marmor, Stein und Eisen bricht“ überwältigt ihn. Er ist wahrlich kein Kind von Traurigkeit und führt fortan ein Leben zwischen Ruhm und Absturz. Alkohol, Drogen und sogar eine Verhaftung wegen „Erregung öffentlichen

Ärgernisses“ beeinflussen seine Karriere negativ. In einem Interview sagte er einmal: „Ich hab nichts gelernt, war Hilfsarbeiter. Früher verdiente ich 45 DM pro Woche. Von einem Tag auf den anderen bekam ich 1.500 DM am Abend für drei gesungene Titel. Da gerät man ganz automatisch in irgendeinen Rausch.“ Als immer mehr Negativschlagzeilen seine Karriere beherrschen, tritt Drafi kurzerhand nicht mehr unter seinem eigenen Namen auf, sondern startet eine zweite musikalische Laufbahn mit mehr als 40 Pseudonymen von Mr. Walkie Talkie über Jack Goldbird bis zu Kaiser von China und er schreibt Hits unter anderem für Peggy March, Boney M. und Nino de Angelo. Mit seiner Gesundheit geht es dennoch bergab und er stirbt im Alter von 60 Jahren an einer Herzerkrankung. Sein „Dam dam, dam dam“ wird unvergesslich bleiben. Um es im Singularis Materialis zu sagen: Marmor, Stein und Schmalz, Gott erhalt's.

Sandra Ther

Sandra Ther ist Dekanats-Büroleiterin der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften der Universität Bamberg und sang dam dam schon im Kindergarten mit.



Kann ein Marmorherz brechen? Klar doch, wusste schon Drafi Deutscher. Foto: Ivo Räber / Unsplash



„Märtyrer der deutschen Republik“

Die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts – vor allem der ersten Hälfte – kennt nicht wenige tragische Gestalten, in deren Schicksal sich das verhängnisvolle Schicksal des Landes exemplarisch verkörpert hat. Einer von ihnen war Matthias Erzberger.

Im Deutschen Kaiserreich und in der frühen Weimarer Republik hatte er verschiedene politische Funktionen wahrgenommen. Seinen unermüdlichen Einsatz für das Land bezahlte er mit dem Leben: Am 26. August 1921 fiel Matthias Erzberger einem Attentat zum Opfer und gehört damit in die Reihe der Blutzeugen, die den Weg der ersten deutschen Republik säumten. An ihn zu erinnern, drängt sich heute auf, gerade weil dergleichen Vorkommnisse hierzulande in den letzten Jahren unverhofft wieder aufgetreten sind. Erzberger wurde nur 45 Jahre alt, hat aber in dem Vierteljahrhundert, in dem er sich in

der Öffentlichkeit bewegte, ein ungeheuer aktives, von Tatkraft zeugendes Leben geführt. Geboren wurde er am 20. September 1875 in dem württembergischen Dorf Buttenhausen. Er stammte aus kleinen Verhältnissen und wurde durch das ländlich-schwäbische Milieu und den katholischen Glauben geprägt. Seine Begabung wurde früh entdeckt und führte ihn zunächst in den Lehrerberuf und den Staatsdienst. Er engagierte sich in der Sozialbewegung und studierte noch Staatsrecht und Volkswirtschaft. Politisch schloss er sich früh dem katholischen Zentrum an, für das er 1903 als jüngster Abgeordneter

in den Reichstag gewählt wurde. Dort betätigte er sich bald als Experte für Militär-, Sozial- und Finanzpolitik. Aber auch Außenpolitik wurde sein Feld. Noch vor dem Ersten Weltkrieg machte er durch massive Kritik an der deutschen Kolonialpolitik von sich reden.

Vom Kriegsbefürworter zum Demokraten

Denkwürdig ist Erzberger im Kontext von Medienjubiläen, weil er im Kaiserreich zu den ersten Berufspolitikern gehörte, für die es essenziell war, ihr Handeln kommunikativ zu begleiten und mit vielfältigen Mitteln auf die Öffentlichkeit Einfluss zu nehmen. Damit fing er schon in Stuttgart an, wo er als Redakteur beim katholischen *Deutschen Volksblatt* antrat. Kaum zu zählen sind die Artikel, Broschüren und Pamphlete, mit denen er in den folgenden Jahren in die aktuellen Debatten eingriff und einwirkte. Auch Wahlkampfkommunikation betrieb er schon. Zur Professionalisierung der Parteiarbeit rief er für das Zentrum eine eigene Korrespondenz ins Leben, die deren Provinzpresse mit journalistisch gut gemachten Beiträgen versorgen sollte.

Es mochte diese Befähigung sein, die ihn dazu prädestinierte, im Ersten Weltkrieg die Organisation der Zentralstelle für Auslandsdienst (ZfA) zu übernehmen, die die deutsche Auslandspropaganda koordinieren sollte. Im ersten Kapitel seiner autobiographischen Aufzeichnungen *Erlebnisse im Weltkrieg* (1920) hat er beschrieben, in welchem disparaten Zustand sich diese Propaganda bei Kriegsausbruch befand und wie er diese zu überwinden suchte. Dazu gründete er selbst mehrere Periodika, die sich insbesondere an katholische Kreise in anderen Ländern wandten. Außerdem baute er 1915 ein Nachrichtenbüro auf, das Informationen über die Lage hinter den feindlichen Linien beschaffen sollte. Über die Reichszentrale für Heimatdienst, die 1918 an die Stelle der ZfA trat, verbreitete Erzberger ebenfalls Anleitungen an die Presse. Und die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* bot ihm am 13. Oktober 1918 die Gelegenheit für ein Interview, was damals noch viel seltener war als heute.

Matthias Erzberger vollzog im Laufe des Ersten Weltkriegs einen entschiedenen Wandel in seiner politischen Haltung. Hatte er anfangs selbst den Krieg legitimiert, ja weitgehende annexionistische Ziele vertreten, so brachte ihn der zunehmend fatale militärische Verlauf dazu, seine Position zu revidieren. Im Winter 1914/15 wandte er sich gegen den uneingeschränkten U-Boot-Krieg und gehörte im Frühjahr 1917 zu den Befürwortern einer Friedensresolution im Reichstag. Vorher hatte er auf mehreren diplomatischen Missionen seine Fühler ausgestreckt und einen Sonderfrieden mit Russland herbeizuführen versucht, nachdem dort im März 1917 die Revolution ausgebrochen war.

Dass Erzberger zunehmend die Feindschaft rechtsnationaler Kreise in Deutschland auf sich zog, war vor allem bedingt durch seine Rolle, die er bei der Beendigung des Ersten

Weltkriegs spielte. Nicht dass er sich dazu gedrängt hätte, aber er tat dies durchaus in der Überzeugung, dem Land zu dienen. Am 6. November 1918 wurde er, da sich die militärische Situation als desolat darstellte, zum Waffenstillstandskommissar ernannt, nahm an den Verhandlungen in Compiègne teil und musste das harte Waffenstillstandsabkommen mitunterzeichnen, ohne große Zugeständnisse erreichen zu können. Und nicht viel anders war es ein gutes halbes Jahr später, als in Versailles der Friedenskongress tagte.

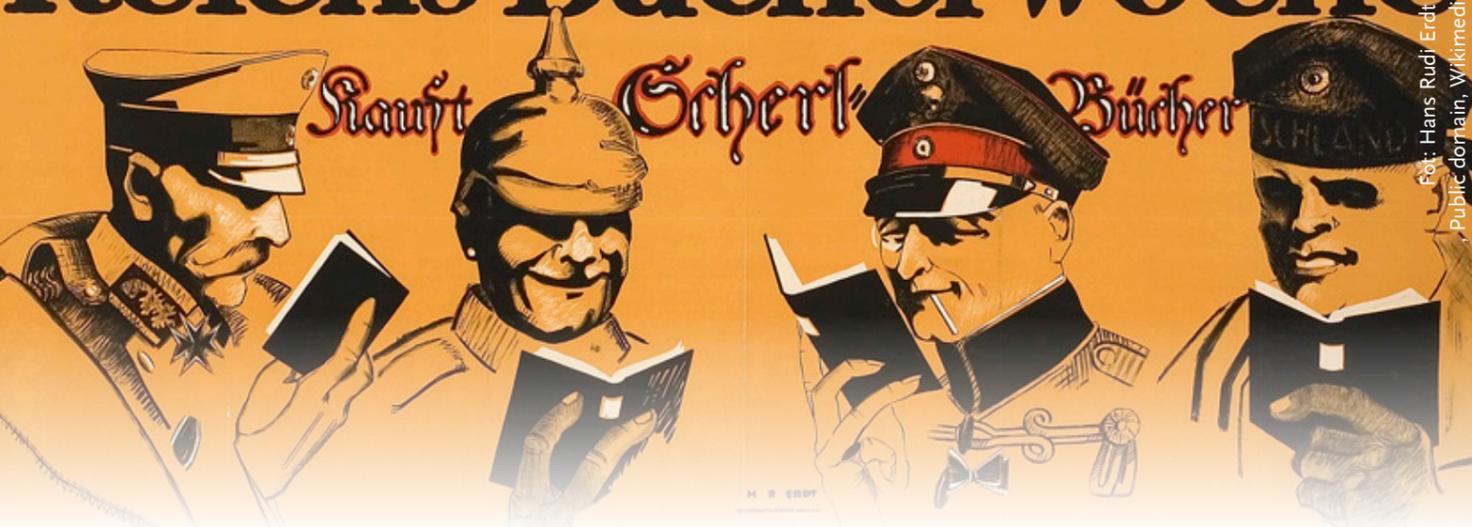
Versuche und Erwartungen, erträglichere Friedensbedingungen mit Hilfe des amerikanischen Präsidenten Wilson zu erreichen, gingen fehl. Auch hier leistete Erzberger als Mitglied der deutschen Delegation schließlich seine Unterschrift, weil andernfalls ein militärischer Einmarsch in Deutschland gedroht hätte. Aus den gleichen unausweichlichen Gründen setzte sich Erzberger für die Ratifizierung des Friedensvertrags im Reichstag ein. All dies machte ihn zur Zielscheibe massiver Angriffe, in denen ihm die Schuld an den Friedensbedingungen (territoriale Abtretungen, Reparationen, Demilitarisierung), und an der tief empfundenen Demütigung Deutschlands angelastet wurde.

Hass, Hetze, Mord

Matthias Erzberger hatte sich zum überzeugten Demokraten gewandelt und war daher bereit, sich auch von der neuen parlamentarischen Ordnung in die Pflicht nehmen zu lassen. In der zweiten Regierung nach den Reichstagswahlen 1919 übernahm er das Amt des Finanzministers, in dem er seinem Land einen letzten großen Dienst erwies: die Schaffung einer langfristigen und tragfähigen Finanzreform. 1921 sah sich Erzberger jedoch zum Rücktritt von diesem Amt gezwungen, nachdem in einem Gerichtsprozess höchst ehrenrührige Behauptungen gegen ihn im Grunde für gerechtfertigt erklärt worden waren.

Über Jahre hinweg hatte sich ein unbändiger Hass über Matthias Erzberger ergossen und ihn zum Sündenbock für die erlittene Schmach gemacht. Sein Fall zeigt, wie persönliche Hetztiraden schließlich Gewaltakte zur Folge haben. Schon am 26. Januar 1920 verübte ein entlassener Offiziersanwärter am Rande des Gerichtsprozesses einen Anschlag auf ihn. In rechtsextremen Kreisen war er gewissermaßen für „vogelfrei“ erklärt. Die tatsächlichen Mörder wurden in der dort zu verortenden Organisation Consul per Los bestimmt. Die beiden Männer, Heinrich Schulz und Heinrich Tillessen, lauerten ihm am 26. August 1921 bei einem Kurzurlaub im oberschwäbischen Jordanbad auf und töteten ihn mit mehreren Pistolenschüssen. Der Strafverfolgung konnten sie sich durch Flucht, aber auch durch Nachsicht entziehen, bis sie im „Dritten Reich“ wegen ihrer Tat wieder wohlgekommen waren. Zwar wurden Prozesse gegen sie nach dem Zweiten Weltkrieg neu aufgerollt und die Täter auch verurteilt, aber schon nach wenigen Jahren auf Bewährung freigelassen.

Jürgen Wilke



Der Zeitungsbaron

August Scherl war der erfolgreichste Großverleger der wilhelminischen Ära. Sein Name steht für den Anbruch eines neuen Medienzeitalters in Deutschland. Journalismus wurde durch ihn massenkompatibel.

Als man Ende Februar 1914 lesen konnte, dass August Scherl aus dem gleichnamigen Verlagskonzern ausgeschieden war, war das eine kleine Sensation und eine Zeitenwende. Mehr als drei Jahrzehnte hatte Scherl die deutsche Medienlandschaft und die öffentliche Meinung mitgeprägt. Ihm gehörten der *Berliner Lokal-Anzeiger*, *Der Tag*, *Die Woche* und *Die Gartenlaube* – einige der auflagenstärksten Medien im Kaiserreich.

Die Hintergründe für das Ausscheiden sind – wie so vieles in Scherls Biografie – nur lückenhaft überliefert. Man kolportierte, Scherl habe einfach keine Lust mehr gehabt. Es war jedenfalls ganz konträr zu der Art und Weise, wie Scherls Medien sonst kommunizierten – denn eigentlich nahm man kein Blatt vor den Mund. Mit zupackender, selbstbewusster und bisweilen lebensnaher Sprache und Aufmachung hatte Scherl einen neuen Journalismus, wie er in den USA von Joseph Pulitzer und William R. Hearst erdacht und praktiziert wurde, nach Berlin gebracht.

Steiler Aufstieg zum Pressebaron

Mit dem Mediengeschäft war der 1849 geborene Scherl aufgewachsen. Nach dem Bankrott des väterlichen Buchhandels in Berlin zog er dann aber fast mittellos zurück in die Geburtsstadt Düsseldorf. Es gelang ihm, Teilhaber im Verlag Duster & Co. zu werden. Das Verlagsangebot stellte er mit Kolportageliteratur vom Kopf auf die Füße. „Feder und Pistole“ und andere Stoffe brachte er unter die Leute. Scherl war erst Anfang zwanzig und besaß doch schon ein Gespür dafür, was beim bürgerlichen Publikum populär war.

Nach einem Abstecher in die Welt des Theaters, der ihn finanziell fast ruinierte, kehrte Scherl Ende der 1870er Jahre nach Berlin zurück. Am Berliner Medienmarkt war er neben Rudolf Mosse und Leopold Ullstein bestenfalls ein Parvenü. Doch mit Glück und Risikobereitschaft, einem Auge für Marktbedingungen und Zeitgeist und den richtigen Kontakten wurde der Emporkömmling binnen weniger Jahre zum mächtigen Pressebaron.

Nicht unwesentlich für Scherls Erfolg in Berlin war das 1877 eröffnete „Café Bauer“ am Boulevard Unter den Linden. Hier lagen 800 internationale Tageszeitungen aus und er las sie aufmerksam, vor allem die amerikanischen und englischen Titel. Hier traf er außerdem seinen kongenialen Blattmacher und Chefredakteur Hugo von Kupffer. Beide wurden aufeinander aufmerksam, weil man sich wiederholt die neuste Ausgabe des *New York Herald* streitig machte. Von Kupffer besaß eine hervorragende Kenntnis der amerikanischen Presse und fand in Scherl einen Verleger, der unternehmerische Umtriebigkeit besaß und das Potential eines neuen Journalismus erkannte. Über von Kupffers Kontakte erhielt Scherl schließlich von der Druckerei Büxenstein auch den notwendigen Kredit.

In kürzester Zeit bewerkstelligte Scherl den Aus- und Aufbau der Redaktion und organisierte den Vertrieb, unter anderem indem 2.000 Zeitungsboten eingestellt wurden. Die Auflage der anfangs kostenlos verteilten ersten Ausgabe des *Berliner Lokal-Anzeiger* am 3. November 1883 lag bei 200.000 Exemplaren. Die enormen Ausgaben der Zeitung wurden bei weitem nicht gedeckt, auch wenn man durch einen sehr

umfangreichen Anzeigenteil Geld einnahm. In den ersten Jahren stand Scherl deshalb erneut kurz vor dem Ruin. Erst nach fünf Jahren erwirtschaftete das Blatt Gewinn. Als Quereinsteiger agierte Scherl im folgenden Jahrzehnt ohne Scheuklappen, war erfindungsreich und lancierte immer neue Angebote und Ansprechweisen in seinen Medien. Seine Produkte waren journalistisch, unterhaltsam und konsumentenorientiert zugleich. Das waren die Eckpfeiler seines historischen Erfolgs und man könnte vermuten, dass Scherl damit auch die heutige Medienlandschaft prägen würde. Allerdings zollte Scherls Körper dem

enormen Pensum der Verlagsarbeit Tribut. Seine Gesundheit war angegriffen. Der zunehmend depressive Scherl zog sich zurück und erlitt mehrere Zusammenbrüche. Man bewegte ihn schließlich zum Verkauf des Verlags an den heute berühmten Konzern von Alfred Hugenberg, dessen Agitationen dann schon die Weltkriegsberichterstattung völkisch und antidemokratisch einfärbten. Der einstmalige Pressebaron Scherl spielte in diesem Kapitel der deutschen Geschichte aber keine Rolle mehr. Er starb vor hundert Jahren, am 18. April 1921, in Berlin.

Hendrik Michael

Der Jahrhundertunternehmer

Reinhard Mohn ist Wegbereiter für die heutige Größe von Bertelsmann.

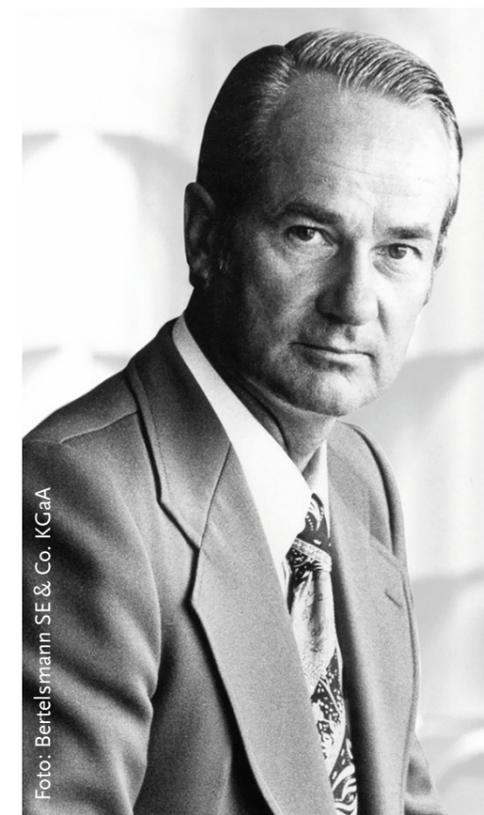
Er zählt zu den herausragenden Gründergestalten der Bundesrepublik: Reinhard Mohn schmiedet aus dem kleinen, mittelständischen Druck- und Verlagshaus C. Bertelsmann in Gütersloh einen der weltweit größten Medienkonzerne. Am 29. Juni 2021 wäre der Unternehmer 100 Jahre alt geworden. Reinhard Mohn wird 1921 als fünftes von sechs Kindern in Gütersloh geboren. Er ist der Ur-Ur-Enkel des Unternehmensgründers Carl Bertelsmann und steht damit bereits in fünfter Generation der Eigentümerfamilie hinter dem Verlagshaus. Mohn macht Abitur, wird wenig später direkt zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. 1939 meldet er sich dann freiwillig zur Wehrmacht und ist während des „Westfeldzugs“ unter anderem in Belgien, den Niederlanden und Frankreich im Einsatz. 1943 gerät er in US-amerikanischer Kriegsgefangenschaft, liest hier – so berichtet er später selbst – zum ersten Mal Bücher über Management und Unternehmertum.

Sinn für's Geschäft und Publikum

Nach seiner Rückkehr übernimmt Mohn 1947, also mit gerade einmal 25 Jahren, die Verlagsgeschäfte von seinem Vater Heinrich Mohn, der kurz zuvor als förderndes Mitglied der SS und wegen finanzieller Zuwendungen an andere NS-Organisationen in den Fokus der britischen Besatzungsbehörden geraten war. Das Verlagshaus ist zu dem Zeitpunkt, kurz nach Kriegsende, am Boden. Mohn muss Aufbauarbeit leisten. Mit der Gründung des Lesering, dem späteren Buchclub, beweist er 1950 Sinn für's Geschäft und die Wünsche des Publikums. Die Idee hinter dem Lesering: Alle Abonnenten erhalten regelmäßig Bücher zu einem vergünstigten Preis. Der Historiker Joachim Scholtyseck schreibt darüber in seinem aktuellen Buch *Reinhard Mohn. Ein Jahrhundertunternehmer*: „Er hat damit ganze Generationen und auch bestimmte Milieus erstmals zum Lesen gebracht.“ Bestärkt durch diesen internationalen Erfolg, sorgt der Unternehmer mit Weitblick dafür, dass das Verlagshaus in den 60er und 70er Jahren weltweit investiert:

in Verlage, in Druckereien, in Dienstleistungen. Bald kommen Schallplattenfirmen sowie Film und Fernsehunternehmen dazu. Damit ist der Einstieg ins Privatfernsehen gebahnt. Mit dem Bertelsmann Lexikon werden bald alle Verkaufsrekorde gebrochen. Mohn aber will mehr. „Man muss ja auch nicht nur Geld verdienen, das muss auch einen Sinn geben für die Gesellschaft,“ soll er einmal gesagt haben. 1977 gründet er die Bertelsmann Stiftung, zieht sich den darauffolgenden Jahren mehr und mehr aus dem aktiven Geschäft zurück und widmet sich primär seiner Stiftung, die Wissenschaft und Forschung fördern will und dabei ihre Mittel vor allem in Projekte investiert, die sie selbst initiiert, konzipiert und umsetzt. Jens Wernicke und Torsten Bultmann von der *Neuen Westfälischen* kritisieren die Stiftung in ihrem Buch *Netzwerk der Macht – Bertelsmann* unter anderem für ihre politische Einflussnahme. 2009 stirbt Mohn und hinterlässt seiner Familie ein Unternehmensimperium. Erst vor Kurzem übergibt seine Frau Liz Mohn das Amt des einflussreichen Familiensprechers an Sohn Christoph Mohn. Und so bleiben die Interessen der Familie Mohn in dem Konzern bis auf Weiteres auch in Zukunft gewahrt.

Vera Katzenberger



Talente-Vater Ost

In Deutschland Ost kannte ihn jeder, im Westen kaum einer. Heinz Quermann war ein TV-Alleskönner: Plauderer, Komiker, Sänger – und Weihnachten so unabhkömmlich und höchst bekömmlich wie der Feiertags-Gänsebraten.

Heinz Quermann: Das ist für mich Weihnachten. Fernsehen am Vormittag, ohne dass wir Kinder betteln mussten. *Zwischen Frühstück und Gänsebraten* hieß die Sendung, alle Jahre wieder am ersten Feiertag um elf. Die Erwachsenen tranken Sekt oder Bier und wurden über den Bildschirm hin und wieder daran erinnert, dass in der Küche etwas schmort und nicht verbrennen darf. Vorfreude auf das Fest der Feste: Das war auch die Vorfreude auf diesen etwas zu kleinen, etwas zu dicken und

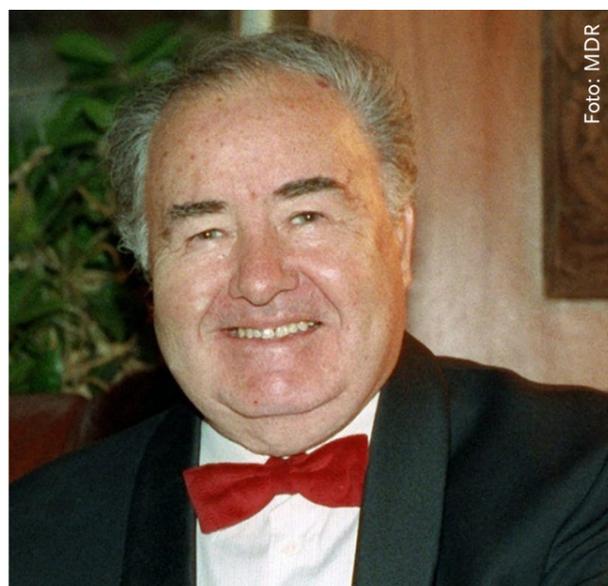


Foto: MDR

für meinen Bruder und mich eigentlich auch schon etwas zu alten Mann, der da neben Margot Ebert Stars aus aller Welt und Feiertagsstimmung in unser Wohnzimmer brachte.

Heinz Quermann, geboren am 10. Februar 1921, Bäckerkind, war ein Phänomen – und das nicht nur, weil er bei seinem Geburtsnamen blieb. Jemand, der in drei politischen Systemen immer auf die Füße fällt, muss etwas können. Die *Hannoversche Presse* hat schon Mitte der 1930er Jahre von einem „Wunderknaben“ gesprochen, der da als „Dirigent und Sänger“ auf der Bühne stand – „sogar mit Liedern von mir“, schreibt der so Gefeierte mehr als ein halbes Jahrhundert später in seinen Memoiren (Untertitel: „Meine bunten Erinnerungen“). Als dieses Buch 1992 erscheint, steht Heinz Quermann längst „in Wachs gegossen im Panoptikum am Kurfürstendamm“ – „als erster Ossi“. Wer dort Gorbi und Kohl sehen wolle, so lese ich im Vorwort, der müsse erstmal an ihm vorbei, am Heinz, dem Quermann. Zwischen der Prüfung an der Reichstheaterkammer, die direkt zu einem Engagement in Köthen führte, und dem Altersruhm (2000: Goldene Henne für das Lebenswerk, 2001

Berliner Verdienstorden) liegt eine DDR-Karriere, die ihresgleichen sucht. Ich übertreibe nur leicht, wenn ich sage, dass Medienunterhaltung und Heinz Quermann in diesem kleinen Land jahrzehntelang in gewisser Weise Synonyme waren. Anders formuliert: Das Publikum war (fast) immer da, wo dieser Hansdampf in allen Gassen war.

Da die Medienforschung die leichte Muse mit Missachtung straft, kann ich hier nicht aus einem Fundus an Werkanalysen schöpfen, sondern muss selbst und aus dem Gedächtnis versuchen, die Kunst dieses Mannes auf eine Formel zu bringen. Der Humor, natürlich. Nicht so scharf wie bei Rolf Herricht und Hans-Joachim Preil, einem Komikerduo der Extraklasse, und auch nicht so böse wie bei O. F. Weidling, der 1984 die Parteiführung gegen sich aufbrachte und wenig später starb. Heinz Quermann war ein Meister des Wortes, jemand, der einen ganzen Saal für sich einnehmen konnte und dabei immer charmant blieb, witzig, lässig. Ein Plauderer, der wusste, dass weniger manchmal mehr ist. Vor allem aber hatte dieser Künstler ein Gespür, was beim Publikum ankommt. Der Platz reicht nicht, um all die Sänger, Musiker und Schauspieler aufzuzählen, die Heinz Quermann entdeckt und dann zu Stars und Sternchen gemacht hat. Seine TV-Serie *Herzklopfen kostenlos* begann im Herbst 1958 – eine frühe Form von *Deutschland sucht den Superstar*, allerdings ohne das Brimborium, das Kommerzfernsehen mit sich bringt.

Im Rückblick interessant: Heinz Quermann war nicht in der SED, sondern in der LDPD, ab 1946 schon. Das Ohr der Mächtigen hatte er trotzdem. Auf so ein Talent kann keine Partei verzichten, die permanent von „Massenverbundenheit“ spricht und doch weiß, dass die „Massen“ eher skeptisch sind. Quermann hat 1960 auf der Bitterfelder Konferenz gesprochen, dort mit Walter Ulbricht konferiert und dabei nicht nur seinen „Freund Herbert Roth“ (einen populären Volksmusiker aus Thüringen) ins „rechte Licht gerückt“.

Man kann das in den Memoiren nachlesen. Dort habe ich auch erfahren, warum bei uns daheim immer wieder gemunkelt wurde, dass es eines Tages vorbei sein könnte mit der Gemütlichkeit *Zwischen Frühstück und Gänsebraten*. 1976 drohte die Absetzung. Punkt elf kündigte Quermann auf dem Bildschirm live das Aus an. 11.07 Uhr habe beim Fernsehchef das „rote Telefon“ geklingelt. Ein früherer Shitstorm. Die DDR liebte diesen Alleskönner. Und wir hatten weiter fröhliche Weihnachten.

Michael Meyen

Dr. Michael Meyen, auf Rügen aufgewachsen, ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität München.

„Ich genieße die Demokratie“

Vor 100 Jahren wurde der Publizist Wolfgang Leonhard geboren. Sein Lebensweg machte ihn zu einem großen Kenner der kommunistischen Welt – und Mahner für die Verständigung der Völker.

Ein Meister der Kommunikation. Geschliffene und lebendige Sprache, variable Mimik und eine schwingvolle Gestik. Noch dazu ein wandelndes Lexikon. Der Historiker und Publizist Wolfgang Leonhard muss keine Kamera und kein Mikrofon scheuen – und er tut es auch nicht. Besonders in der Zeitenwende um 1990, dem Zusammenbruch der kommunistischen Staatenwelt Osteuropas und der Sowjetunion, sieht und hört man Leonhard, meist Pfeife rauchend und mit eindrucksvollem Haarschneit, auf vielen Kanälen. Seine Expertise ist bis an höchsten Stellen gefragt. So etwa schätzt Hans-Dietrich Genscher, der langjährige Außenminister der alten Bundesrepublik, Leonhards Einschätzung über den Fortgang der Ost-West-Beziehungen. Von dessen langjährigem Wohnort, dem Eifelstädtchen Manderscheid, bis zu Genschers Anwesen im Bonner Umland ist es auch nicht allzu weit. Der frühere Außenminister berichtet 2016 in einem WDR-Interview, Leonhard war zwei Jahre zuvor verstorben, dieser habe ihn seinerzeit auf einen gewissen Michail Gorbatschow als möglichen „kommen den Mann“ im Moskauer Kreml aufmerksam gemacht. Sicher ist: Wie kaum einen Zweiten macht sein „Lebensweg der Extreme“ Leonhard zu einem besonderen Kenner der sowjetischen Machtzirkel, wie der Verhältnisse in der kommunistischen Welt insgesamt. In Wien am 16. April 1921 geboren und nach Schuljahren in Berlin, fliehen der vierzehnjährige Schüler und seine Mutter 1935 vor der Nazigefahr über Schweden nach Moskau. Die leidenschaftliche Kommunistin Susanne Leonhard teilt bald das Schicksal vieler Exilanten: Während Stalins „Säuberungen“ wandert sie in jahrelange Lagerhaft.

Freund des russischen Volkes im Westen

Doch mit ihrem Sohn haben die Sowjets große Pläne: Der landet Anfang der vierziger Jahre auf einer Kaderschule am Ural und wird zum Politikommissar ausgebildet. Dort trifft er Markus Wolf wieder, den späteren DDR-Spionagechef. Man kennt sich schon aus Berliner Schülertagen. Der jüngste unter den zehn Spezialisten, die dann im April 1945 als „Gruppe Ulbricht“ zum Aufbau des sozialistischen Deutschland aus Moskau in Berlin eintreffen, ist der vierundzwanzigjährige Wolfgang Leonhard. Überall dort, wo geworben, berichtet und gelehrt wird, ist sein Talent gefragt: So etwa in der Abteilung „Agitation und Propaganda“ des Zentralkomitees oder als Dozent mit Witz und Elan auf der Parteihochschule Karl Marx in Kleinmachnow. Allerdings lässt in diesen Tagen die Direktive des zukünftigen Staatsratsvorsitzenden der DDR Walter Ulbricht keinen Zweifel, wohin die Reise geht: „Es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben.“

Im Frühjahr 1949 bricht Leonhard mit der SED-Herrschaft stalinscher Prägung und flieht über die Zwischenstation Jugoslawien in die junge Bundesrepublik Deutschland. Seinen Erfahrungen und den Lehren aus ihnen widmet er fortan seine Lebenszeit. Schon 1955 erscheint sein autobiografisches Werk *Die Revolution entlässt ihre Kinder*. Ein unverhofft großer Erfolg. Bis heute wird es über eine Million mal verkauft. Hans-Dietrich Genscher, aus Halle an der Saale stammend und mit persönlichen Erinnerungen an die frühen Jahre im geteilten



Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1990-0625-022 / Uhlemann, Thomas / CC-BY-SA 3.0

Deutschland, erinnert sich später, er habe Leonhards Buch gelesen „begierig wie einen Kriminalroman“. *Völker hört die Signale, Dämmerung im Kreml, Das kurze Leben der DDR*, viele Titel werden folgen. Sie alle beschäftigen sich mit dem kommunistischen Imperium im 20. Jahrhundert.

Am 13. August 1961, einem Sonntag, erreicht auch die Runde der Journalisten beim legendären *Internationalen Frühschoppen* Werner Höfers die Nachricht vom Mauerbau in Berlin. Der mitdiskutierende Leonhard prophezeit, wenn man nicht gleich handle, wird diese sehr lange Jahre stehen bleiben. So wird es leider kommen ...

Auch die Amerikaner schätzen im Verlauf sein immenses Wissen. Leonhard doziert lange Zeit jeweils die Hälfte des Jahres über den Internationalen Kommunismus an der Yale University in Connecticut. Er bleibt zeitlebens ein Freund des russischen Volkes, warnt den Westen nach dem Ende des Sowjetreichs vor Selbstgefälligkeit und Hochmut. „Ich genieße die Demokratie, vor allem die Pressefreiheit, ich freue mich jeden Morgen“, äußert Wolfgang Leonhard in einem WDR-Interview und zählt den bunten Strauß seiner Tageszeitungen auf, „dass ich die lesen kann, ohne Angst zu haben und jemand klopf und fragt, was lesen Sie da eigentlich ...“.

Ulrich Meer

Ulrich Meer befasst sich als freier Autor mit Geschichtsthemen.

Ein Kuli als König

... und zwar der König der Fernsehunterhaltung. Das war Hans-Joachim Kulenkampff, kurz „Kuli“ in den 1960er und 70er Jahren: Meister der Samstagabend-Show – dieses nun zu Ende gehenden TV-Toperevents.

Er bekam sie alle, die großen Fernseh- und Publikumspreise: Vier Mal den „Goldenen Bildschirm“, je zwei Mal die „Goldene Kamera“ und den „Otto“ der Zeitschrift *Bravo*, den „Goldenen Gong“, „Bambi“ und „Romy“. Er war „Krawattenmann“ und „Pfeifenraucher des Jahres“ und, naja, eine „Saure Gurke“ bekam er auch, „für seine altväterlich-charmante, auf keine Anzüglichkeit verzichtende Spielleitung“. 1980 war das. Hans-Joachim Kulenkampffs größte Zeit war da vorbei, auch wenn er noch zwei Jahrzehnte lang, bis kurz vor seinem Tod am 14. August 1998 weitermoderierte und im Fernsehen parlierte.

Einer wird gewinnen, kurz EWG, hieß sein größtes Erfolgsformat. Oft war es dann Eine, die da gewann; gegendert wurde noch längst nicht, und es wäre „Kuli“, auch ferngelegen. Zukunftsweisend war die Unterhaltungsshow gleichwohl, stand das EWG doch auch für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, Vorläuferin der EU. War ein erklärtes Ziel der Sendung doch, den europäischen Gedanken zu stärken. Acht Kandidatinnen und Kandidaten aus acht verschiedenen Ländern traten in Spiel- und Fragerunden gegeneinander an, nur ausreichend Deutsch mussten sie können. Auf 90 Minuten war die Sendungen angelegt, zur besten Sendezeit am Samstag ab 20.15 Uhr. Aber immer dauerte sie – wie meist auch bei Kulenkampffs großen Entertainer-Kollegen von Peter Alexander bis Thomas Gottschalk – länger. Und am Schluss kam stets der Butler, reichte dem Moderator Mantel, Schal und Hut und kommentierte das eben Geschehene sarkastisch. Martin Jente hieß er; eigentlich war er der Produzent der Sendung.

Ein weiterer Bestandteil der meisten der insgesamt 89 Folgen, die von 1964 bis 1987 ausgestrahlt wurden (mit einer längeren

Unterbrechung von 1970 bis 1978), war die „Kulinade“, eine Comedy-Einlage, in der der Showmaster Caesar, Carmen oder Casanova, die Beatles, einen Neandertaler oder einen Fußballtrainer parodierte, Faust ein Happy End angedeihen ließ, als Freud eine Couch kaufte und vieles andere mehr.

Vom Schauspiel war der am 27. April 1921 in Bremen geborene auch gekommen. Nach traumatischen Kriegserfahrungen vor allem an der Ostfront, über die er kaum je sprach, bekam er Theaterengagements unter anderem in Frankfurt. 1950 wurde er dann Ansager im Hörfunk des Hessischen Rundfunks. Ab 1951 moderierte er auch eine erste Radio-Quizshow: *Wer gegen wen?*, das 1954 ins junge Fernsehen übernommen wurde. Große Popularität erlangte er auch, zurück zum Schauspiel, in Kinofilmen wie *Immer die Radfahrer* (1958) und vor allem *Drei Mann in einem Boot* (1961) an der Seite von Heinz Erhard und, später dann, in vielen Fernsehfilmen, auch Serien.

Neben und nach waren es aber vor allem verschiedene Quiz- und Unterhaltungsformate, in denen er, charmant (bis altväterlich) plaudernd, glänzte. Auch als ernsthaft-kultureller „Gute-Nacht-Onkel“ wird er vielen unvergesslich sein: Von 1985 bis 1990 rezitierte Kulenkampff allabendlich, rund 2.000 Mal, je etwa dreiminütige Ausschnitte aus Werken der Hochliteratur von Seneca über Goethe bis Ringelwitz zum Sendeschluss (den es damals noch gab) in der ARD.

Gemütlich bis weitschweifig, vertraulich mit dem Publikum scherzend und unerschütterlich optimistisch ging es in der Unterhaltungswelt des Kuli zu. Wohlfühlatmosphäre statt Action und Provokation. Fernsehen aus einer anderen Zeit.

Markus Behmer



Foto: Bild: HR/Kurt Bethke

Die Wegbereiterin

Als Gustava Mösler 1982 zur ersten Hörfunkdirektorin des BR berufen wurde, gab es in der ARD weder weibliche Auslandskorrespondentinnen, noch Chefredakteurinnen oder Programmleiterinnen, geschweige denn Intendantinnen.

Gustava Mösler war eine Autorität ohne autoritär zu sein; sie war überzeugend dank ihrer hohen Bildung, ihrer Intelligenz, ihrer journalistischen Professionalität – und sie hat sich stets dazu bekannt, dass sie als Frau oft anders dachte und handelte als die Männer. Dieser Unterschied war ihr wichtig. Doch am wichtigsten war ihr die Unabhängigkeit des Programms, das sie stets gegen jeden Versuch einer Einflussnahme von außen lebhaft verteidigt hat. Gleichwohl kritisierte sie Journalisten und Journalistinnen, wenn sie im Programm eigene Absichten verfolgten und den Binnenpluralismus vernachlässigten, zu dem der öffentlich-rechtliche Rundfunk verpflichtet ist. Trotz ihres angeborenen Charmes konnte Gustava Mösler ungemütlich streng werden, wenn journalistische Maßstäbe verloren zu gehen drohten. Gleichwohl verteidigte sie Satire, scheinbare Grenzüberschreitungen und kontroverse Positionen. Wenn sie sich dafür vor dem Rundfunkrat rechtfertigen musste, berief sie sich stets auf Artikel 5 des Grundgesetzes, dass die Meinungs- und Pressefreiheit garantiert.

Die gebürtige Helgoländerin erlebte als Studentin in Münster die schweren Bombennächte im Zweiten Weltkrieg und verinnerlichte einen Widerstand gegen ideologischen Missbrauch von Freiheit und Wissenschaft durch die Nazis. Deshalb charakterisierte Udo Reiter, Gründungsintendant des Mitteldeutschen Rundfunks, seine ehemalige Chefin und berufliche Ziehmutter Gustava Mösler bei ihrer 90. Geburtstagsfeier als „offen, antiideologisch und stets gesprächsbereit“.

Nach ihrer Promotion in Germanistik und Theaterwissenschaft an der Universität Wien hätte sie als wissenschaftliche Assistentin die Hochschullaufbahn einschlagen sollen. Aber es zog sie in den Journalismus. Zuvor absolvierte sie in München noch ein Studium der Wirtschaftswissenschaften, um ihrem Mann beim Aufbau seines Unternehmens zur Seite zu stehen. 1950 begann sie, für den Bayerischen Rundfunk zu arbeiten. Kultur, Literatur, Musik, Geistesgeschichte, Philosophie, Naturwissenschaften und Medizin – sie interessierte sich einfach für alles, was nach der Gleichschaltung durch die Naziherrschaft in Deutschland nachzuholen war.

Sie pflegte unter anderem Kontakte mit dem Schriftsteller Thomas Mann, dem Atomphysiker Edward Teller, dem Physiker Werner Heisenberg, dem Philosophen Karl Jaspers; sie initiierte eine Sendereihe mit dem Verhaltensforscher Konrad Lorenz, aus dem der Bestseller *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit* hervorging, ein gedanklicher Vorläufer der späteren Ökologie-Bewegung. Das Archiv des Bayerischen Rundfunks hat zahlreiche Briefwechsel von Gustava Mösler mit den Geistesgrößen ihrer Zeit aufbewahrt, in denen es aber auch

um so triviale Fragen wie Geldschwierigkeiten, Zollprobleme oder die Stimmqualität bei zugesandten Tonaufnahmen geht. Von 1980 bis 1982 leitete sie als erste Frau im BR die Hauptabteilung Kultur. Als sie dann Ende 1982 Hörfunkdirektorin wurde, benutzte sie auf ihrem Briefpapier und ihren Stempeln stets nur die männliche Form „Hörfunkdirektor“. Sie wollte damit klarmachen, dass sie nicht als Proporz-Frau, sondern als unabhängige journalistische Person dieses Amt wahrzunehmen gedachte. Mit dieser unabhängigen Haltung trat sie auch dem Rundfunkrat entgegen, wenn sie um Reformen warb und kritisch wie selbstkritisch Mängel im Programm erläuterte.

Aber selbst ihr gelang nicht, woran auch spätere Nachfolger scheiterten: Vergeblich setzte sie sich für eine Jugendwelle im BR ein. Doch konnte sie neue Jugendstrecken im Programm etablieren – und sie hielt eine schützende Hand über den zuweilen aufsässigen Nachwuchs in Person von Günther Jauch und Thomas Gottschalk. Letzteren verteidigte sie, nicht ohne Sympathie, im Rundfunkrat, nachdem er das Kontrollgremium als eine „Mischung aus Zentralkomitee und Elferat“ bezeichnet hatte. Viele Betroffene fanden das ehrenrührig. Gustava Mösler verteidigte dies mit der „Narrenfreiheit“, die auch ihren Platz im Programm haben müsse. Am 14. Juni 2021 ist Gustava Mösler im Alter von 100 Jahren gestorben.

Johannes Grotzky

Dr. Johannes Grotzky war Hörfunkdirektor des Bayerischen Rundfunks und ist Honorarprofessor an der Uni Bamberg.



Foto: Bayerischer Rundfunk, Sessner

Friedens-Kämpfer und Stören-Fried

Vor 100 Jahren wird der Schriftsteller, Essayist und Übersetzer Erich Fried geboren. Eines der bekanntesten deutschsprachigen Liebesgedichte stammt von ihm: „Was es ist“. In die Literaturgeschichte ist er als streitbarer und umstrittener politischer Dichter eingegangen.

Erich Fried musste aufgrund seiner Herkunft aus einem – assimilierten – jüdischen Elternhaus seine Gymnasialausbildung in Wien 1938 abbrechen; ein Jahr später gelang die Flucht ins Exil nach London, wo er bis zu seinem Lebensende 1988 seinen Hauptwohnsitz behielt. Sein Vater, seine Großmutter und viele weitere Mitglieder seiner Verwandtschaft wurden Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Obgleich der Dichter nie einen Zweifel daran ließ, dass er nicht an Gott glaube und immer wieder „Erstarrungen und Entfremdungen“ in der jüdischen wie christlichen Religion kritisierte, zählte er die Bibel zu seinen literarischen Vorbildern und bezieht sich in seinem Werk auffallend häufig auf diese: Etliche Literaturwissenschaftler verweisen auf die „jüdischen Schreib- und Denkstrukturen“ bei Fried (Schäfer), dessen „kabbalistisch-mystisch orientierten Sprachideal“ (Wertheimer) oder auf die Analogie zur Methodik der Talmud-Kommentare (Reich-Ranicki).

Seit Ende der 1950er Jahre verfolgte Erich Fried die Entwicklungen in der Bundesrepublik Deutschland immer engagierter. Dort verbrachte er zunehmend mehr Zeit, um Lesungen und Vorträge zu halten und sich als unbequemer politischer Dichter bei den Studentenprotesten gegen den Vietnamkrieg und in der Friedensbewegung zu engagieren. Leidenschaftlich setzte er sich ein für atomare Abrüstung und „Feindesliebe“ (z.B. in den Gedichten „Weltfremd“ und „Eine Art Feindesliebe“). Mit Paradox und Satire, dialektischen Sprachfiguren und Zitatmontagen schrieb Fried gegen Rassismus und Faschismus, Unterdrückung und Vertreibung – und für Frieden und Toleranz.

Seine politische Lyrik, die z.T. auch auf tagespolitische Themen reagierte, fand ein sehr breites Publikum, aber auch viele Kritiker. So wurden Frieds Gedichte in Schulbücher aufgenommen – und z.T. aus ihnen auch wieder entfernt. Dass sich ein eigener Band über öffentliche Konflikte und Kontroversen um den „Stören-Fried“ füllen ließ und er wegen einzelner Äußerungen sogar vor Gericht angeklagt wurde, verwundert nicht: Er prangerte sowohl in seiner Lyrik als auch in anderen Formen der politischen Auseinandersetzung u.a. die „Menschenjagd“ auf Anhänger der Baader-Meinhof-Gruppe an, setzte sich für Rudi Dutschke ein, kritisierte Staats- und Polizeigewalt in Deutschland und Österreich sowie immer wieder auch aufs schärfste die Politik Israels.

In dem Band *Höre Israel!* (1974) verglich Fried die Politik Israels bezüglich des Sechstagekrieges und Israels Siedlungspolitik sogar in einigen Gedichten mit dem Nationalsozialismus, was ihm den Vorwurf eines „jüdischen Antisemitismus“ einbrachte. Gleichzeitig machte er sich um die deutsche

Erinnerungskultur sehr verdient und kämpfte gegen die Verleugnung der Verbrechen des Nationalsozialismus. Dass er dabei von einem unbeirrbareren Glauben an das Gute im Menschen getrieben war, zeigt sein Briefwechsel mit dem Holocaustleugner Michael Kühnen, den er zur Einsicht bringen wollte – vergeblich.

Auch Frieds literarischer Rang bleibt umstritten: Während Kritiker lästern, dass hier einer die Tinte nicht halten konnte, rühmen andere sein Sprachgenie, die Kongenialität seiner Shakespeare-Übersetzungen und betonen, dass er neben den vielleicht schlechtesten Gedichten seiner Zeit durchaus auch einige der besten geschrieben habe. Sein ganzes Leben hat dieser Schriftsteller versucht, die Grenzen der Sprache auszuloten und immer wieder zu durchbrechen. Er suchte jenseits aller Phrasen und Worthülsen nach einer Sprache, die genau wahrnimmt, was ist, und deren Wahrheit dennoch über das Gegebene hinausgeht, so zum Beispiel in *Einzahl*:

**Deine Rede sei
ICH DU ER SIE ES
was darüber ist
das ist vom Übel**

**Wir sind die Wirrnis
Ihr seid der Irrtum
Sie sind
die Sintflut**

Um in der „Einzahl“ zu sprechen, leiht sich hier der Dichter Sprache aus der Tradition. Und bis heute leihen sich Leser*innen seine Worte auf der Suche nach einer Sprache, die großen Gefühlen Ausdruck verleihen kann: der Liebe (z.B. „Was es ist“), des Unglücks (z.B. „Aufhebung“), der großen un-abgeholzten Sehnsucht nach der „Wärme des Lebens“ (z.B. „Bevor ich sterbe“). Andere finden – z.B. in dem Gedicht „Entwöhnung“ – bei ihm pointierte Formulierungen dafür, worauf es heute wie zu Lebzeiten Frieds angesichts beunruhigender gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen ankommt: „[...] Ich soll mich nicht gewöhnen / [...] Wenn ich mich auch nur an den Anfang gewöhne/fange ich an mich an das Ende zu gewöhnen.“

Tanja Gojny

Prof. Dr. Tanja Gojny vertritt 2021/22 den Lehrstuhl für Evangelische Theologie mit Schwerpunkt Religionspädagogik an der Universität Bamberg. Sie wurde mit einer Arbeit über Biblische Spuren in der Lyrik Erich Frieds promoviert.

„Gibt denn keiner, keiner Antwort?“

Er war ein Repräsentant der um ihre Jugend betrogenen Kriegsgeneration, die bei der Rückkehr in die Heimat nur Trümmer und Zerstörung vorfand: Wolfgang Borchert. 1921 wird er in Hamburg geboren.

„Ich bin nur einer der vielen Heimkehrten, Getäuschten und Enttäuschten, die hinter falschen Fahnen marschieren sind, einer der Vielen, die geblutet haben für diese Fahnen und die nun dastehen mit leeren Händen vor den Trümmern der Städte und den Trümmern einer geistigen Welt.“ Diese Erkenntnis des Dichters Wolfgang Bächler drückt das Lebensgefühl einer ganzen Generation aus. Am eindrucksvollsten hat sein Zeitgenosse Wolfgang Borchert die Situation der Kriegsheimkehrer am Ende des Zweiten Weltkriegs beschrieben. Sein Drama *Draußen vor der Tür* galt und gilt als herausragendes Beispiel der sogenannten Trümmerliteratur.

Wolfgang Borchert wurde nur 26 Jahre alt. Seine Biografie reicht aber in ihren extremen Wendungen für mehrere Leben. Geboren am 20. Mai 1921 in Hamburg als Sohn eines Lehrers und einer Mundartautorin, verlässt er die Oberrealschule in seiner Heimatstadt bereits mit 17. Eine Buchhändlerlehre bricht er nach knapp zwei Jahren ab. Schon früh veröffentlicht er Gedichte und nimmt privaten Schauspielunterricht. Mit 20 kann er drei Monate lang als Schauspieler auftreten, dann wird er eingezogen und als Panzergrenadier an die Ostfront geschickt.

Die weiteren Lebensstationen im Telegrammstil: Haft wegen „Äußerungen gegen Staat und Partei“. Dann zur Frontbewährung nach Russland geschickt. Immer wieder Krankheitsanfälle und Lazarettaufenthalte (Gelbsucht, Diphterie, Fleckfieber, Erfrierungen an beiden Füßen). Gefängnisstrafen wegen „Zersetzung der Wehrkraft“. Im Frühjahr 1945 wird er in Frankfurt am Main von Franzosen gefangen genommen. Er flieht und schlägt sich zu Fuß in seine Heimatstadt Hamburg durch. Dort für wenige Monate wieder Tätigkeit am Theater, dann wegen seiner Krankheit vorwiegend ans Bett gefesselt.

Die kurze noch verbleibende Lebenszeit ist erfüllt von einer (im doppelten Wortsinn) fieberhaften Aktivität. Als erste selbständige Publikation erscheint im Dezember 1946 ein schmales Heft mit dem Titel *Laterne, Nacht und Sterne*. Es enthält 14

Gedichte, die seit 1940 entstanden sind. Diese Auswahl aus einer weitaus größeren Anzahl von Gelegenheitsgedichten kreist um Themen wie Großstadt, Natur, Liebe und Abschied. Anklänge an Rilke und Ringelnatz sind spürbar.

Auch wenn hier keine lyrischen Meisterwerke versammelt sind – zwei dieser Gedichte haben es immerhin sechs Jahrzehnte später noch in die große Lyrikanthologie von Karl Otto Conrady geschafft. Das Motto des Bändchens gibt gut die melancholische Grundstimmung wieder: „Ich möchte Leuchtturm sein / in Nacht und Wind – / für Dorsch und Stint – / für jedes Boot – / und bin doch selbst / ein Schiff in Not!“

Im Frühjahr 1946 beginnt Borchert während eines Klinikaufenthalts, eine Reihe von Kurzgeschichten zu schreiben. Die erste davon, eine Gefängniserzählung mit dem Titel *Die Hundebblume*, ist gleich ein großer Wurf. Der Ich-Erzähler leidet unter dem Eingeschlossensein und hadert mit Gott und der Welt. Der Text verbindet Selbstgespräche, Appelle an die Leser und Hasstiraden gegen Mitgefangene zu einem eindrucksvollen Dokument der Verzweiflung. Der einzige Lichtblick, der die Depression vertreiben kann, ist eine Entdeckung beim stupiden morgendlichen Rundgang durch den Gefängnishof: Eine kleine gelbe Löwenzahnblüte im schütterten Rasen, die Hundebblume, bringt Zuversicht in den trostlosen Alltag.

Kontraste bestimmen auch weitere Texte. *Generation ohne Abschied* beginnt mit einem Lamento: „Wir

sind die Generation ohne Bindung und ohne Tiefe. Unsere Tiefe ist Abgrund. Wir sind die Generation ohne Glück, ohne Heimat und ohne Abschied.“ Doch am Ende keimt Hoffnung auf: „Aber wir sind eine Generation der Ankunft. Vielleicht sind wir eine Generation voller Ankunft auf einem neuen Stern, in einem neuen Leben. Voller Ankunft unter einer neuen Sonne, zu neuen Herzen. Vielleicht sind wir voller Ankunft zu einem neuen Lieben, zu einem neuen Lachen, zu einem neuen Gott.“ Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung bestimmen Borcherts wichtigstes Werk. *Draußen vor der Tür* erzählt, so die



Foto: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky

Vorbemerkung, „von einem Mann, der nach Deutschland kommt [...]. Einer von denen, die nach Hause kommen und die dann doch nicht nach Hause kommen, weil für sie kein Zuhause mehr da ist. Und ihr Zuhause ist dann draußen vor der Tür. Ihr Deutschland ist draußen, nachts im Regen, auf der Straße. Das ist ihr Deutschland.“ Die Hauptfigur Beckmann, ein Kriegsheimkehrer, irrt durch das zerbombte Hamburg, nachdem er vergeblich den Tod in der Elbe gesucht hatte. Nirgendwo findet er Aufnahme: Seine Frau hat einen neuen Freund, der Oberst, dem er „die Verantwortung zurückgeben“ will, lacht ihn aus, die eigenen Eltern haben sich inzwischen das Leben genommen. Auch Gott, den er anruft – keiner hört ihn, keiner antwortet auf seine existenziellen Fragen.

Das Drama, Anfang 1947 in wenigen Tagen geschrieben, ist ein eruptiver Aufschrei. Die expressiven Züge sprechen bis heute vor allem junge Menschen an. Kein Wunder, dass Borcherts Stück später als Schullektüre verbreitet war. Ich selbst habe mein erstes Referat als Schüler darüber gehalten. Es endete mit den pathetisch vorgetragenen Fragen Beckmanns am Schluss: „Gibt denn keiner Antwort? Gibt keiner Antwort??? Gibt denn keiner, keiner Antwort???“

Für den Autor bedeutete *Draußen vor der Tür* den künstlerischen Durchbruch. Schon nach wenigen Wochen, am 13. Februar 1947, sendete der Nordwestdeutsche Rundfunk eine leicht

gekürzte Hörspielfassung, die große Resonanz fand. Die Ur-sendung wurde wiederholt ausgestrahlt und später auch von anderen Rundfunkanstalten übernommen.

„Ein Stück, das kein Theater spielen und kein Publikum sehen will“ — der Untertitel von *Draußen vor der Tür* lieferte eine falsche Prognose. Weil Borcherts Krankheit sich verschlimmerte, ermöglichten Freunde und Gönner ihm eine Reise in die Schweiz. Für einen Genesungsurlaub war es zu spät: Der Bettlägerige wurde im September in das St. Clara-Spital zu Basel eingeliefert. Von dort kann er einem dänischen Brieffreund berichten, dass schon sechs Bühnen zwischen Hamburg und München sein Stück zur Aufführung angenommen haben.

Die Uraufführung mit Hans Quest in der Hauptrolle fand dann am 21. November 1947 in den Hamburger Kammerspielen statt. Einen Tag zuvor ist Wolfgang Borchert um 9 Uhr am Morgen einsam in der Baseler Klinik gestorben.

Walter Hömberg

Prof. Dr. Walter Hömberg war Lehrstuhlinhaber für Journalistik und Kommunikationswissenschaft an den Universitäten Bamberg und Eichstätt sowie Gastprofessor an der Universität Wien. Er ist Mitherausgeber des Bandes „Ich lass mir den Mund nicht verbieten!“ Journalisten als Wegbereiter der Pressefreiheit und Demokratie, der 2020 im Reclam Verlag erschienen ist.

Der Intendant

Hans Bausch war eine Institution des öffentlich-rechtlichen Rundfunks.

Fünf hellblaue Taschenbücher sind es, weshalb mir Hans Bausch auch heute noch sehr präsent ist, wiewohl er – vor 100 Jahren, am 23. Dezember 1921, geboren – bereits seit 30 Jahren tot ist. *Rundfunk in Deutschland*, „der Bausch“, zusammen rund 2.500 Seiten, blieb das Standardwerk zu Rundfunkpolitik, Institutionengeschichte, auch Publikumsforschung von der Etablierung des Radios in den 1920er Jahren bis gegen Ende des öffentlich-rechtlichen Monopols. Zwei der 1980 erschienenen Bände hat er selbst geschrieben, alle herausgegeben. Es ist sein Vermächtnis, erbracht mitten aus dem Tagesgeschäft der Leitung des Süddeutschen Rundfunks (SDR) heraus.

Das Sendegebiet des heutigen Südwestrundfunks (SWR), zu dem der SDR mit dem Südwestfunk (SWF) 1998 vereinigt wurde, hat sich Bausch gleichsam biografisch „erwandert“: Geboren im alemannischen Waldshut direkt an der Schweizer Grenze, ging er nach fünf Jahren Kriegsdienst und schwerer Verwundung in der Ardennenschlacht 1945 zum Studium der Geschichtswissenschaft nach Tübingen. Dort erhielt er eine Lizenz für eine Studentenzeitschrift – sein Einstieg in den Journalismus. Weiter ging es nach Aalen als Redakteur der *Schwäbischen Post*. Und dann zum Rundfunk, erst wieder nach Tübingen, 1952 nach Stuttgart. Nebenher promovierte er über

den *Rundfunk im politischen Kräftefeld der Weimarer Republik 1923–1933*, auch ein heute noch lesenswertes Buch. 1956, kleines Intermezzo, wurde er für die CDU in den baden-württembergischen Landtag gewählt, 1958 dann, gerade 36 Jahre alt, zum Intendanten des SDR. Dies blieb er 31 Jahre lang, wurde sieben Mal wiedergewählt.

Mit Leidenschaft und Augenmaß kämpfte er für die Staatsferne des Rundfunks und zum Beispiel gegen die „Deutschlandfernsehen“-Pläne „seines“ CDU-Kanzlers Konrad Adenauer – für Vielfalt und gegen Programmverflachung etwa nach dem Aufkommen des von ihm abgelehnten privaten Rundfunks. Als „ebenso kantig wie tolerant“ hat ihn sein Intendanten-Nachfolger Hermann Fünfgeld respektvoll beschrieben. Auch um die Ausbildung bemühte er sich sehr, ab 1971 als Honorarprofessor im Studiengang Journalistik der Universität Hohenheim, dessen Einrichtung im Jahr zuvor er stark unterstützt hatte.

Am 23. November 1991 starb Hans Bausch, Endpunkt der biografischen Reise durch den deutschen Südwesten, im badischen Bühl. Bescheiden stellte die Vaterfigur des süddeutschen Rundfunks sein Leben unter das Motto: „Bausch, Glück gehabt!“

Markus Behmer

„Man kann nicht nicht kommunizieren“

Anleitung zum Unglücklichsein? Der Titel seines berühmten Werks entspricht kaum der Vita des Autors: Egal ob Österreich, Schweiz, Indien oder Zentralamerika – Paul Watzlawick genoss sein vielfältiges und kosmopolitisches Leben in vollen Zügen.

Gentleman, Visionär, Analytiker, Pop-Bestseller: Mit diesen Begriffen beschreibt seine Großnichte Andrea Köhler-Ludescher in der von ihr verfassten Biografie ihren Großonkel. Er selbst bezeichnete sich mit den Worten: „Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst.“ Der am 25. Juli 1921 in Villach (Kärnten) gebürtige Paul Watzlawick war für seinen Humor und Sarkasmus in der Familie und darüber hinaus bekannt. Sein Charakter spiegelt sich zudem in seinen berühmten Werken wider. In *Wie wirklich ist die Wirklichkeit?* (1976) und der *Anleitung zum Unglücklichsein* (1983) vermittelt er auf amüsante und unkonventionelle Art und Weise grundlegende Fragen der Psychologie. Sein wohl wichtigstes Werk stellt die *Menschliche Kommunikation* aus dem Jahr 1967 dar. Darin erklärt er die menschliche Kommunikation anhand von fünf Axiomen. Das bekannteste davon: Man könne sich nicht nicht verhalten und demzufolge auch nicht nicht kommunizieren.

Von Österreich bis Zentralamerika

Nach seiner Arbeit als Wehrmachtsdolmetscher während des Zweiten Weltkriegs immatrikulierte er sich 1946 an der Universität in Venedig und studierte Philosophie und Philologie. Nach seiner Promotion absolvierte er eine Ausbildung im Bereich der Psychotherapie in der Schweiz. Mit der Intention, eine psychologische Praxis zu eröffnen, reiste der 33-Jährige nach Indien. Er sammelte dort viele neue Eindrücke der östlichen Philosophie. Jedoch musste er, wie er in seinen Memoiren schreibt, nach „sechs Monaten [...] wieder abreisen. Die indischen Behörden waren sehr korrekt, aber sie verweigerten mir eine Arbeitsbewilligung, da ich lediglich mit einem

Touristenvisum eingereist war. [...] Also bin ich nach Europa zurück und erhielt dort plötzlich die Mitteilung, dass die Universität El Salvador einen Lehrstuhl für Psychotherapie errichtet hatte.“ So wurde er Professor in Mittelamerika, ging aber bald nach Kalifornien an das Mental Research Institute (MRI) der Universität von Palo Alto, wo er in einem Forscherteam an Themen wie Schizophrenie, Kommunikation sowie Psycho- und Familientherapie arbeitete.

Paul Watzlawick war bis zu seinem 58. Lebensjahr Junggeselle. Im Jahr 1978 heiratete er seine erste deutlich jüngere Ehefrau. Nach einigen Jahren der kinderlosen Ehe ließen sich die beiden scheiden. Während seiner letzten Reise lernte er in Italien die ebenfalls um einiges jüngere Vera Bettencourt kennen. Sie begleitete Watzlawick in seine Wahlheimat ins kalifornische Palo Alto. Als ihn Ende der 1990er Jahre eine beginnende Alzheimererkrankung erliefte, war Vera an seiner Seite. Ab dem Zeitpunkt stellte das Vergessen einen ständigen Begleiter für ihn dar. Seine Großnichte beschreibt es in der von ihr verfassten Biografie wie folgt: „Paul weiß es nicht mehr. Seine Gedanken entfliegen ihm ... wie die Blätter der Birke im plötzlichen Windstoß auf einmal tanzen, einfach tanzen ... ohne Ziel.“ Trotzdem arbeitet er noch. Erst mit 85 Jahren zog er sich 2006 aus dem Büro des Mental Research Institutes zurück. Ein Jahr später starb er an einem Herzstillstand.

Seine Werke und Erkenntnisse sind bis heute bereichernd und einflussreich, insbesondere für die Kommunikationswissenschaft und die Psychologie. „Kommunikation lernt man“, so Paul Watzlawick, „wie eine Fremdsprache, ohne dass man sich dessen bewusst ist.“

Anne-Aileen Heitmüller



Ein Visionär, kein Optimist

War Stanisław Lem Autor „trashiger“ Science Fiction? „Blödsinn!“ Philosoph und Gesellschaftskritiker war er, der es verstand, ein breites Publikum intelligent zu erreichen. Vor 100 Jahren wurde er in Polen geboren.

Unter Uneingeweihten genießt Science Fiction bis heute einen eher zweifelhaften Ruf. Trash-Helden wie Flash Gordon, explorierende Raumschiffe à la *Star Wars* oder mutierte Monster wie Godzilla haben dem Genre den hartnäckigen Ruf beschert, in weiten Teilen aus anspruchslosem Schund zu bestehen. Auf der anderen Seite gelingt es demselben Genre jedoch, tiefe Einsichten zu formulieren. Etwa diese hier: „Wir brauchen keine anderen Welten. Wir brauchen Spiegel. Wir wissen nicht, was wir mit anderen Welten anfangen sollen. Eine einzige Welt,

unsere eigene, genügt uns; aber wir können sie nicht als das akzeptieren, was sie ist.“

Formuliert hat sie der am 12. September 1921 geborene polnische Schriftsteller und Essayist Stanisław Lem (gest. 2006) in seinem in 31 Sprachen übersetzten Meisterwerk *Solaris*. In der Schublade Science Fiction wählte er sich vor allem deshalb, weil ihn die Verlage so besser vermarkten konnten. Er selbst versah sich lieber selbstironisch mit dem Etikett „hausbackener und heimwerkernder Philosoph“ – eine schamlose Untertreibung, der zahllose Preise, Ehrendoktorwürden und immerhin mehr als 45 Millionen verkaufte Bücher entgegenstehen. Natürlich kam es auch zu den obligatorischen Verfilmungen, zuletzt 2002, als immerhin Steven Soderbergh und George Clooney *Solaris* auf die große Leinwand brachten. Vor den Augen Lems fanden sie damit keine Gnade. („Blödsinn! Absoluter Blödsinn.“)

Der streitbare Intellektuelle muss im Leben viel aushalten. Er wird hineingeboren in eine in Lemberg ansässige polnisch-jüdische Arztfamilie, die zu weiten Teilen im Holocaust ermordet wird. Mit gefälschten Papieren entrinnt er den Nazis und hilft dem im Untergrund tätigen Widerstand. Sein durch die Wirren des Krieges in drei Anläufen absolviertes Medizinstudium scheitert am Ende doch, weil er sich im letzten Examen weigert, damals der offiziellen Linie entsprechende pseudowissenschaftliche Positionen zu vertreten. Er besteht zwar, darf deshalb aber nicht als Arzt praktizieren – eine Ungerechtigkeit, die sich als Glücksfall für die Literaturgeschichte erweisen wird. Denn ohne Perspektive in der Medizin verlegt sich Lem immer mehr auf ein Leben als Schriftsteller.

Obwohl er schon vor einem halben Jahrhundert über künstliche Intelligenz, Nanotechnologie oder virtuelle Realität schrieb, blieb seine Perspektive immer die des Skeptikers. Technologie näherte er sich nicht euphorisch an, sondern pessimistisch. Beispielsweise beschrieb er die Nutzung des von ihm mit vorhergesagten Internets als Qual, die er gerne anderen überlasse. Sein Grab auf dem Salwator-Friedhof in Krakau trägt die lateinische Inschrift: „Ich habe gemacht, was ich konnte, mögen die es besser machen, die dazu imstande sind.“

Alexander Godulla

Dr. Alexander Godulla ist Professor für Empirische Kommunikations- und Medienforschung an der Universität Leipzig.

Stanisław Lems Werke zählen zu den Klassiker der Science-Fiction Literatur. Die Stadt Krakau ehrt ihn mit einem großflächigen Graffiti. Foto: Andrzej Otrębski / CC BY-SA 4.0



Weiser Narr

Wie beschreibt man diesen ungewöhnlichen Künstler am besten? Meister des Grotesken? Zyniker und doch dabei verkappter Moralist? Genussmensch? Wirkmächtiger Dramatiker der Nachkriegszeit? Das alles trifft auf Friedrich Dürrenmatt zu – und noch viel mehr.

Vielleicht fasst diesen unfassbaren Künstler folgendes Gegensatzpaar am treffendsten: närrisch und weise. Der Geburtstag des Schweizer Schriftstellers jährt sich am 5. Januar zum 100. Mal. Zum alten Eisen gehört Dürrenmatt aber auch heute nicht.

Nach 1945 zu schreiben und dabei den Anspruch zu haben, mit den eigenen Texten die großen Katastrophen der Shoah, des Weltkriegs und der Atombombe zu „begreifen“ und dadurch mitzuhelfen, dass künftig Derartiges nach Möglichkeit verhindert werde – dieser Anspruch ist ein herkulischer. Dürrenmatt hat ihn auf ganz eigene Weise erfüllt: mit dem Grotesken und Tragikomischen, das die absurde Würstelei wie Tragik des Jahrhunderts auszusprechen versucht. Er hat dafür beispielsweise antike Tragödien modernisiert, komisiert und für seine Zeit anschlussfähig gemacht. Bestes Beispiel sind Jahrhundertstücke wie *Der Besuch der alten Dame* und *Die Physiker*.

Der „mutige Mensch“

Grundlage dafür waren eine beißende Sozialkritik (als Schweizer hatte er neben der Welt- und Europapolitik natürlich oft gerade dieses Land im kritischen Blick) und durchaus der latente Wunsch, mit dem eigenen Schreiben diese Welt moralisch besser zu machen. Das mag auf den ersten Blick überraschen, denn in Dürrenmatts Texten treffen wir überall nur auf Anti-Helden: Sie verkaufen ihre Geliebten für den Profit, schlängeln sich mit amoralischem Verhalten durchs Leben und scheitern dann sang- und klanglos an den undurchschaubaren, chaotischen Machtstrukturen. Und doch: Dazwischen blitzt er auf, der „mutige Mensch“, der zwar nicht viel ändern kann, aber wenigstens aushält. Dieser „mutige Mensch“ war Dürrenmatts vage Hoffnung, die einzige, die in der wirtschaftsorientierten, egozentrischen und schuld-beladenen europäischen

Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts möglich war. Dürrenmatts Programm war es daneben auch, die „Hochkultur“ mit dem „Schund“ zu vereinigen und solche fragwürdigen Grenzen bildungsbürgerlicher Wohlanständigkeit niederzureißen. Er war Meister des ebenso klugen wie unterhaltsamen Kriminalromans (*Der Richter und sein Henker*, *Der Verdacht*) und experimentierte mit dem seinerzeit hochaktuellen Genre des Hörspiels. Seine Bücher wurden mehrfach erfolgreich verfilmt und Dürrenmatt selbst überschritt ebenfalls lebenslang die Grenzen der künstlerischen Medien: Er zeichnete und malte. Diese Intermedialität wie auch seine groteske Komik und der Spagat zwischen Kunst und Trash machen ihn heute noch höchst anschlussfähig. Zwar ist es in den vergangenen Jahren leicht still um Dürrenmatts großes Gesamtwerk geworden, seine multimedialen Texte und Zeichnungen wiederzuentdecken lohnt jedoch sehr.

Andrea Bartl

Max Frisch (l.) und Friedrich Dürrenmatt (r.) in der Kronenhalle in Zürich im Jahr 1961. Im Hintergrund sitzt Dürrenmatts erste Ehefrau, Lotti Dürrenmatt-Geissler. Quelle: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Fotograf: Metzger, Jack / Com_L12-0059-8021 / CC BY-SA 4.0



Vorreiter oder völkisch geprägter Schamane?

Am 12. Mai 1921 geboren, hat Joseph Beuys eine typische Kindheit und Jugend für diese Zeit durchlebt, inklusive einer gewissen Begeisterung für den Nationalsozialismus. In der Bundesrepublik wurde er zum Großkünstler – wegweisend und umstritten.

Im Zweiten Weltkrieg diente er als Bordschütze und Funker in einem Kampfflugzeug, als er 1943 über Russland abgeschossen wurde. Zu diesem Absturz entwickelt er zunächst einen viele Jahre aufrecht erhaltenen Mythos, demgemäß er von Tartaren gerettet und in Fett und Fell gewickelt worden sei, um seine schweren Verletzungen zu heilen. Es stellte sich dann aber heraus, dass er einen Tag nach dem Absturz von deutschen Sanitätseinheiten in ein Lazarett gebracht worden war, wo er schon nach zwölf Tagen entlassen wurde, nachdem seine Kopfver-

letzung abgeheilt war. Mediziner und Psychologen werten seine von ihm als sehr real empfundenen Erinnerungen an Fett und Fell als die Folge eines Kriegstraumas, welches 1951 noch einmal mit einer schweren Depression aufbrach und erst als geheilt galt, nachdem er 1961 zum Professor an die Kunstakademie in Düsseldorf berufen worden war. An dieser hatte er zuvor von 1946 bis 1950 studiert und wurde 1951 Meis-

terschüler bei dem Tierbildhauer Ewald Mataré. Durch ihn widmete Beuys sich zunächst sakraler Kunst. Erst später entwickelte sich das heute bekannte Oeuvre, mit dem er durch Kunst das Leben verändern wollte. Zunächst ist sein Wirken der Traumabewältigung vor allem für Wehrmachtsangehörige nach dem Krieg gewidmet. Beuys sah sich als eine Art Heiler. So schreibt die Kunsthistorikerin Barbara Lange, er habe versucht, den Krieg als ein positives Ereignis für sich darzustellen, und habe durch seine Kunst deutlich machen wollen, dass „ein Leiden trotz Schuld bzw. ein Leiden mit Schuld existiert“. Laut Lange plädierte er dafür, „dass eine Bewältigung dieser Traumata durch Integration dieser Schuld und die Entwicklung neuer, pazifistisch fundierter Gesellschaftsentwürfe möglich sei, ohne dabei die inneren Konflikte negieren zu müssen“.

Dadurch stilisierte Beuys den Künstler zum politischen Agitator. Dieser Habitus verlief für ihn nicht immer konfliktfrei, so kam es 1972 zu politischen Auseinandersetzungen über abgelehnte Studierende an der Kunstakademie, in deren Verlauf Beuys entlassen wurde und seine Professur verlor.

Beuys prägte für seine Kunst den Begriff der „Sozialen Plastik“, wobei er hier nicht nur seine Werke meinte, sondern auch alle seine öffentlichen Äußerungen, seine Auftritte, Reden und Unterrichtsstunden. So war Beuys ein typischer Künstler für diese Zeit, der sich plaudernd durch Talkshows bewegte, bereitwillig auch noch private Themen preisgab und somit auch sein Leben zum Thema seiner Kunst machte. Dies führt gleichzeitig dazu, dass Beuys auch hauptsächlich in seiner Zeit ein großer Künstler war und die Rezeption seines Werkes heute nicht ohne ein zeithistorisches Verständnis möglich ist, wie eine Aufführung einer seiner Kunstaktionen 1989 zeigte, bei der das Publikum mit Unverständnis und schallendem Gelächter reagierte.

Beuys For Future?

Gleichzeit war der Verlust der Professur eine Zäsur und Auftakt für seine internationale Karriere, die ihren Höhepunkt mit einer Werkschau im New Yorker Guggenheim-Museum 1979/1980 erreichte.

Die öffentliche Wahrnehmung Beuys' war dabei nie unumstritten. 1979 erschien im *Spiegel* eine durchaus kritische Titelgeschichte zu der New Yorker Ausstellung mit dem Titel „Der Größte – Weltruhm oder Scharlatan?“. Die Kunsthistoriker Beat Wyss und Hans Peter Riegel sehen Beuys stark geprägt von Rudolf Steiner, dessen „Volksgeist“ und der Verherrlichung von Kelten und Germanen, welche in einer, so Wyss, „Verschmelzung von völkischem Wandervogel und Achtundsechziger-Rebell“ mündete. Ein *FAZ*-Artikel anlässlich des 100. Geburtstags Beuys' fragt, ob Beuys Aktion der 7.000 Eichen bei der documenta 1982 als Vorläufer der Fridays For Future-Bewegung gesehen werden kann, und spielt damit auf sein politisches Wirken auch bei den Grünen an. Diese Bäume in Kassel waren immer wieder Anlass für öffentliche Reaktionen auf sein Werk, so wurden Kronen oder ganze Bäume gefällt und noch 2009 musste die Stadt Strafanzeige stellen, denn es wurde ein Kunstwerk beschädigt. Ein hoch lebendiges Kunstwerk, das war auch Beuys selbst, changierend zwischen Mystizismus und Aktionismus. *Melanie Hellwig*

Melanie Hellwig ist Mitarbeiterin an der Jade Hochschule in Wilhelmshaven.

Staatsfeind Nr. 1

Herausragend arbeitet der russische Physiker Andrej Sacharow an der Atombombentechnologie. Doch die Spirale der Zerstörung macht ihn zum Kämpfer für Völkerverständigung und Menschenrechte.

Tief im Süden der früheren Sowjetunion. Über das riesige Testgelände in der kasachischen Steppe prescht ein Konvoi. Soeben hat die erste thermonukleare Bombe des kommunistischen Riesenreichs gezündet: die Wasserstoff- oder auch H-Bombe. Eine vielfach verheerendere Weiterentwicklung der Atombombe. Man eilt zum Explosionsort. Ein Wagen bremst scharf. Vor ihm versucht ein Adler vom Boden aufzufliegen. Doch seine Flügel sind versengt, die Augen getrübt. Er ist blind. Tausendfach werden bei weiteren Tests Vögel durch Atomblitz und Hitze seinem Schicksal folgen. Der kräftige Stiefeltritt eines Offiziers beendet die Qualen des Adlers.

Andrej Sacharow beschreibt die Szenerie vom 12. August 1953 in seinen Lebenserinnerungen. Die Umbrüche dieser Zeit sind für die UdSSR enorm. Bereits im März des Jahres war Übervater Stalin gestorben, Herr über Leben und vor allem Tod. Doch nun, nach dem erfolgreichen Test vom August, befindet man sich mit den USA wieder auf Augenhöhe. Der atomare Rüstungswetlauf kann weitergehen. Der „Vater der Wasserstoffbombe“, der geniale Physiker und Konstrukteur Andrej Dmitrijewitsch Sacharow wird nun als „Retter Rußlands“ bejubelt. Die langen Reisen ins Testgebiet darf er nur noch im komfortablen Eisenbahnwagen unternehmen, die Führung will kein Flugrisiko bei ihrem wertvollsten Wissenschaftler eingehen. Sacharow wird nun mit höchsten Ehrungen überschüttet: mit 32 Jahren jüngster, je in die Akademie der Wissenschaften aufgenommener Akademiker. Vollmitglied, die übliche Phase der Kandidatur wird kurzerhand übersprungen. Natürlich: „Held der Sozialistischen Arbeit“ und Stalinpreis.

Die herausragende Klugheit hatte sich bei dem am 21. Mai 1921 in Moskau geborenen Sacharow schon früh angedeutet. Andrjuscha, wie die Eltern ihren Sohn liebevoll nannten, brachte sich mit vier Jahren selbst das Lesen bei. Bald kann er sich ein Radio basteln, sein Vater Dmitrij leitet ihn an. Der ist ja schließlich Lehrer für Naturwissenschaften. Sohn Andrej überlebt als junger Patriot die Kriegsjahre in der Rüstungsindustrie, fällt dabei mit erfolgreichen Innovationen auf. In den Vorlesungen im Moskauer Studium macht er sich nie Notizen. Er behält einfach alles im Kopf.

Analog dem amerikanischen Kernforschungs- und Bombenbauzentrum in New Mexico sichert sich auch der Kreml die Fähigkeiten der Physiker und Konstrukteure. Sacharow und die Besten seiner Zunft verbringen nach ihrem Studium viele Jahre in der riesigen Forschungsanlage Arsamas-16. Das im Jargon so genannte „Objekt“ befindet sich weit weg von Moskau. Die Familien leben dort mit, doch oft fällt es den Forschern schwer, die Probleme dieser ungeheuren Technologie

am Arbeitsplatz zurückzulassen. Sacharows Kinder erfahren häufig, dass ihr Vater abwesend sein konnte, ohne den Raum zu verlassen. Auch quält ihn zunehmend sein Wissen um die schrecklichen Folgen der oberirdischen Bombentests. Er warnt vor genetischen Veränderungen durch den radioaktiven Fallout und ist bereit, sich mit dem Kreml und der „staatstreuen Wissenschaft“ anzulegen. Ihn daher einen Lügner zu heißen empfindet er als ungeheuerlich.

Doch der Wahnsinn geht weiter: Über dem Polarmeer zünden die Sowjets 1961 die bis heute immer noch größte nukleare Explosion der Geschichte: Die „Zarenbombe“ ist 3.300 Mal so stark wie der Hiroshima-Sprengsatz. Sacharow arbeitet in den Folgejahren weiter in verschiedenen Bereichen, etwa der Teilchenphysik. Doch die Sorge um Menschenrechte und den Weltfrieden treiben ihn um, die Ereignisse des Prager Frühlings verfolgt er bei den Sendern BBC und Voice of America. Zudem erarbeitet Sacharow einen ersten Grundsatz-Essay: Gedanken über Fortschritt, friedliche Koexistenz und geistige Freiheit. Das Manuskript gelangt ins Ausland und am 22. Juli 1968 druckt es die *New York Times*. Diese Art von Detonation lässt im Kreml sämtliche Alarmglocken schrillen.

Von nun an wird der Kampf gegen die autoritäre Staatsmacht Sacharows Wirken bestimmen, unterstützt von seiner zweiten Ehefrau. Sie entstammt einer jüdischen Intellektuellenfamilie, Jelena Georgijewna Bonner ist erfahren und energisch im Kampf für Dissidenten und politische Gefangene. Am 10. Dezember 1975 steht sie am Rednerpult im Festsaal in Oslo und trägt die Dankesrede ihres Mannes vor. Sacharow hat den Friedensnobelpreis erhalten, dem „Geheimnisträger“ selbst verweigert Moskau die Ausreise. Er wird nun eine Leitfigur im Kampf für Menschenrechte, für den KGB- und späteren Parteichef Jurij Andropow hingegen zum „Staatsfeind Nr. 1“.

Sacharows unerschrockene Konsequenz trägt ihm Anfang 1980 die Verbannung in „die verbotene Stadt“ Gorki ein (heute Nischni Nowgorod). Es werden harte Jahre der Isolation: Sacharow tritt mehrfach in den Hungerstreik, das Regime reagiert mit Zwangsernährung. Zunächst zögernd, erlaubt der neue Generalsekretär Gorbatschow Andrej Sacharow am 23. Dezember 1986 die Rückkehr nach Moskau. Der Bahnsteig bei seiner Ankunft ist mit Journalisten und Kamerateams überfüllt. Sacharow erlebt den Zusammenbruch der Sowjetunion nicht mehr, er stirbt am 14. Dezember 1989. Das Europäische Parlament verleiht seit 1988 den hochangesehenen „Sacharow-Preis für geistige Freiheit“. Im vergangenen Jahr 2020 wird dieser an Swetlana Tichanowskaja vergeben, stellvertretend für die demokratische Opposition in Belarus. *Ulrich Meer*

Chansons für Klingonen: Das Filmjahr 1921

Fantastische Welten, galaktische Unterhaltung und tapfere Schönheiten: Das Jahr 1921 bescherte uns einige der wohl beeindruckendsten und unvergesslichsten Persönlichkeiten aus Film und Fernsehen.

Ein vornehmer Futurist: Am 5. Februar wird der Filmarchitekt Ken Adam in Berlin geboren. 1934 flieht seine jüdisch-stämmige Familie nach London. Und ja, die Legende ist wahr, er hat den Reichstag damals noch brennen sehen – mit den eigenen Augen, wie er gerne erzählt. Schließlich stand das Kaufhaus „S. Adam“ der großbürgerlichen Familie in der Friedrichstraße, praktisch gleich um's Eck. In London studiert Ken Architektur, bis er im Zweiten Weltkrieg Einsätze in der britischen Luftwaffe fliegt. „Gegen die Nazis und Hitler, aber nicht gegen Deutschland“, erklärt der Ex-Berliner. Als Szenenbildner nimmt seine Karriere in den 1950er Jahren Fahrt auf: Besonders die futuristischen Film-Sets für die frühen James Bond-Filme mit Sean Connery machen ihn weltweit bekannt. Von *Dr. No* bis *Moonraker* tragen zahlreiche Spionage-Streifen seine Handschrift: Mit klaren Linien, technischer Finesse und der Liebe für's Detail entwirft er Sets, die damals schon Sci-Fi-Charakter haben und wahrlich wunderbar wirken. Raketen-Ab-schussrampen, künstliche Vulkan-Krater, Raumstationen und Autos, die zu U-Booten werden: Ken Adam prägt mit seinen fulminanten Fantasien nicht nur das Bild des beliebten britischen Geheimagenten, sondern auch maßgeblich die Filmkulisse des 20. Jahrhunderts.

Der singende Prolet

Ganz bescheiden geht es hingegen bei Yves Montand zu: Er wird als der „singende Prolet“ bezeichnet, weil er lieber für die Arbeiter trillert als für die Hautevolee. Sehr passend, immerhin ist der schauspielende Chansonnier die längste Zeit seines Lebens ein Anhänger des Kommunismus. Am 13. Oktober kommt er als Ivo Livi in der Nähe von Florenz zur Welt. Der Vater ist Besenbinder und überzeugter Kommunist. Als Mussolini die Macht ergreift, muss er deshalb aus Italien fliehen. Er landet in Marseille und holt die Familie nach. Während der Weltwirtschaftskrise greift der junge Montand den Eltern unter die Arme: Er arbeitet am Hafen und im Friseur-Salon der Schwester. Dabei will er eigentlich auf den großen Bühnen der Welt singen und tanzen – wie sein Vorbild Fred Astaire. Mit 17 Jahren hat er seinen ersten Auftritt und wird bald zur südfranzösischen Chansongröße. Er entgeht nur knapp

der Deportation durch die Nazis und ändert daraufhin seinen Namen in Yves Montand. Die erste große Show hat er 1945 in Paris, wo er Édith Piaf kennenlernt. Die beiden sind fast zwei Jahre lang ein Paar. Die große Liebe seines Lebens findet Montand jedoch in der französischen Schauspielerin Simone Signoret. Kurze Zeit später katapultiert ihn der Film *Lohn der Angst* (1953) in den Weltruhm. Er dreht an der Seite von Gérard Depardieu, Jane Fonda, Marilyn Monroe und Romy Schneider. Bis zum Schluss steht er vor der Kamera: Er stirbt 1991 am letzten Drehtag des Films *IP5 – Insel der Dickhäuter*. „Er beendete, was er zu tun hatte, und dann ist er einfach gestorben. Und der Film erzählt genau die Geschichte eines alten Mannes, der an einem Herzanfall stirbt“, erinnert sich der Regisseur Jean-Jacques Beineix an den kommunistischen Chansonnier Yves Montand.

„Beam mich hoch, Scotty!“

„Auf der anderen Seite des Fernsehens ist auch eine intelligente Lebensform“, findet Drehbuchautor und *Star Trek*-Schöpfer Gene Roddenberry. Gemeint sind damit sicher die selbsternannten „Trekkis“, die Anhängerschaft seiner Erfolgs-Serie *Raumschiff Enterprise*. Wobei „hartnäckig“ da wohl eher zutrifft:



Gene Roddenberry unterhält sich mit William Shattner (Captain Kirk) am Set von *Star Trek: Der Film* 1979. Foto: Tom Simpson, CC BY-NC 2.0, Flickr

Immerhin ist es der Fan-Gemeinde zu verdanken, dass sich Captain Kirk und Mr. Spock überhaupt durchsetzen konnten. Vor *Star Trek* sieht es jedoch zunächst so aus, als wäre Eugene Wesley Roddenberry, als er am 19. August in Texas zur Welt

kommt, eine ganz andere Karriere vorbestimmt: Er geht zur Polizei-Schule, fliegt im Zweiten Weltkrieg bei den U.S. Air Corps. Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten fängt Roddenberry als Polizist in Los Angeles an. Nebenbei schreibt er Drehbücher, die er erfolgreich im Fernsehen unterbringen kann – so erfolgreich, dass der Nebenberuf als Autor bald zum Hauptberuf wird. Obwohl er für zahlreiche US-Fernsehserien schreibt, ist es *Star Trek*, womit er beim Publikum in Erinnerung bleibt. Dabei hat der Space-Western einen holprigen Start: Fehlende Einschaltquoten und mangelndes Budget lassen die Serie nach nur zwei Staffeln auslaufen. Erst eine Brief-Aktion der „Trekkis“ bringt die Raumschiff-Besatzung der Enterprise zurück auf den Bildschirm. Es folgen weitere Staffeln, Filme, eine Zeichentrickserie und Conventions für die eingeschworenen Fans. Mittlerweile ist *Star Trek* Kult-Kino. Die Klingonen und Vulkanier gehören zum



Skandalträchtig: Jane Russell auf dem Kinoplatat von *Geächtet* (1943). Foto: George Hurrell

Vokabular eines jeden ernsthaften Science-Fiction-Fans und das roddeberrysche Universum dehnt sich immer weiter aus: 2009 und 2013 kommen zwei neue Filme in die Kinos. Gene Roddenberry erlebt das nicht mehr: Er stirbt 1991 an einem Herzversagen. Ganz nach dem Motto „Beam mich hoch, Scotty!“ wird seine Asche stilecht im Weltraum verstreut.

Brünette bevorzugt

„The two and only“ – so funktioniert PR: Bevor Jane Russell überhaupt auf der großen Leinwand zu sehen ist, sorgt bereits ein Kinoplatat im pruden Amerika der 1940er Jahre für Aufbruch. Geboren wird die Schauspielerin am 21. Juni in Minnesota. Dort arbeitet sie als Sprechstundenhilfe und Fotomodell. Eines ihrer Bilder fällt dem Milliardär Howard Hughes in die Hände, der engagiert sie für den Western *Geächtet* (1943) und macht sich sogleich geschickt an die Vermarktung der schönen Brünetten mit der üppigen Oberweite: Hughes blättert 4.000 US-Dollar für ein Foto-Shooting hin, das Russell für das Kinoplatat lasziv auf einem Heuhaufen zeigt, ihre Brüste gezielt in Szene gesetzt. Das aufreizende Plakat bringt das Blut zum kochen – insbesondere das der katholischen Kirche. Diese schaltet die Zensurbehörde ein und der Film wird mehrere Jahre zurückgehalten, da er vermeintlich „lüsterne Interessen“ weckt. Als der Streifen endlich freigegeben wird, strömen freilich

umso mehr Besucher in die Kinos. Russell wird zur Sex-Ikone und zum Kassen-Magnet. In darauffolgenden Filmen gelingt es ihr, sich vom Status des Sex-Symbols zu lösen und den Fokus auf ihr Talent zu lenken: Neben Marilyn Monroe glänzt sie als deren beste Freundin in *Blondinen bevorzugt* (1953) und stellt ein für alle mal klar, dass ihre schauspielerische Begabung wesentlich umfangreicher ist als ihre Körbchengröße.

Madame Courage

Als unerschrockene Schönheit gilt Simone Signoret: Die französische Schauspielerin wird am 25. März in Wiesbaden geboren. Sie wächst als Tochter eines polnisch-jüdischen Übersetzers und einer Französin in der Bretagne auf. Als ihr Vater nach England fliehen muss und sich dort den freifranzösischen Streitkräften anschließt, bringt sie mit Gelegenheitsarbeit und kleineren Schauspiel-Jobs ihre Mutter und die zwei Brüder alleine durch den Krieg. Kurze Zeit später startet die Film-Karriere der jungen Französin durch: Sie erhält den Darstellerpreis der Filmfestspiele von Cannes, den Oscar für die beste weibliche Hauptrolle in *Der Weg nach oben* und den César als beste Schauspielerin in *Madame Rosa*. Berühmt – oder besser gesagt berüchtigt – ist Simone Signoret für ihr couragiertes politisches Engagement: Sie protestiert in der Öffentlichkeit gegen das Franco-Regime, die Niederschlagung des ungarischen Volksaufstandes 1956 und Frankreichs Algerien-Krieg. Gemeinsam mit ihrem zweiten Ehemann, dem Schauspieler und Chansonnier Yves Montand, unterschreibt sie den „Stockholmer Appell“ zum Verbot aller Kernwaffen, woraufhin sie Einreiseverbot in die USA erhält. Simone Signoret lebt hinter der Kamera bewegter als vor ihr – welcher Schauspieler kann das heutzutage noch von sich behaupten?

Viktoria Sommermann

Lacher à la carte

Schauspieler, Synchronsprecher, Schriftsteller: Allround-Talent und Weltenbürger Peter Alexander Baron von Ustinov wird am 16. April 1921 in London geboren. Bekannt wurde er als schnurrbartwirbelnder Privatdetektiv Hercule Poirot.

„Nun machen Sie schon, Poirot! Ich hab' nicht ewig Zeit“, fleht der Polizei-Inspektor den Privatdetektiv in Agatha Christies *Mord à la carte* (1985) an. Doch Poirot denkt nicht daran – theatralisch zieht er die Bekanntgabe des Mörders hinaus, genau wie die Pointe eines guten Witzes. In der Ruhe liegt die Kraft. Und Geduld muss man haben – vor allem wenn man die Lebensgeschichte eines Multi-Talents und Welt-Bürgers wie Peter Ustinov erzählen will. Schon für seine Herkunft reicht eine Landkarte allein nicht aus: Von Russland über Deutschland, in die Schweiz und Frankreich, ja bis nach Äthiopien reichen die verwandtschaftlichen Beziehungen von Peter Alexander Baron von Ustinov, als dieser am 16. April 1921 in London geboren wird.

„Ich bin ethnisch sehr schmutzig und sehr stolz darauf“, witzelt er gerne. Sein Vater ist Diplomat und Journalist, hat russische, deutsch-äthiopische Wurzeln und arbeitet während des Zweiten Weltkriegs als Agent für den britischen MI5. Die Mutter ist Bühnenbildnerin, stammt aus einer russisch-französischen Familie. Kein Wunder also, dass sich Ustinov stets als Kosmopolit versteht, liest sich doch schon seine Familiengeschichte wie ein Weltatlas. Dass sich solche Vielfalt in seinem Leben widerspiegelt, versteht sich da schon fast von selbst:

Kennt man ihn heutzutage als schnurrbartwirbelnden Privatdetektiv Hercule Poirot, als wahnsinnigen Kaiser Nero in *Quo vadis?* oder als Gladiatoren-Meister in Stanley Kubricks *Spartacus*, so täuscht das über einen wesentlich vielschichtigeren Charakter hinweg: Ustinov schreibt Drehbücher, Romane, Erzählungen und Theaterstücke, inszeniert Opern, entwirft Bühnenbilder und engagiert sich als Sonderbotschafter der Unicef. Ein Allrounder sozusagen, ein wahrer Renaissance-Mann.

Es sind jedoch nicht die zahlreichen Talente, die Peter Ustinov zum Liebling des Publikums machen, sondern die Leichtigkeit und der Charme mit dem er seine Rollen füllt und die Menschen zum Lachen bringt – nicht nur als Schauspieler, sondern auch als Privatperson. In seinem letzten großen Fernsehauftritt brilliert er – bereits an den Rollstuhl gefesselt – mit einer komödiantischen Glanzleistung: In der Talkshow *3nach9* inszeniert er für die Gesangseinlage der italienischen Opernsängerin Cecilia Bartoli die Hintergrundgeräusche – und zwar einen (etwas veralteten) Fiat Cinquecento. Gäste und Publikum lachen Tränen, ein unvergessener Sketch eines unvergesslichen Mannes. Seinen Lebensabend verbringt Sir Peter Ustinov am Genfer See, wo er am 28. März 2004 an einem Herzversagen stirbt.

Viktoria Sommermann

Der Schnurrbart als Markenzeichen: Peter Ustinov in seiner wohl bekanntesten Rolle als Meisterdetektiv Hercule Poirot.



Ein schweigsamer Schurke

„Ich sehe mir meine eigenen Filme nie an, sie sind mir zu brutal“: Am 3. November 1921 wird Western-Ikone Charles Bronson geboren. Wie kein anderer verkörpert der Amerikaner den klassischen Antihelden auf Rachefeldzug.

Er ist bekannt als „Hollywoods härtester Kerl“, und nein, die Rede ist hier nicht von Arnold Schwarzenegger oder Sylvester Stallone. Lange bevor diese Muskelpakete in den 1980er Jahren die Bildschirme erobern, reitet er bereits auf Rachefeldzug durch den Wilden Westen und jagt Ganoven durch die Straßen von New York: Kult-Ikone und Genre-Star Charles Bronson. Unterwegs im Namen der Selbstjustiz hat er auf der Leinwand in seiner knapp 50 Jahre währenden Karriere unzählige Schurken zur Strecke gebracht – und zwar nicht als Held mit weißer Weste, sondern meist als grimmiger Geselle, den nur eines antreibt: Vergeltung.

Geboren wird Charles Dennis Buchinsky als elftes von insgesamt 15 Kindern einer litauischen Einwanderer-Familie in Pennsylvania. Sein Vater stirbt als er gerade mal zehn Jahre alt ist. Von da an arbeitet er gemeinsam mit den Brüdern im nahegelegenen Kohlebergwerk, um die Familie zu unterstützen. Die kräftezehrende Arbeit unter Tage hasst er, kommt wegen Schlägereien und Diebstahl mit dem Gesetz in Konflikt. In einem späteren Interview gibt der Schauspieler zu, dass die harte und entbehrungsreiche Kindheit seinen Charakter maßgeblich formte. Und wahrlich, er ist kein Mann der Öffentlichkeit und großer Worte, riegelt sich und seine Familie hermetisch vom Blitzlicht-Gewitter der Medien ab. Schauspiel-Kollegen erzählen, dass er am Set kaum spricht. Meist sitzt er in einer Ecke und lauscht den Regie-Anweisungen, seinen Mund öffnet er erst, wenn die Kamera läuft. Nachdem Bronson im Zweiten Weltkrieg als Bomberschütze im Zuge einer Kriegsverletzung mit dem „Purple Heart“ ausgezeichnet wird, kehrt er in die USA zurück. Er hält sich mit Gelegenheitsjobs als Boxer und Bühnenarbeiter über Wasser. Durch die Arbeit am Set gelingt ihm schließlich der Einstieg in die Schauspielerei.

Erst in den 1950er-Jahren kommt seine Filmkarriere in Schwung und schnell wird klar: Mit der finsternen Miene und dem durchdringenden Blick ist Charles Bronson der geborene Western-Star. „Ich vermute, ich sehe aus wie ein Steinblock, den man in die Luft gesprengt hat“, sagt er einmal über sich selbst. Sein markantes Gesicht bringt ihm zwar zunächst die Schurken-Rollen ein, in *Die glorreichen Sieben* (1960) von Steve McQueen vollzieht sich jedoch der Wandel zum Positiven. Endgültig festigt er seinen Status als Held in Sergio Leones *Spiel mir das Lied vom Tod* (1968). Als Mundharmonika-spielender Rächer zieht er darin mit eingängiger Titelmusik durch den Wilden Westen und erschießt sich Genugtuung für den

brutalen Tod seines Vaters. Aus Angst für einen Russen gehalten zu werden, ändert Charles Buchinsky seinen Nachnamen in Bronson.

Unter Buchinsky findet man heute eine andere, ganz unerwartete Seite des erbarmungslosen Revolver-Helden: Bronson ist ein Kunst-Liebhaber. Er studiert sogar für eine Zeit das Fach in Philadelphia und stellt bereits vor seiner Hollywood-Karriere erfolgreich Bilder aus. Zeit seines Lebens liebt er die Malerei, und das, obwohl sie im krassen Kontrast zu seinen Leinwand-Rollen steht. Im Gegensatz zu anderen Schauspielern der Zeit,



Wenn Blicke töten könnten: Charles Bronson als gnadenloser Rächer in *Spiel mir das Lied vom Tod*. Foto: Screenshot

wie etwa Sean Connery oder Clint Eastwood, scheint Bronson nicht besonders daran interessiert zu sein, hochwertigere Filme oder Rollen außerhalb des Genres zu übernehmen. Und tatsächlich kommt er bei den Filmkritikern aufgrund vorgeblich mangelnden Talents nicht besonders gut an. Er gewinnt bis auf einen Golden Globe keine wichtigen Filmpreise. Aber Bronson weiß: Wenn er dreht, dann für's Publikum. „Wir machen keine Filme für die Kritiker, denn die bezahlen keinen Eintritt“, erklärt er. Den Höhepunkt seiner Karriere erreicht er schließlich 1974 mit dem Thriller *Ein Mann sieht Rot*. Als Verbrecher-Jäger durchstreift er darin die Straßen des Big Apple und brennt sich endgültig als Kult-Ikone im Gedächtnis des Publikums ein. Vielleicht bleibt Charles Bronsons schauspielerisches Talent tatsächlich hinter dem seiner Kollegen zurück, seine Popularität sicherlich nicht: Den Golden Globe 1972 erhält er in der Kategorie „weltweit beliebtester Schauspieler“.

Viktoria Sommermann

„I am hurt! I am dying! He did it!“

Hollywoods erster großer Skandal: Vor 100 Jahren erschütterte der „Mord“ an Starlet Virginia Rappe ganz Hollywood. Auf der Anklagebank sitzt der Stummfilmstar Roscoe „Fatty“ Arbuckle.

Der US-amerikanische Schauspieler Roscoe Arbuckle galt Anfang des 20. Jahrhunderts als wahrer Publikumsmagnet. Aufgrund seines korpulenten Körperbaus gab man ihm den Spitznamen „Fatty“, welchen er hasste. Dieser verhalf ihm jedoch zu zahlreichen Rollen in großen Stummfilmproduktionen, wie in den Slapstick-Komödien *Keystone Cops*. Sie waren für viele aufstrebende Schauspieler dieser Zeit ein Karriereprungbrett. Arbuckle spielte in vier dieser Filme neben Stummfilm-Legende Charlie Chaplin, was für ihn den Grundstein seines Erfolges legte. Er ahnte jedoch nicht, dass eine feuchtfröhliche Partynacht 1921 das Ende seiner Karriere bedeuten würde. Er stand unter Verdacht, die junge Schauspielerin Virginia Rappe vergewaltigt und getötet zu haben.

Virginia Rappe besuchte zusammen mit einer Freundin eine Party im St. Francis Hotel in San Francisco. Der Gastgeber war niemand geringeres als Roscoe Arbuckle. Eine Meute an feierlustigen Gästen vergnügte sich mit reichlich Alkohol – dessen Konsum zu diesem Zeitpunkt aufgrund des Prohibitionsgesetzes verboten war – in drei reservierten Hotelzimmern. Virginia soll persönlich von Arbuckle eingeladen worden sein, mit der Ankündigung, über eine Schauspielkarriere sprechen zu wollen. Als die junge Frau eintraf, war sie motiviert, direkt das Gespräch mit dem Kinostar zu suchen. Vorerst schien er uninteressiert an einem Gespräch dieser Art, war jedoch nicht abgeneigt, Virginia allein in einem Zimmer zu sprechen. Im Laufe des Abends zogen sich die beiden in eines der Zimmer zurück und Arbuckle verschloss die Tür. Virginias Freundin gab an, Schreie aus dem Zimmer gehört zu haben. Sie hämmerte so lange gegen die Tür, bis Arbuckle diese, nur im Bademantel gekleidet, öffnete und das Zimmer verließ. Auf dem Hotelbett lag Virginia, die sich vor Schmerzen krümmte und ihre Klammotten vom Leib riss. Dabei schrie sie: „Ich bin verletzt! Ich sterbe! Er hat das getan!“ Schnell eilten andere Gäste zur Hilfe. Nachdem sie sich jedoch nicht beruhigen ließ und die Schmerzen auch nicht nachzulassen schienen, wurde der Hotelarzt herbeigerufen.

Nach einigen Tagen im Krankenhaus erlag Virginia am 9. September 1921 ihren Verletzungen. Die Todesursache: Bauchfellentzündung als Folge einer Blasenruptur, welche durch äußere Gewalteinflüsse verursacht worden sein soll. Die Behörden handelten schnell und verhafteten Arbuckle wegen Verdacht auf Mord ersten Grades. Er soll Virginia vergewaltigt und mit seinem Gewicht verletzt haben. Teilweise war auch von einer Vergewaltigung durch Fremdkörper die Rede. Unzählige Zeug*innen, Partygäste und Bekannte wurden während der drei Gerichtsprozesse verhört. Die Bevölkerung sowie

die Filmwelt wandten sich demonstrativ vom Angeklagten ab und boykottierten bzw. stoppten die Ausstrahlung seiner Filme. Viele forderten die Todesstrafe.

Im April 1922 wurde der Stummfilmstar jedoch von allen Anklagepunkten freigesprochen. Kurze Zeit später versuchte er den Weg zurück ins Filmgeschäft und produzierte einige Komödien unter einem falschen Namen. An seine großen Erfolge konnte er jedoch nie wieder anknüpfen. Im Juni 1933 starb er schließlich an Herzversagen.

Gerechtigkeit unmöglich?

Ob Roscoe Arbuckle nun schuldig oder unschuldig war, bleibt bis heute ungeklärt. Vielleicht wurde seine Karriere zu Unrecht zerstört oder vielleicht war das Karriereende nicht Strafe genug. Die Betroffene war nicht mehr am Leben, um ihr Erlebtes selbst zu schildern, weshalb viele falsche Geschichten verbreitet und Unterstellungen geäußert wurden. Einige Zeug*innen unterstellten Virginia, sie hätte einen exzessiven Lebensstil gelebt, und erzählten, sie wäre hysterisch. Eine chronische Krankheit soll außerdem der Grund für häufige Schmerzanfälle gewesen sein und letztendlich zum Tod geführt haben. Dieser Fall repräsentiert einen gängigen Umgang mit Opfern von Vergewaltigungen oder sexualisierter Gewalt. Häufig wird Betroffenen wenig oder gar kein Glauben geschenkt und die mutmaßlichen Täter freigesprochen. Schweigenden Betroffenen wird somit indirekt vermittelt, dass das Vorgehen gegen die Tatpersonen nicht lohnenswert und Gerechtigkeit unmöglich sei.

Aus diesem Grund ist Virginias Geschichte 100 Jahre später relevanter denn je. Die weltweite #MeToo-Bewegung polarisiert, besonders nachdem die *New York Times* 2017 den Vergewaltigungsskandal um Harvey Weinstein aufdeckte. Der US-amerikanische Filmproduzent wurde wegen mehrfacher sexueller Belästigung und Vergewaltigung zu einer lebenslangen Haft verurteilt. Indem die Schauspielerin Alyssa Milano den Hashtag #MeToo über Twitter teilte, outete sie sich öffentlich als eines der Opfer. Kurze Zeit später wurde der Hashtag millionenfach geteilt. Betroffene von sexualisierter Gewalt teilten ihre Geschichten und Erlebnisse über diesen Weg und gaben anderen Betroffenen wiederum neuen Mut und Hoffnung. Die Bewegung schaffte schließlich größeres feministisches Bewusstsein in der Bevölkerung. Der Fall von 1921 zeigt, dass dieses Thema schon damals relevant war. Obwohl Virginia Rappe mit ihrem Leben bezahlen musste, leistete sie dennoch einen wichtigen Beitrag für die Geschichte und Entwicklung dieser Bewegung.

Sina Schneider



Kaiser zwar, doch kein Diplomat

Am 3. Januar 1896 gratuliert Wilhelm II. den südafrikanischen Präsidenten Paul Krüger zum Sieg über die Briten. Die „Krüger-Depesche“ führt zum Medien-Hype – und zu Spannungen mit dem Königreich unter Wilhelms Großmutter, Queen Viktoria.

Wilhelm II. hat sich im Deutschen Kaiserreich wiederholt durch eigenwillige Aktionen in die Außenpolitik eingeschaltet und das Verhältnis zu den anderen Großmächten Europas belastet, insbesondere zu Großbritannien. Er hat damit zwischenstaatliche Spannungen befeuert und auf unglückliche Weise den Ruf des eigenen Landes beschädigt. Er tat dies in einem hypertrophen nationalen und individuellen Selbstbewusstsein, ohne Einsicht in die Nebenfolgen, die er damit hervorrief.

Zu den hier gemeinten Fällen gehörte die am 27. Juli 1890 gehaltene „Hunnenrede“, mit der er das deutsche Ostasiatische Expeditionskorps gegen den Boxeraufstand nach China verabschiedete. Ein am 28. Oktober 1908 in der englischen Tageszeitung abgedrucktes Interview löste die so genannte *Daily-Telegraph*-Affäre aus.

Ein weiterer Fall ist unter dem Etikett „Krüger-Depesche“ in die Geschichte eingegangen. Kaiser Wilhelm II. richtete am 3. Januar 1896 folgendes Telegramm an den Präsidenten der

Südafrikanischen Republik (Transvaal), Paul Krüger: „Ich spreche Ihnen Meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hülfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit ihrem Volke gelungen ist, in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wieder herzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren.“

Mitmischen mit den anderen Kolonialmächten

Dieses Telegramm stammt aus einer Zeit, in der auch das Deutsche Reich versuchte, sich noch einen Anteil am europäischen Kolonialbesitz zu sichern und zu den damit bereits versehenen Mächten aufzuschließen. Dabei ging es nicht nur um politische, sondern vorrangig um wirtschaftliche Interessen. 1884 hatte man Südafrika zum deutschen Schutzgebiet erklärt, damit aber dortige Interessen Großbritanniens tangiert. Dieses hatte 1877 die Burenrepublik Transvaal annektiert, ihr

aber eine Teil-Souveränität zugestanden. Als deren Bedrohung wurde es in Berlin wahrgenommen, als der Arzt Dr. Leander Jameson, gedeckt von dem britischen Kolonistenführer Cecil Rhodes, im Dezember 1895 mit einem Trupp von 800 Mann einen Vorstoß in Transvaal unternahm („Jameson Raid“).

Das Unternehmen scheiterte jedoch, weil die Truppe eingeschlossen wurde und sich ergab. Eine vom Auswärtigen Amt schon nach London abgesandte Protestnote konnte noch abgefangen werden. Damit hätte der Streitfall schon sein Ende finden können.

Uneinigkeit unter Historikern

Nichtsdestotrotz wollte der Kaiser nicht klein beigeben und drängte darauf, dem Präsidenten der Republik in Südafrika ein Glückwunschtelegramm zu senden. Dies geschah auch. Zugleich wurde für seine öffentliche Verbreitung gesorgt, indem der Wortlaut sowohl an die britische Nachrichtenagentur Reuters als auch an das deutsche Wolff'sche Telegraphische Bureau übergeben wurde. Dadurch gelangte das Telegramm am 4. Januar 1896 in die Tagespresse, sowohl in Deutschland als auch im Vereinigten Königreich. Vielfach wurde die Nachricht prominent aufgemacht. In den deutschen Zeitungen wurde dem Tenor des Telegramms größtenteils zugestimmt, nur der sozialdemokratische *Vorwärts* distanzierte sich davon.

Noblesse oblige

Eine Auszeichnung für jene, die der Menschheit im vergangenen Jahr den größten Nutzen geleistet haben – so die Bedeutung des Nobelpreises nach der edlen Idee seines Stifters. Der Geist der Weltbürgerlichkeit prägt nicht alle Ereignisse um die noble Institution.

Wer Menschen mit Stammzellen behandelte Kunststoff-Luft-röhren transplantiert, hat die Welt reformiert. Dieser Mediziner verdient es, als Jury-Mitglied höchste Leistungen mit dem Nobelpreis auszuzeichnen. Paolo Macchiarini hätte das Renommée des Preises veredelt, wenn er nicht 2016 als Hochstapler enttarnt und wegen Amtsmissbrauch ins Gefängnis gekommen wäre. Als Kollegen 2014 Zweifel an seinen Studien äußerten, wurden sie mit dem Entzug der Forschungsgelder bestraft. Absolute Diskretion ist das Credo der Akademien, die die Auszeichnungen für Medizin, Chemie, Physik, Literatur und Frieden vergeben. Die Listen der Nominierten bleiben 50 Jahre unter Verschluss, selbst die Sitzordnung und das Menü beim königlichen Bankett sind bis zur letzten Minute geheim. Je weniger Öffentlichkeit, desto weniger Einfluss, desto rechenschaftlicher die Prämierten, meint die Nobelstiftung.

Sie geht auf Alfred Nobels Testament von 1895 zurück, in dem er sein Vermögen der Wissenschaft und den Würdigsten unter den Menschen vermachte. Der 1833 geborene Sohn einer schwedischen Industriellenfamilie vervielfachte sein

Die britische Presse reagierte größtenteils mit Empörung. Denkwürdig ist die Krüger-Depesche daher als Exempel für die wachsende Öffentlichkeitswirkung der Presse auch in den internationalen Beziehungen.

Die historische Forschung hat sich ausgiebig mit der Frage beschäftigt, wie die Krüger-Depesche zustande kam und welche Folgen sie hatte. Der Wortlaut war das Ergebnis einer Beratung, an der außer dem Kaiser selbst mehrere hochrangige politische Amtsträger und Militärs teilnahmen. Nach der jüngsten Darstellung von Paul Hoser (2013) gibt es drei Grundansichten zur Verantwortung für die Depesche. Der Kaiser selbst wusch ein Vierteljahrhundert später seine Hände in Unschuld. Dagegen hat die Mehrzahl der Historiker die Hauptverantwortung dem Kaiser selbst aufgebürdet. Eine dritte Auffassung geht dahin, den beteiligten Außenpolitikern zu unterstellen, sie hätten gegenüber England eine Warnung oder eine Drohgeste aussenden wollen.

Auch zu den Folgen der Krüger-Depesche sind die Historiker unterschiedlicher Meinung. Während die einen zumindest kurzfristig noch von keiner nachhaltigen Störung der deutsch-britischen Beziehungen sprechen wollen, sehen andere in dem Telegramm eine Ursache für die vor dem Ersten Weltkrieg fortschreitende Entfremdung zwischen dem Deutschen Reich und dem Vereinigten Königreich.

Jürgen Wilke

Vermögen durch hunderte Patente und die Erfindung des Dynamits 1867, mitten im „Diamantenfieber“. Der wirtschaftliche Erfolg stellte ihn nie zufrieden. Lange reflektierte der vielgereiste Philanthrop, was von ihm bleiben würde. Angesichts ungeduldiger Erben verfügte Nobel, dass die Zinsen seines Vermögens von heute 200 Millionen Euro an die herausragendsten Wissenschaftler ihrer Zeit ausgezahlt werden sollten.

Vom Rüstungsunternehmer zum Stifter

Vor 120 Jahren begann die Nobelstiftung mit der Verwirklichung seines letzten Willens und wählte aus einer Fülle bahnbrechenden Forschungsgeistes: Die Entdeckung der „X-Strahlen“ (Wilhelm C. Röntgen, Physik 1901), der Radioaktivität (u. a. Marie Curie, Physik 1903 und Chemie 1911) oder die Bekämpfung der Tuberkulose (Robert Koch, Medizin 1905). Der Friedensnobelpreis wurde nicht aus schlechtem Gewissen wegen des Dynamits gestiftet, sondern entstammte dem Einfluss der Friedensaktivistin Bertha von Suttner, mit der Nobel eine lange Brieffreundschaft pflegte. Sie vertrat den Standpunkt,

dass die öffentliche Meinung durch Romane und Reden zum Pazifismus hinzubewegen sei, während Nobel überzeugt war, dass nur unternehmerischer Einfluss auf Regierungen Frieden schaffen könnten. Urs Eggers Drama *Eine Liebe für den Frieden* (2014) veranschaulicht die lebenslange Diskussion der beiden. Nur in dieser Kategorie werden auch Organisationen ausgezeichnet: Das Rote Kreuz erhielt den Preis nach den Weltkriegen dreimal, sein Gründer Henry Dunant als Erster 1901. Bertha von Suttner wurde 1905 geehrt, 2014 als jüngste Preisträgerin die Kinderrechtsaktivistin Malala Yousafzai.

Der Idealismus trat in der jüngeren Vergangenheit hinter dem unehrenhaften Verhalten der Jury zurück. Katarina Frostenson wurde 2018 vorgeworfen, die Geheimhaltungspflicht gegenüber ihrem Ehemann Jean-Claude Arnault verletzt zu haben; ihn beschuldigten außerdem 18 Frauen sexueller Übergriffe. Ein Drittel der Mitglieder verließ die Akademie, der Literaturnobelpreis für 2018 wurde ausgesetzt. Arnault wurde zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, mit Frostenson einigte man sich auf ihren Austritt bei dauerhafter finanzieller Entschädigung.

Nach diesem Skandal stolperte die Akademie mit der Wahl Peter Handkes zum Literaturnobelpreisträger 2019 über ihren Anspruch, sich nicht zu politischen Dingen zu äußern. Der Schriftsteller wird für seine Leugnung des Völkermords in Bosnien kritisiert, hielt 2006 eine Rede bei der Beerdigung des serbischen Diktators Milošević. Angehörige der Opfer von Srebrenica protestierten vor dem Konzerthaus, in dem die prunkvolle Verleihung stattfand (immer an Nobels Todestag, dem 10. Dezember, seit 1948 auch Tag der Menschenrechte).

Von der muslimischen Welt, die nicht zur westlich-zentralisierten Wissenschaftswelt gehört, erwartet die Akademie keine ernsthaften Folgen. Vermutlich gefiel der Akademie auch Handkes pseudo-apolitisches Credo: „Ich mag Literatur, keine Meinungen.“ Wissenschaft ist nicht apolitisch und Nobelpreise

nicht neutral: Die Selektion und Evaluation ist von Clandenken geprägt, auch wenn der Weltbürger Nobel universelle Brüderlichkeit statt nationaler Eitelkeit ersehnte. Die Friedensnobelpreise werden in der Öffentlichkeit als Ausdruck politischer Haltung gewertet. 1934 forderten internationale Prominente die Auszeichnung des Journalisten und KZ-Häftlings Carl von Ossietzky, woraufhin Hitler allen Reichsbürgern die Annahme des Nobelpreises verbot. Umstritten war die Verleihung an US-Präsident Barack Obama 2009, in dessen Amtszeit der

Einsatz unbemannter Drohnen perfektioniert wurde, oder an Äthiopiens Präsidenten Abiy Ahmed 2019. Er verweigerte Interviews, woraufhin das Nobelkomitee betonte, dass auch Presse- und Meinungsfreiheit für Frieden nötig sind. Nur ein Jahr später erlebt Eritrea, wie dieser Friedensnobelpreisträger Panzer in die Grenzregion Tigray schickt. Scheitert Nobels Glaube, dass die Menschheit von einem Friedens- und Wissensdrang geleitet ist, den man mit goldenen Medaillen, kalligraphierten Urkunden und rund einer Million Euro Preisgeld zum Vorbild erheben kann, an der Realität?

Nicht nur manche Prämierte und Prämierende, auch einige Regeln des Nobelpreises sind aus der Zeit gefallen, wie die Begrenzung auf drei Geehrte pro Kategorie. Forschung wird heute oft in globalen Teams betrieben, die sich nicht auf drei kluge Köpfe reduzieren lassen. Wenigstens hier sind Änderungen denkbar: Nobels Testament wird von der Königlich Schwedischen Akademie als „Verfassung“ betrachtet, deren Werte von 1895 in die Gegenwart hineininterpretiert werden sollen. Der Imageschaden der letzten Jahre ist beträchtlich, kratzt aber nicht ernsthaft am Glanz der Institution. Zu tief sitzt das Bedürfnis, sich im Wettkampf um den Preis zu Bestleistungen zu treiben, und zu bestaunen, wie unerklärlich begabte und fleißige Personen für einen Abend von der Königsfamilie aus ihrem bürgerlichen Leben entführt werden.

Annika Geuß

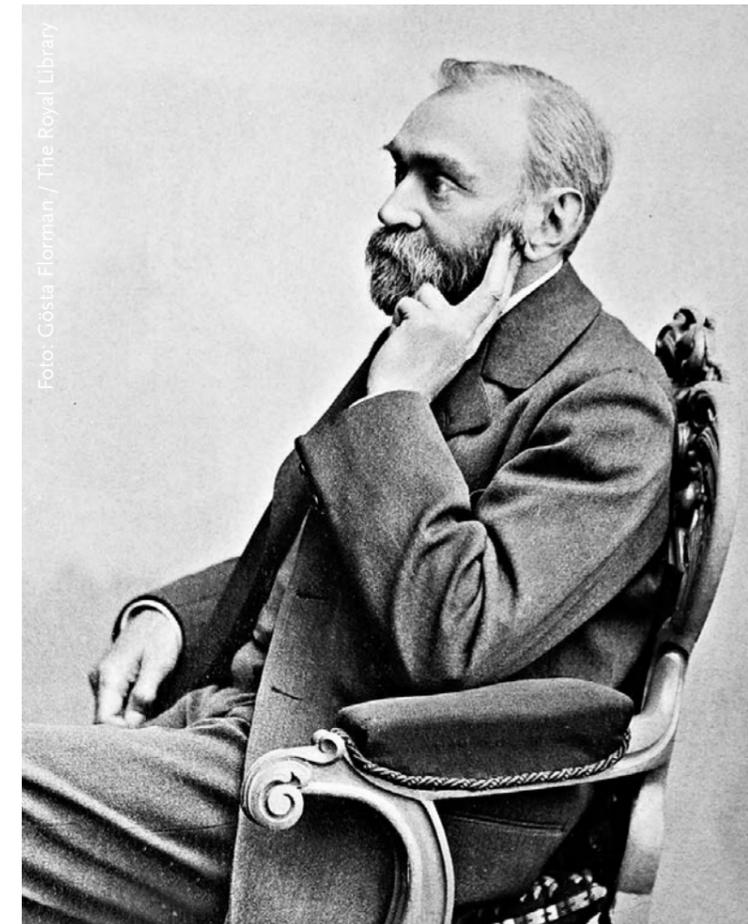


Foto: Gösta Florman/The Royal Library

„... das beste Witzblatt der Welt“

So befand Thomas Mann, der einst selbst für den *Simplicissimus* gearbeitet hatte. Bis heute ist die Münchner Wochenschrift legendär. Der Gesellschaft insbesondere des Kaiserreichs hielt sie – entlarvend und höchst unterhaltsam – den Zerrspiegel vor.

Da steht es, das rote Viech, die Kette gesprengt, das Maul gefletscht. Der Prinzregent hat es ins Visier genommen, der Bischof besprengt es mit Weihwasser, Klerus und Offiziersstand stehen Spalier, aber die leichte Muse in Form von Can-Can-Tänzerinnen und auch der Volksdichter Ludwig Thoma stehen hinter der Bulldogge. So hat der große Karikaturist Ernst Maria Lang seinen übergroßen Vorbildern im *Simplicissimus* 1996 zum 100. Geburtstag gedacht.

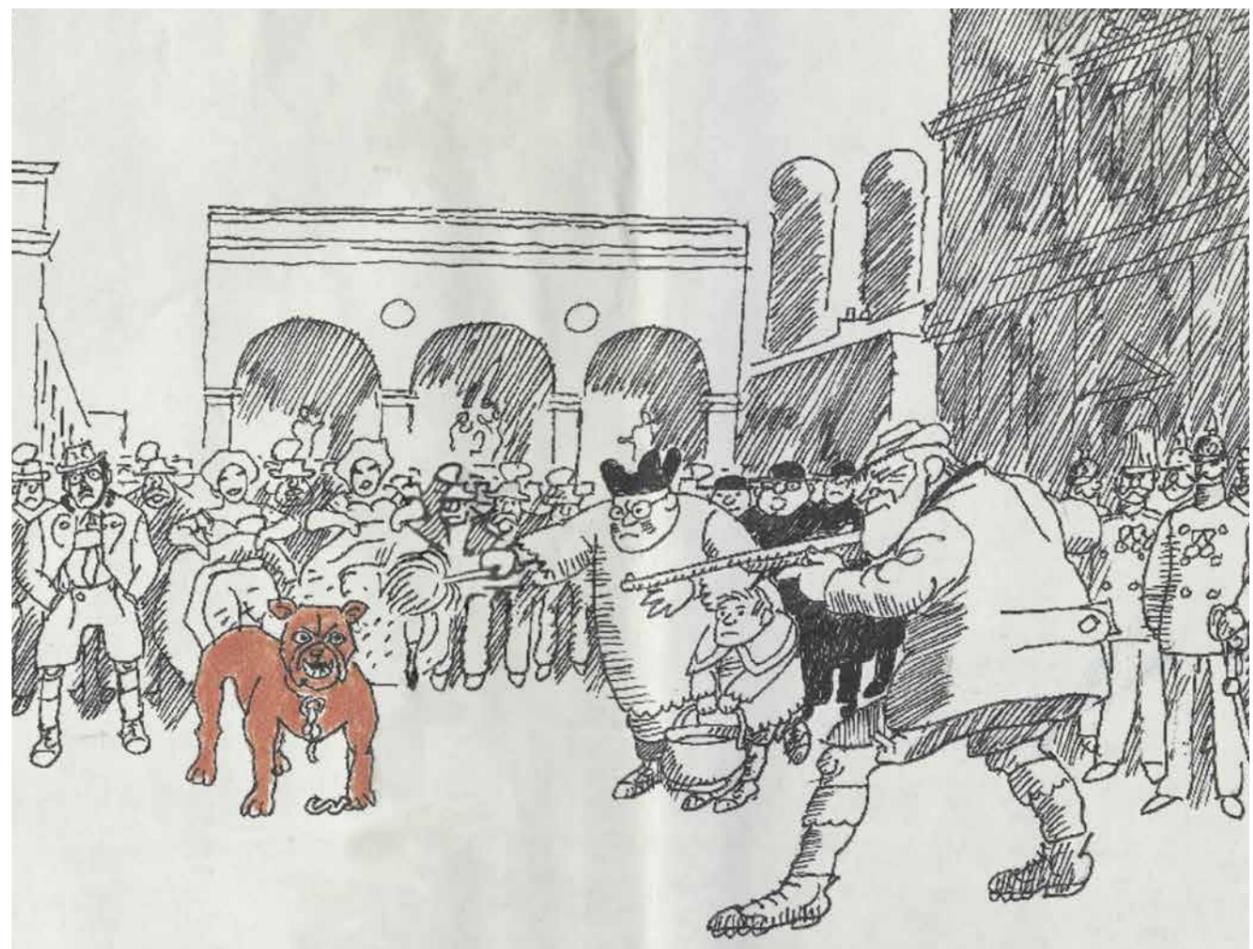
Die rote Bulldogge war die Symbolfigur der am 4. April 1896 erstmals erschienenen „Illustrierten Wochenschrift“, die bis heute gleichsam der Inbegriff für Satirejournale ist. Ein gerade 26-jähriger Verleger hatte es gegründet: Albert Langen. Erst im Jahr zuvor war der in Antwerpen Geborene, in Köln Aufgewachsene, in Paris Gereifte nach München gekommen. Mut hatte er, wohl auch Übermut. So ließ er von der ersten

Nummer des *Simplicissimus* angeblich 480.000 Exemplar drucken – die meisten wurden eingestampft. Doch der Erfolg kam bald. Bis zu 100.000 Hefte wurden Woche für Woche in der Blütezeit vor 1914 verkauft – vor allem wegen der politisch trefenden, witzig unterhaltenden oder auch illustrativ-künstlerischen Karikaturen.

Gegen das Establishment

Wie Langen, so kamen auch die meisten Zeichner nicht aus München: Thomas Theodor Heine, der Schöpfer der Bulldogge, war in Leipzig geboren. Eduard Thöny, der mehr als 3.000 Karikaturen oft von tumb-eiteln Militärs, arrogant-trunkenen Studenten und anderen Typen der Gesellschaft beisteuerte, war Südtiroler, Bruno Paul, später als Architekt berühmt, kam ebenso aus Wien wie Ferdinand von Rezniček, der Meister der

Der SZ-Karikaturist Ernst Maria Lang zeichnete 1996 den *Simplicissimus*-Hund am Münchner Odeonsplatz für eine von Ursula E. Koch und Markus Behmer kuratierte Ausstellung zum 100. Geburtstag der Zeitschrift .



Modekarikatur, und der heute berühmteste von allen, Olaf Gulbransson, war Norweger. An der Isar trafen sie zusammen. Und was sie schufen, als Künstlerkollektiv mit je ganz eigenem Strich, das traf den Zeitgeist – und die Gegner: das Establishment des Reiches, Priester und Pharisäer, Offiziere und andere Ordensträger, rechte Richter und linksische Professoren, Unternehmer und Unterweltypen, schöne Frauen, Halbweltamen und Chichi-Gestalten, Neureiche, Nichtsnutze aller Couleur. Und oft auch die Obrigkeit, teils mit schlimmen Folgen. Ein Beispiel: Als Thomas Theodor Heine und der Dichter Frank Wedekind 1898 in einer „Palästinaummer“ des Kaisers Pilgerfahrt ins Heilige Land verspotteten, schritt die Justiz ein. Heine und Wedekind kamen für sechs Monate in Festungshaft, Langen floh nach Paris und durfte erst 1903 nach Zahlung von 30.000 Mark nach München zurück. Immerhin: Der Auflage und dem Ansehen des Blattes hat es genutzt.

Unrühmliches Ende einer ruhmreichen Zeitschrift

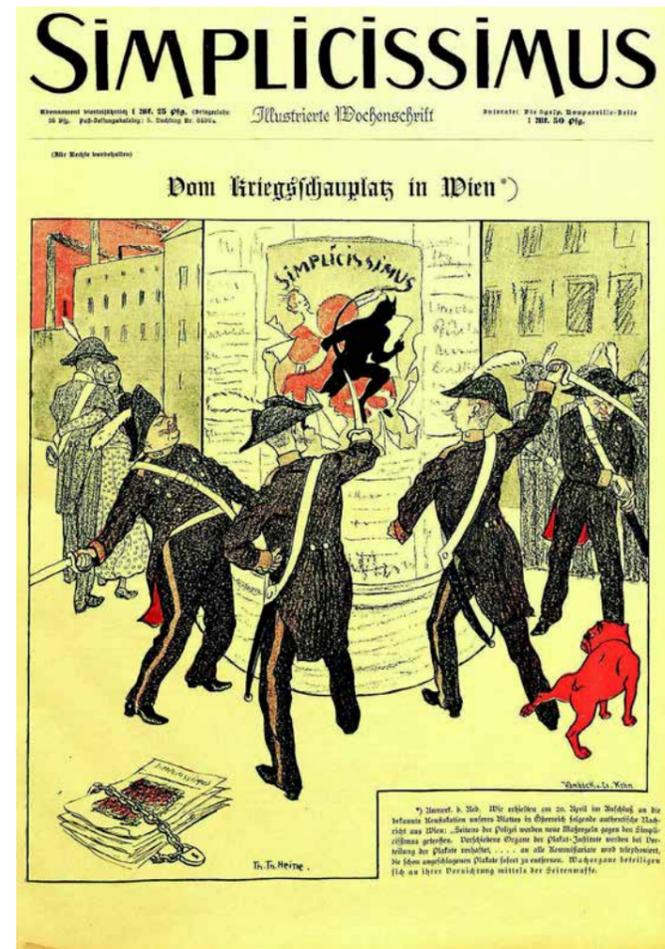
Nicht nur zeichnerisch, auch textlich hatte das nach der Romanfigur von Grimmelshausen (siehe auch unten S. 124) benannte Blatt viel zu bieten: Fast alle bis heute berühmten

Schriftsteller der Jahrhundertwendezeit veröffentlichten in ihm. Hermann Hesse schrieb Prosatexte und frühe Gedichte, Kurt Tucholsky, Rainer Maria Rilke, Arthur Schnitzler, Knut Hamsun, Guy de Maupassant und hunderte andere sind vertreten; Thomas Mann arbeitete als 23-jähriger gar ein Jahr lang als Lektor in der Redaktion mit. „Ich bin nicht der erstbeste Gratulant, ich bin vom Hause!“, schrieb er noch zwei Jahrzehnte später, als die Zeitschrift in den 25. Jahrgang ging, und „ich halte Dich für das beste Witzblatt der Welt“.

48 Jahre lang ist der *Simplicissimus* erschienen, bis es im September 1944 eingestellt wurde. Die letzten Jahre im NS-Staat waren allerdings kein Ruhmesblatt (wie auch schon viele Blätter im Ersten Weltkrieg, als oft eher Kriegspropaganda denn Zeitkritik geboten worden war). Humor im Gleichklang des Regimes, es konnte nicht funktionieren. Doch, schlimmer noch, viele Zeichner passten sich recht bereitwillig an, selbst der große Gulbransson. Ein unrühmliches Ende einer der zu recht ruhmreichsten Zeitschriften

Alle Nummern des *Simplicissimus* (wie auch der *Jugend* – siehe nächste Doppelseite) sind übrigens digital verfügbar unter www.simplicissimus.info. Markus Behmer

Thomas Theodor Heine und Eduard Thöny gehörten zu den bekanntesten Zeichnern der Münchner Zeitschrift. Links, auf dem Titelbild vom 23. Mai 1896, hat Heines Dogge ihren ersten Auftritt. Thöny karikierte am 12. Dezember 1896 die „Stützen der ‚Gesellschaft‘“.



Art Nouveau aus Bayern

Eine Zeitschrift war es, die den um die Wende zum 20. Jahrhundert europaweit aufkommenden Kunststil des „New Style“ oder Jugendstils seinen Namen gab: Die *Jugend*, vor 125 Jahren in München gegründet.

Das Titelbild vom 11. Juli 1896 ist symptomatisch: Ein alter Mann sägt mit entschlossen-verdrossenem Gesichtsausdruck an einem blühenden Baumsprössling, eine jugendliche Amazone mit Efeukranz als einziger Kleidung schießt einen Pfeil auf ihn. Die Jugend setzt sich durch, kämpft gegen das Überkommene. Schöne Nacktheit versus grauer Anzugträger.

Das Kunstjournal, auf dem die Zeichnung von dem einst sehr bekannten Porträtisten Ludwig von Zumbusch prangte, war auch, wie es die Münchner Medienhistorikerin Ursula E. Koch darstellt, ein „Vehikel des Zeitgeistes“ – zusammen mit dem *Simplicissimus* und dutzenden anderen Karikaturenzeitschriften, die in der Regierungszeit des Prinzregenten Luitpold (1886 bis 1912) an der Isar erschienen sind. Die bayerische Landeshauptstadt hatte Berlin abgelöst als Hochburg dieses Genres, auch als Kunsthochburg, als Zentrum der Bohème (vor allem im erst 1890 eingemeindeten Vorort Schwabing): München leuchtete.

Georg Hirth war einer von denen, die es zum Leuchten brachten: Verleger der größten bayerischen Tageszeitung, den *Münchner Neuesten Nachrichten*, war er – und gemeinsam mit dem Feuilletonredakteur Fritz von Ostini Gründer der *Jugend*. Am 11. Januar 1896 ist das erste Heft, gleich eine Doppelnummer, erschienen.

Alles für alle – mit jungem Herzen

Nicht frei von Pathos und Arroganz schrieben die Blattmacher im Editorial: „Wir wollen die neue Wochenschrift *JUGEND* nennen: damit ist eigentlich schon alles gesagt. Selbstverständlich wenden wir uns nicht an die Jahrgänge, sondern an das Herz, auch der in der Herbstsonne gereiften alter Jahrgänge, die so glücklich sind von sich zu sagen: ‚Altes Herz, was glühst Du so!‘ Ein ‚Programm‘ im spießbürgerlichen Sinne des Wortes haben wir nicht. Wir wollen Alles besprechen und illustrieren, was interessant ist, was die Geister bewegt; wir wollen Alles bringen, was schön, gut, charakteristisch, flott und – echt künstlerisch ist.“

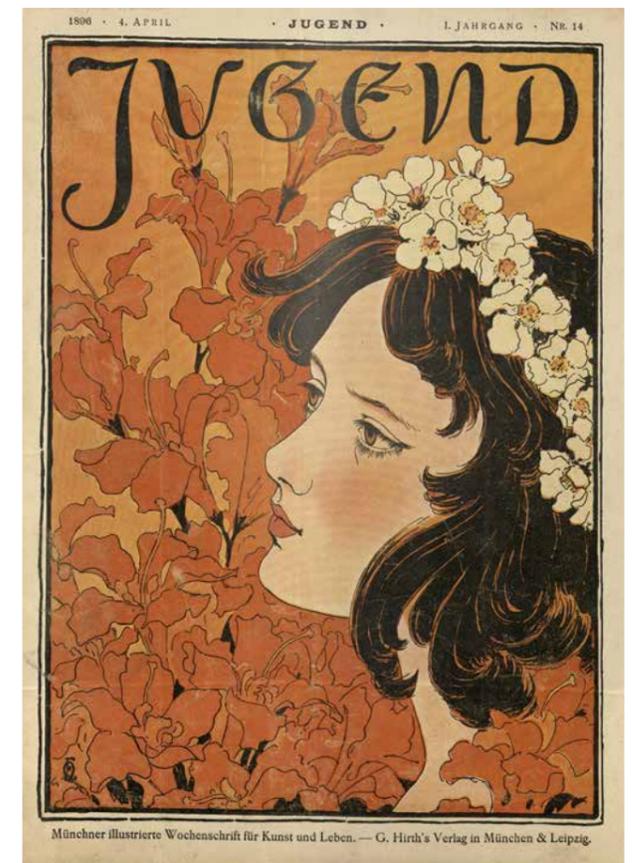
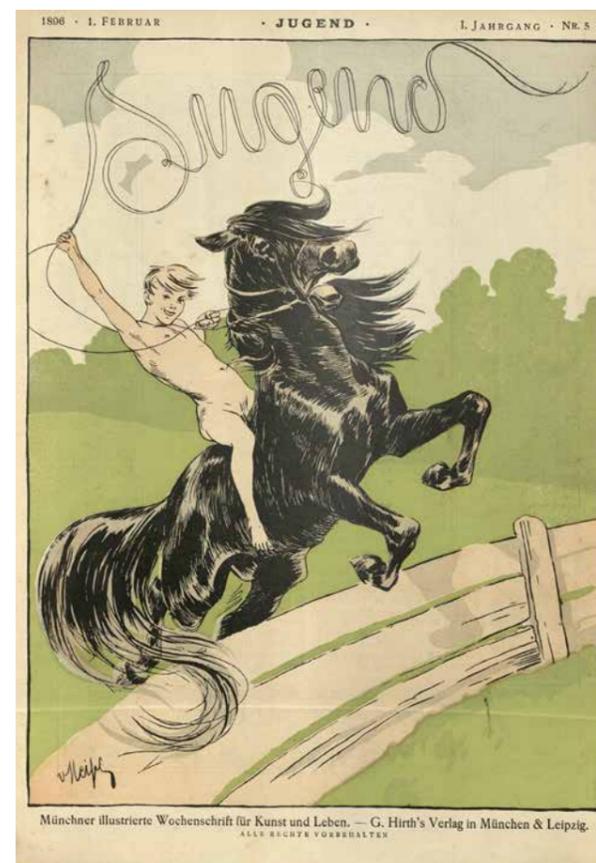
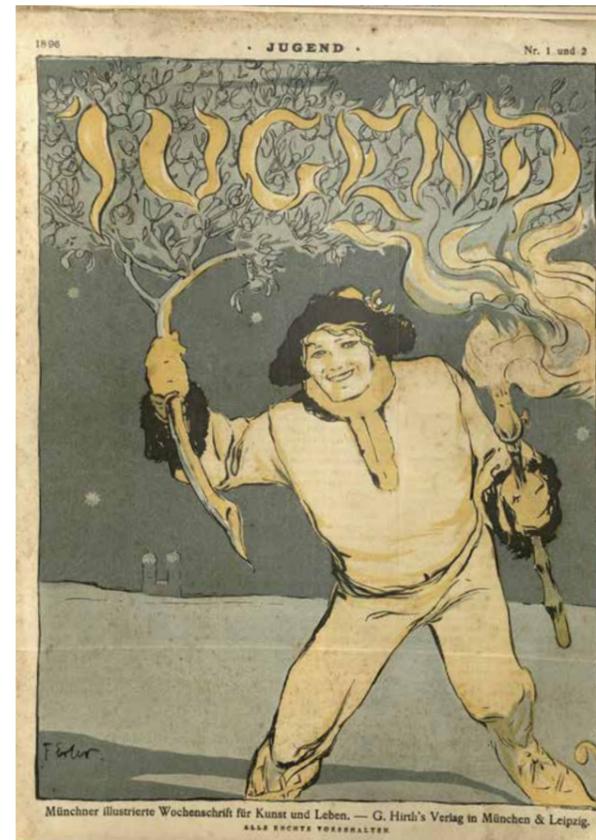
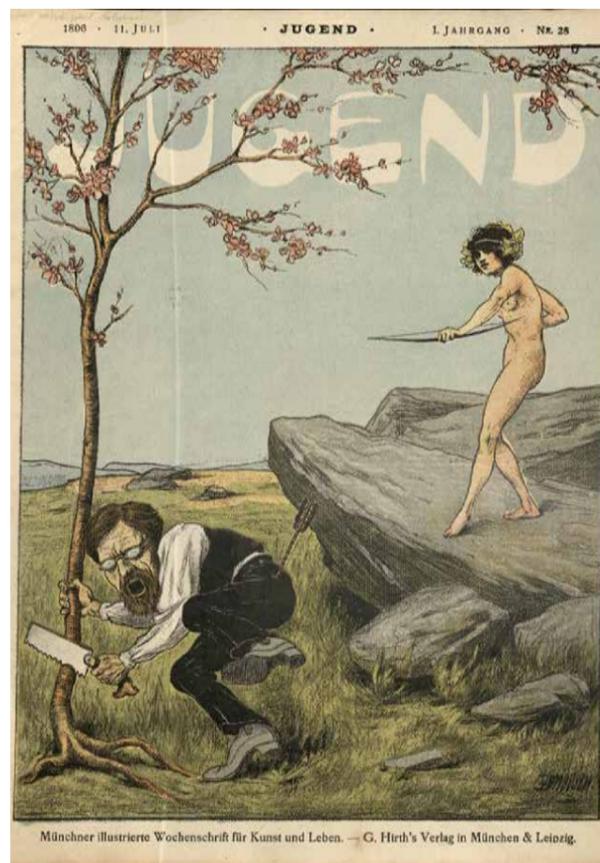
Erzählungen und Gedichte, Kunstkritiken, Stellungnahmen zur Kulturpolitik und Satiren enthielten die jeweils 16 Seiten umfassenden Hefte – und Karikaturen, Zeichnungen, Bilder. Berühmt bis heute ist die *Jugend* vor allem für seine oft florale Ornamentik im Zeichen eben des Jugendstils, seine Titelbilder und Illustrationen, gestaltet von vielen der größten Künstler der Zeit wie Ernst Barlach, Ferdinand Hodler, Franz von Lenbach, Max Liebermann, Franz von Stuck, Heinrich Zille und und und. Zu den literarischen Beiträgern gehörten etwa die beiden bayerischen Ludwigs Ganghofer und Thoma,

später auch zum Beispiel Erich Mühsam, Erich Kästner und Kurt Tucholsky.

Die Blütezeit der „Münchner illustrierten Wochenschrift für Kunst und Leben“ (so der Untertitel) lag vor dem Ersten Weltkrieg. Im Krieg bekam sie – wie so viele Presseorgane – eine mehr und mehr deutschnationale Tendenz. In der Weimarer Republik lebte sie zwar nochmals künstlerisch auf, 1933 wurde sie aber – nun wie alle deutschen Medien – völlig „gleichgeschaltet“ und 1940 schließlich eingestellt. Die *Jugend* der *Jugend* war da längst vorbei. Wozu Hirth und Ostini in der ersten Nummer aufgerufen hatten: „Vorwärts mit frischem Muth, Jugend, sei's Panier!“, das wurde nun in ganz anderer Weise pervertiert.

Markus Behmer

Fünf Titelbilder aus dem Gründungsjahr der *Jugend* 1896. Jugend als Flammenschrift, als Peitschenhieb oder gebildet aus Meeresgetier: Schon im Titelschriftzug setzte die „Wochenschrift für Kunst und Leben“ ihr Selbstverständnis emblematisch um.



Der Diplomingenieur der Filmkunst

Er war einer der erfolgreichsten Hollywood-Regisseure seiner Generation und er inspirierte Filmemacher wie Altman, Bogdanovich, Godard, oder Wilder. Vor 125 Jahren wurde Howard Hawks geboren.

Mit klassischen John-Wayne-Western wie *Rio Bravo*, der Screwball-Comedy *Leoparden küßt man nicht* oder dem Film Noir *Tote schlafen fest* setzte er Maßstäbe. Nach solchen Filmen, zitierte vor Jahren mal der *Spiegel* Howard Hawks, „kann man nachts gut schlafen und hat keine Sorgen mehr.“ In Zeiten wie diesen darf sich also glücklich schätzen, wer die inzwischen vorzüglich restaurierten Hawks-Klassiker in seiner Bluray-Sammlung hat oder sich im Streaming damit versorgen kann.

Und dann auf dem Sofa „up and away“ aus Gegenwart und Wirklichkeit. In *Hatari* (1962) ausreisen in die afrikanische Ferne und John Wayne und seiner Gruppe Großwildfänger beim Spaß am gefährlichen Job zuschauen. Oder in *Red River* (1948) die jüngere und härtere Inkarnation des „Duke“ als tyrannischer Viehbaron treffen und die legendäre Stampede von tausenden Rindern erleben. Oder im Renn-Roadmovie *Red Line 7000* (1965) frisierte Fords fünfzig Meter weit aus der Kurve fliegen sehen.

Auf der Leinwand natürlich immer „bigger than life“, liebte Howard Hawks Abenteuer und Herausforderung auch im Privatleben. Im selbstgeschraubten Rennwagen auf der Piste von Indianapolis. Mit dem Motorrad noch im hohen Alter „off road“ durch die Wüste. Auf Geschwindigkeitsrekord-Jagd in einem seiner Flugzeuge und bei stürmischer Hochsee auf der eigenen Yacht „Seahawk“.

Kino war für Howard Hawks ganz wörtlich vor allem „Motion Picture“. Die Bilder, die Dialoge, die Story, die Darsteller. Alles soll zwischen Vorspann und End-Credits in Bewegung bleiben. Quer durch die Gattungen gilt bei vielen seiner mehr als 45 Filme fast fiebrig erhöhtes Tempo als Triebfeder und Erfolgsrezept.

In seinem stilbildenden Gangster-Film *Scarface* (1932) gibt das Stakkato der reichlich zelebrierten Maschinengewehr-Gefechte den Schnitt-Rhythmus an. Seine Filme seien alle „mindestens zwanzig Prozent schneller als die anderer Regisseure“, rechnet er Hans Christoph Blumenberg vor, der ihn 1971 in Palm Springs ausführlich fürs Fernsehen interviewt. Später schreibt Blumenberg die Howard-Hawks-Biografie *Die Kamera in Augenhöhe*. Das Credo des Regisseurs, der keine optischen Verfremdungen mochte. Ein wertvolles Brevier für die Hawks-Exegese. Reich an Fakten und Reflexionen über Leinwand-Götter und Kino-Welt. Mit der ihm eigenen „leisen, etwas kühlen Höflichkeit“ erklärt der Meister dem jungen Filmjournalisten, dass er grundsätzlich „ohne Umwege“ dreht und niemals mit Rückblenden arbeitet. Dass er Zooms ebenso falsch findet wie Aufnahmen in Zeitlupe, die etwa Sam Peckinpah so gern einsetzt. Ohne den Western-Kollegen zu benennen, frotzelt er,

dass bei ihm schon drei Männer erschossen, zum Friedhof gebracht und beerdigt werden, „bevor bei dem nur ein einziger zu Boden sinkt.“

In seinen Komödien tut Hawks auch die Dialoge gern auf höchste Drehzahl. Für die Newsroom-Satire *His girl Friday* (1940) perfektioniert er seine später von Billy Wilder im Remake *Extrablatt* und von Robert Altman in *MASH* und *Nashville* übernommene Technik überlappender Text-Zeilen. Bei tatsächlich kaum erhöhten Sprech-Tempo scheinen die sich dauernd ins Wort fallenden Darsteller im Fast-Forward-Modus zu kommunizieren. So rasant der fertige Film wirkt, so entschleunigt und konzentriert geht der Perfektionist Hawks selbst zu Werk.

„Fummler und Tüftler“

Er sei ein „Fummler und Tüftler“ gewesen, erinnert sich Billy Wilder in Helmuth Karaseks Buch *Nahaufnahme* an Hawks: „Er suchte lange und geduldig herum, bis er die beste Lösung für eine Szene gefunden hatte, den besten Weg, um von A nach B zu kommen.“ Ein Homo Faber. Howard Hawks hat an der Elite-Universität Cornell Maschinenbau studiert und sich intensiv auch mit Architektur und Design befasst.

Der Diplomingenieur unter den Hollywood-Regisseuren will stets herausfinden, wie etwas im Kern konstruiert ist. Welcher Grundriss besonders geeignet ist für seine selbst entworfenen eigenen Wohnhäuser und für die streng funktionalen Gedankengebäude seiner Drehbücher und Filme. Hawks sei der „Le Corbusier des Tonfilms“, schwärmt Henri Langlois, der Gründer der französischen Cinemathek. In seinem einzigen Cinemascope-Film *Land der Pharaonen* (1955) dirigiert Hawks souverän 12.000 Komparsen und hält in dieser Breitwand-Disziplin sogar eine Weile den Weltrekord. Aber wichtiger ist ihm eigentlich, im Detail vorzuführen, wie raffiniert die altägyptischen Baumeister den Verschluss der Pyramiden ausgeklügelt haben. „Zu sehen, wie etwas funktioniert: daher rührt ein Teil des Vergnügens von den Filmen von Hawks“, konstatiert Georg Seeßlen in einem Beitrag zur Mythologie des Abenteuerfilms.

Gut gerüstet mit dem robusten Geschäftssinn und dem gelassenen Selbstbewusstsein seiner Herkunft aus altreicher Unternehmerfamilie lässt sich Hawks im glitzernden LaLaLand seiner Tage von den Studio-Bossen mit den Riesen-Egos nie reinreden. Wer so verlässlich Kassengold produziert wie er kann sich viele Freiheiten herausnehmen. Schon sein erster Tonfilm *The Dawn Patrol / Start in die Dämmerung* ist 1930 finanziell der größte Kinohit des Jahres. Mit der Tragödie einer

britischen Air-Force-Staffel im Ersten Weltkrieg steckt der ehemalige Fliegerleutnant seinen Erfolgs-Kurs ab. Geradlinig und lakonisch erzählte Geschichten von wagemutigen Großwildjägern, Piloten, Privatdetektiven, Rennfahrern, Sheriffs und Soldaten, die hoch professionell ihren Job machen. Stoisch, wortkarg und unter dem Schutzschild sarkastischen Humors trotzen sie allen Risiken und feiern unsentimental die Werte von Freundschaft und Kameradschaft.

Eine ebenbürtig wichtige Rolle ist im Masterplan des Hawks-Universums starken Frauen-Persönlichkeiten zugeordnet. In den rasend komischen Geschlechterkämpfen seiner quecksilbrigen Screwball-Komödien wie *Leoparden küßt man nicht* (1938) haben sie mit forschem Wortwitz das Sagen und manövrieren vorzugsweise hochgebildete, aber weltfremde Männer der Wissenschaft zuverlässig an den Rand des Nervenzusammenbruchs. Die selbstsicheren, geistreichen und im Notfall auch buchstäblich schlagfertigen „Hawksonian Women“, sind ein immer wieder in Artikeln und auch feministischen Essays traktiertes Thema, ein von Filmseminaristen liebend gern beschworenes Mysterium. In einer von Hawks kunstvoll durchgestylten Idealform verkörpert von seiner Entdeckung Lauren Bacall. Ihr Debüt in der Hemingway-Adaption *To have and have not* (1944) entflammt gleich in der ersten Szene erotische Phantasien: „Hat hier jemand ein Streichholz?“ fragt sie mit einer Zigarette im Mundwinkel und schaut auf Humphrey Bogart mit dem geheimnisvollen Blick, der neben der rauchigen Stimme das Erkennungszeichen ihrer Coolness wird.

Ein Jahr später stellt Hawks das inzwischen auch privat verbundene ikonische Paar ins Zentrum seiner Chandler-Verfilmung *The Big Sleep*. Mit „Bogey“ als taffstem aller Darsteller des „hard boiled“-Privatdetektivs Philip Marlowe. Er ist verstrickt in düstere Machenschaften und in eine so unübersichtliche Handlung, dass nicht mal mehr Hawks selbst erklären kann, wer nun eigentlich wen ermordet hat und warum. Aber pure Magie in Schwarzweiß, ein Meilenstein des amerikanischen „Film Noir“.

Hawks selbst hat immer wieder darauf beharrt, ein Geschichtenerzähler zu sein, kein Künstler. Von wegen. Howard Hawks sei ein Genie, dessen Filme „tief und elastisch atmen wie ein schöner Körper“, schreibt Jacques Rivette. Wie er preisen auch Jean-Luc Godard, Francois Truffaut und andere Gallionsfiguren der „Nouvelle Vague“ in ihrem filmpolitischen Zentralorgan *Cahiers du Cinema* Hawks schon in den 50er Jahren als frühen Propheten des Autorenfilms. Im eigenen Land werden seine beim Publikum allemal erfolgreichen Werke hingegen

von vielen Kritikern als routiniertes Unterhaltungskino etikettiert. Auch bei den Oscar-Verleihungen geht der Regisseur jahrzehntelang leer aus. Und Howard Hawks ist schon 66, als das Museum of Modern Art in New York endlich die erste Retrospektive seiner Werke veranstaltet. „Through the years Mr. Hawks, unlike some of his more flamboyant colleagues, has let his work speak for itself“, redet sich MOMA-Film-Kurator Richard Griffith raus, aber nun könne man ja im Rückblick gerade auch jungen Leuten mal einen Eindruck von seinem „astonishingly rich talent“ vermitteln.



Howard Hawks und Schauspielerin Lauren Bacall, circa 1943. Foto: Tillman at English Wikipedia, Public domain, Wikimedia Commons

Hans C. Blumenberg besucht Howard Hawks 1977 noch einmal in Palm Springs. Auf einem Wohnzimmertisch steht jetzt „ziemlich unauffällig und schon leicht angestaubt“ der Ehren-Oscar, den Hawks kurz vor der letzten Klappe seines Lebensfilms dann doch noch bekommen hat. Gewidmet hat ihn die „Academy of Motion Pictures“ mit etwas ungelenktem Pathos „einem Giganten des amerikanischen Kinos, dessen Werke in ihrer Gesamtheit eins der beständigsten, lebendigsten und vielfältigsten Werke des Welt-Kinos ausmachen.“

Frank Johannsen

Bis zu seiner Pensionierung war Frank Johannsen Programmchef von SR 2 KulturRadio und Hörfunkdirektor des Saarländischen Rundfunks.



achtzehnhunderteinundsiebzig

Herrliche Zeiten?

Vor 150 Jahren, konkret am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal von Versailles, wurde das Deutsche Reich gegründet. Der Kommunikationshistoriker Rudolf Stöber blickt zurück, ordnet ein und zeigt auf: Historisches Wissen ist volatil.

Was ist des Deutschen Kaiserreich? Das des Kaisers Franz? Vermutlich nicht mehr, denn er hat nach dem „Sommermärchen“ abgedankt. Das der Ottonen, Salier und Habsburger? Vermutlich auch nicht, denn heute hält man schon die Jahre vor 1990 / vor dem Internet / vor Social Media / dem Smartphone (Unpassendes bitte streichen) für vormodern. Das wirklich vormoderne „Heilige Römische Reich“ des Mittelalters und der Frühen Neuzeit passt da nicht mehr hinein. Vermutlich also das des alten Kaisers Wilhelm.

Welcher Wilhelm soll's denn sein?

Ein Karnevalschlagler wollte ihn lange Zeit wiederhaben. Ob er heute noch im Karneval gesungen wird, weiß ich nicht. Vielleicht wäre schon umstritten, welchen alten Kaiser man denn wiederhaben will: Wilhelm I. oder seinen Enkel Wilhelm II. Einen Bart trugen beide. Der ältere allerdings einen eindrucksvollen Backenbart, der jüngere nur einen hochgezwickelten Schnurrbart. Der Schlagler wollte daher den alten, sprich Wilhelm I., wiederhaben; der II. war ja noch recht jung und sein „persönliches Regiment“ auch nicht unumstritten. Es ist eine ironische Volte des historischen Erinnerns, dass im „alten Kaiser Wilhelm“ beide verschmelzen. Das haben sie mit dem Kaiser im Kyffhäuser gemein. Dort hauste der Volksmythologie folgend ursprünglich der Stauferkaiser Friedrich Barbarossa. Später verschmolz Barbarossa in der Sage mit seinem Enkel Friedrich II. Als kurz vor dem 100. Geburtstag des alten Kaisers Wilhelm (I.) das Kyffhäuser-Denkmal für ihn eingeweiht wurde, konnte man eine neuerliche postume Verschmelzung noch nicht ahnen. Das Reiterdenkmal zeigte vielmehr die Erfüllung der sagenhaften Prophezeiung: Wilhelm I. sprengt aus dem Berg. Damit, so die Botschaft des Denkmals, ist die deutsche Einheit gekommen – und, so glaubte man, für alle Zeiten gesichert.

Nichts ist gesichert. Je länger der Anspruch, desto kürzer bisweilen die Halbwertszeit: Das 1.000-jährige Reich währte gerade einmal ein Dutzend und am Ende lag das Reich, das 1871 entstand, in Trümmern, und es sah so aus, als werde es nie wieder existieren. Aber auch das war falsch gedacht. Das historische Erinnern an das Kaiserreich von 1871 hat heute wieder wesentlich direkteren Gegenwartsbezug: Mit Fug und Recht wird man die heutige Bundesrepublik in seine Tradition stellen müssen. Das hätte sich der alte Kaiser Wilhelm vermutlich nicht gedacht, dass eine Demokratie die Monarchie ablösen und die Hohenzollern – von Kulturgutstreitereien abgesehen – obsolet machen würde.

Schon fünfzig Jahre nach Reichsgründung war das Kaiserreich

Geschichte. Historisch mochte mancher nach der Niederlage des Reichs im Ersten Weltkrieg vielleicht in Erinnerungen an die „glorreichen Zeiten“ – oder, wie es in einem Bericht aus Bamberg hieß, an die „goldigen Zeiten“ – schwelgen. Dennoch, 1921 hatte das Kaiserreich retrospektiv gesehen versagt. Das Zentenarium von 1971 wurde zwar nicht mit großem Pomp, aber doch mit Festakten begangen. Es war die Zeit der Strukturgeschichte, man diskutierte den Bismarckschen Bonapartismus, Imperialismus und Militarismus; man betonte die Strukturdefizite des Kaiserreichs; man fragte nach demokratischer Reformierbarkeit und stritt über die Schuld am Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Aber man stand auch schon kurz vor der Preußenwelle der 1970er und 1980er Jahre, die simultan beide deutschen Staaten erfassen sollte.

Welchen Stand beansprucht das Kaiserreich von 1871 heute? Die Beurteilungen müssen ambivalent bleiben: Das Kaiserreich war modern und unmodern zugleich. Es wuchs aus der Vergangenheit und wies in die Zukunft. Das Kaiserreich war ein kleindeutscher Nationalstaat. Österreich, jahrhundertlang Teil des alten Kaiserreichs, war 1866 aus dem Bund ausgeschieden. Es sollte 1938 nur kurzfristig zurückkehren – die Geschichte nahm ein böses Ende. Die heutige Bundesrepublik entspricht dem kleindeutschen Nationalstaat in groben Umrissen. Sie grenzt an die gleichen Nachbarn. Sie ist, das mag insbesondere Identitäre und ähnlich politisch Fehlgeleitete irritieren, national homogener als es das Kaiserreich je war, denn im Kaiserreich lebten große nationale Minderheiten: Dänen, Franzosen, Polen. Das enorme Konfliktpotenzial dieser Zwangsmitgliedschaften belastete das gesellschaftlich-politische Leben und war eine der Ursachen, die zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs führten.

Gleiches Wahlrecht für die Männer

Demokratisch war das Kaiserreich nicht, aber es war eine konstitutionelle Monarchie, ein Verfassungsstaat. Die politischen Partizipationsrechte waren nach heutigen Maßstäben unterentwickelt, nach damaligen höchst fortschrittlich. Immerhin hatten alle Deutschen gleiches Wahlrecht – allerdings zunächst nur die Männer. Das allgemeine Wahlrecht der Frauen folgte erst 1919. Auch mit direkter Interessenkommunikation konnten sich die Menschen erheblich nachdrücklicher einbringen, als dies die Geschichtsschreibung lange Zeit hat wahrhaben wollen. Das Kaiserreich war ein Rechtsstaat; in seiner Zeit entstanden die Hauptgesetzbücher, die heute noch (vielfach reformiert) gelten: das Straf- und das Bürgerliche Gesetzbuch und die zugehörigen Prozessordnungen. Aber in Deutschland gab

es noch Sonderrechte positiver wie negativer Art – z.B. in der Sozialistengesetzgebung. Das Kaiserreich markiert zugleich den Einstieg in den Sozialstaat. Auch in dieser Hinsicht war es nach heutigen Maßstäben unvollkommen, nach damaligen höchst modern.

„... herrlichen Tagen entgegen“

Das Kaiserreich war viel freier als zwei von vier Nachfolgestaaten in Deutschland, es war erheblich freier als die DDR und insbesondere als die NS-Diktatur. Es galt Freizügigkeit und gemessen an politischer Satire war die Kommunikationsfreiheit groß. 1892 hatte der junge Kaiser Wilhelm gesagt: „Brandenburger, zu Großem sind wir noch bestimmt, und herrlichen Tagen führe ich euch noch entgegen.“ Aus Anlass seines 25. Thronjubiläums brachte die Satirezeitschrift *Kladderadatsch* eine Karikatur: Sie zeigt einen kleinen, unmündigen Bengel. Der „kleine Märker“ steht pars pro toto für den politisch unmündigen Preußen. Der Junge hängt an der Hand eines Mannes. Eine Erklärung bietet die Karikatur nicht; niemand ist beschriftet, kein Ort genannt; den Erwachsenen sieht man von hinten; ein Gesicht erkennt man nicht; die Attribute sind spärlich. Immerhin reichen sie hin, um Wilhelm II. zu vermuten, denn: Der Mann trägt eine Pickelhaube, Militärmantel und

Geburt eines Mythos

Die „Urschwabingerin“ Fanny Gräfin zu Reventlow wird am 18. Mai 1871 in Husum geboren.

Franziska von Reventlow kommt erstmals 1893 nach Bayern, um Malerin zu werden. Ihr Aufenthalt ist zwar nur von kurzer Dauer, aber sie kehrt bald nach München zurück. Von 1896 an ist sie für eineinhalb Jahrzehnte eine der zentralen Figuren der Schwabinger Boheme, die sie in ihren Tagebüchern, Briefen und Romanen beschreibt. 1910 verlässt sie München und lebt fortan am Lago Maggiore. 1912 erscheint ihr Briefroman *Von Paul zu Pedro*, in dem eine reisende Frau einem Mann von ihren Männerbekanntschaften schreibt und dabei für ein selbstbestimmtes Leben fernab von bürgerlichen Konventionen auch für Frauen eintritt. Ihren bekanntesten Roman *Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil* veröffentlicht sie 1913. Hierin setzt sie sich mit dem Kreis der „Kosmiker“ auseinander, die um die Jahrhundertwende den Schwabinger Intellektuellenkreisen bestimmen. Sie schwärmen von antiken Religionen und Mythen, entwerfen alternative Lebensformen, lehnen den zeitgenössischen Fortschrittsglauben ab. Von dem Kreis als Muse verehrt und als Inkarnation eines neuen Weiblichkeitsideals verklärt, rechnet die Reventlow in ihrem Roman mit der Gruppe ab: Ihr Titelheld Herr Dame schildert seine Eindrücke von den Treffen der Kosmiker: „Im ganzen hatte ich aber wieder das Gefühl, nicht recht mitzukommen. Ich weiß nicht, ob man diese

Stiefel, eine Säbelspitze lugt unter dem Mantel hervor; rechts und links vom Kopf ragen Schnurrbarthaare nach oben, die als Spitzen seines emblematischen Zwirbelschnurrbarts gedeutet werden können.

In der Ferne sieht man einen Ort, durch Palmen und Minarette orientalistisch charakterisiert. Der Ort scheint in der Luft zu schweben. Im Vordergrund steht ein Wegweiser; in drei Richtungen weist er „Nach den herrlichen Zeiten“. Somit erscheint die Oase am Horizont nicht real, sondern als Luftspiegelung. Der Kurs des Monarchen wird zu einem Luftschloss: Wilhelm II. fehle der Kompass, seine beliebige Führung verleite die Menschen hierhin oder dorthin. Er gaukele ihnen nur etwas vor. Kurzum, das Bild ist ein Verdikt über Wilhelms politischen Kurs der letzten 25 Jahre. Wohin der Kaiser das Reich geführt hätte, wenn der Erste Weltkrieg es nicht zerstört hätte, bleibt müßige Spekulation. Und wie viele heute noch den alten Kaiser Wilhelm wiederhaben wollen, entzieht sich meiner Kenntnis.

Rudolf Stöber

Dr. Rudolf Stöber ist Professor am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Bamberg. Er ist Autor vieler Bücher über das Deutsche Kaiserreich, jüngst über *Politische Interessenskommunikation in der Modernisierung (1867-1914)*.

Ausdrucksweise eigentlich ‚geschraubt‘ nennen kann, aber Sie kommt einem manchmal so vor, und man muß sich erst daran gewöhnen. Was meinen sie zum Beispiel damit: man müsse einen Menschen erst ‚erleben‘ um ihn zu verstehen? ... Dann unterhielt man sich über dieses und jenes. Der Professor ging dabei mit stürmischen Schritten auf und ab, nahm jeden Augenblick einen Gegenstand in die Hand, betrachtete ihn ganz genau und stellte ihn wieder hin. Im Laufe des Gesprächs fragte er mich, ob ich auch in ‚Wahnmoching‘ wohnte. Ich fragte wieso und hielt es für einen Witz. ... Man erklärte mir, dass der ganze Stadtteil von dem großen Tore an so heiße.“

Schwabing: laut Reventlow eher ein Zustand als eine geographische Bezeichnung. Eine Beschreibung, die wir bei verschiedenen Autoren finden. Bei Erich Mühsam ist Schwabing zum Beispiel ein „kultureller Zustand“. Den Begriff Wahnmoching werden wir allerdings immer exklusiv mit ihrem Namen in Verbindung bringen. Noch einmal aus Herrn Dames Aufzeichnungen: „Wahnmoching ist eine geistige Bewegung, ein Niveau, eine Richtung, ein Protest, ein neuer Kult oder vielmehr der Versuch, aus uralten Kulturen wieder neue religiöse Möglichkeiten zu gewinnen – Wahnmoching ist noch vieles, vieles andere, und das werden Sie erst allmählich begreifen lernen.“

Joachim Schüller

Bürger, Europäer, Provokateur

Im Gesamtwerk weniger Autoren konzentriert sich die Geschichte Deutschlands und Europas im 20. Jahrhundert so deutlich. Und wenige Schriftsteller haben diese Geschichte so mitgeprägt wie Heinrich Mann.

Sein Werk umspannt konservative, bürgerliche Positionen ebenso wie zukunftsweisende Ideale von Freiheit, Demokratie und Europa. Auch literarisch schlägt es den großen Bogen von Unterhaltungsliteratur zu höchster Kunst, von Traditionsverhaftung zu experimenteller Avantgarde. Am 27. März wäre Heinrich Mann 150 Jahre alt geworden.

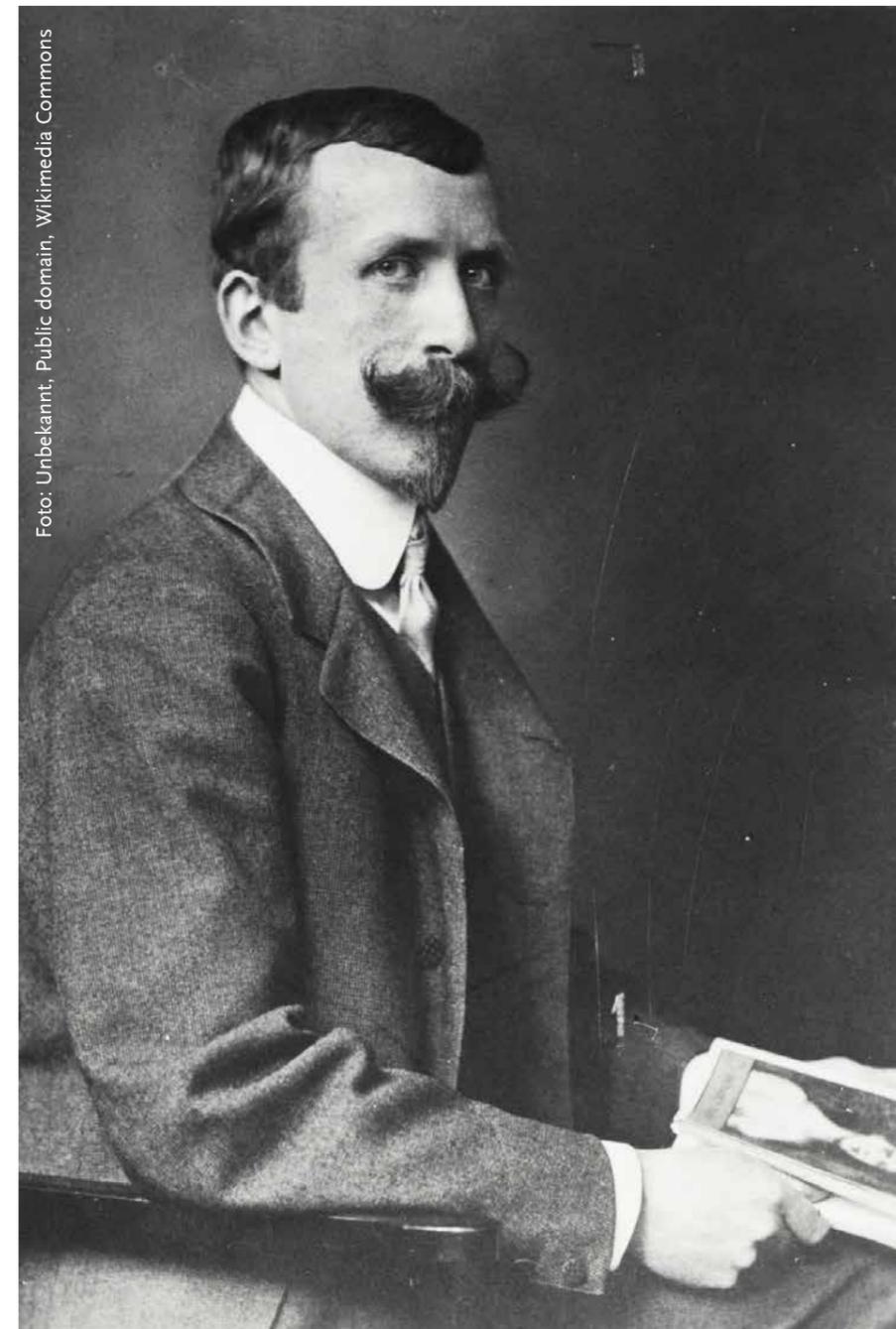
Heinrich Manns Herkunft, sein Geburtsort Lübeck mit den Kaufmannsfamilien, prägte seine Jugend und ließ ihn bis zum Lebensende nicht los. Als ältester Sohn des Kaufmanns Thomas Johann Heinrich Mann wäre er eigentlich prädestiniert dafür gewesen, später die elterlichen Geschäfte zu übernehmen. Seine Erziehung war bestimmt von den bürgerlichen Werten und konservativen Anschauungen des Lübecker Großbürgertums. Die Mutter Julia Mann, geb. da Silva-Bruhns und ihrerseits Tochter einer Deutschbrasilianerin, brachte freilich eine andere Welt mit ein: das Südliche, das Exotische, das Fremde. Diese Kombination aus bürgerlicher Kaufmannswelt des Nordens und exotischer Lebenslust des Südens prägte die Selbstwahrnehmung Heinrich Manns und seiner Geschwister lebenslang.

Das Leid der Schwestern

Überhaupt – seine Geschwister: Selten sind so viel künstlerisches Talent, aber auch so viele Tragödien in einer Familie vereinigt, was bis heute immer wieder Anlass zur Legendenbildung gibt. Bekanntlich war einer seiner beiden jüngeren Brüder der spätere Nobelpreisträger Thomas Mann, mit dem Heinrich eine ebenso wichtige wie konfliktreiche Beziehung verband. Die Schwestern Julia und Carla riefen sich zeitlebens höchst tragisch an den diversen Frauenbildern des Wilhelminismus: den einengenden Idealen der wohlhabenden Ehefrau und dem Leben jenseits dessen als Schauspielerin, Morphinstin, Depressive. Beide wählten den Freitod. Unter Carlas Selbstvergiftung litt Heinrich Mann lebenslang und verewigte die geliebte Schwester in vielen seiner Frauenfiguren. Selbstmord begleitete auch die nächste Generation, so nahm sich etwa Thomas Manns Sohn Klaus, der seinem Onkel Heinrich Mann oft enger verbunden war als seinem Vater, das Leben.

Die Anfänge Heinrich Manns zeigen uns einen jungen Mann, der auf ganzer Linie bürgerlich versagte: Er schmiss die Schule, brach ungeliebte Lehren ab und erwies sich als völlig ungeeignet, in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Zudem kränkelte er und verbrachte viel Zeit mit (damals durchaus modischen...) Lungenleiden in eleganten Sanatorien. Auch sesshaft werden wollte er nicht. Bis zu seinem 43. Lebensjahr wohnte Heinrich

Foto: Unbekannt, Public domain, Wikimedia Commons



Mann nur in Hotels und Pensionen. Der junge Heinrich war ein Dandy: elegant, dem Schönen zugetan, unstedt. Eine seiner ersten Novellen heißt denn auch *Haltlos* und beschreibt genau dieses Dasein, wie ein Blatt im Wind zu treiben.

Politisch begann Heinrich Mann konservativ, auch mit unschönen antisemitischen Zwischentönen. Doch das wandelte sich – auf noch heute beeindruckende Weise. Rasch wurde er zum erbittertesten Kritiker des Wilhelminismus. Wer kennt nicht den Roman *Der Untertan*, Heinrich Manns gnadenlose Abrechnung mit Wilhelm II. und dem Untertanengeist des Kaiserreichs? Parallel entwickelte Heinrich Mann eine Liebe zu Frankreich und Italien, er trat immer engagierter für ein kulturell vereinigtes Europa und Ideale der Freiheit, des Humanismus und der Demokratie ein. In den 1920er und 1930er Jahren gehörte Heinrich Mann zu den führenden europäischen Publizisten (und überrundete in diesem zukunftsfähigen Republikanismus und in seiner öffentlichen Wirkmacht seinen „kleinen Bruder“ Thomas um Längen).

An Heinrich Manns Werk kann man sich sicher reiben, es provoziert: Zeitgenossen waren über seine beißende Kritik am deutsch-tümelnden Konservatismus empört oder störten sich an den freizügigen Darstellungen von (gerade auch weiblicher) Sexualität. Heinrich Mann schuf in seinen Werken schillernde, hocherotische Frauenfiguren. Am bekanntesten wurde seine bunte Barfußtänzerin Rosa Fröhlich (*Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen*), wirkmächtig verkörpert von der jungen Marlene

Dietrich in Josef von Sternbergs Verfilmung *Der blaue Engel*. Solche Frauenfiguren sind von der eigenen voyeuristischen Faszination des männlichen Autors geprägt (was sie für heutige Leserinnen durchaus noch immer provokant macht). Heinrich Mann ist aber im Ganzen ein großer „Frauerversteher“: Nur wenige männliche Autoren seiner Zeit schrieben so einfühlsame, psychologisch ausgefeilte und wertschätzende, respektvolle Porträts von Frauen – aus allen Schichten.

Der große Kritiker des deutschen Kaiserreichs und überzeugte Europäer wurde natürlich schon bald nach Adolf Hitlers Machtübernahme eine im Deutschen Reich unerwünschte Person. Unter Lebensgefahr floh Heinrich Mann vor den Nazis erst nach Frankreich, dann in die USA. Seine geschiedene Ehefrau Maria, Mutter seiner Tochter, konnte trotz seiner

Anstrengungen nicht mehr fliehen und wurde ins KZ Theresienstadt gebracht, an dessen Folgen sie 1947 starb.

In den USA abhängig vom kleinen Bruder

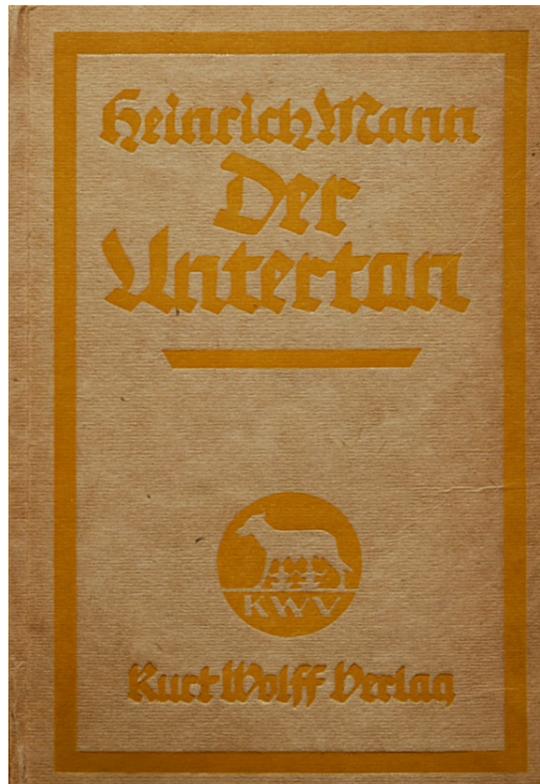
War Heinrich Manns Exil in Frankreich in den Jahren 1933 bis 1940 noch gut erträglich, so änderte sich sein Leben in den USA radikal. Hier lebte er unter finanziellen Problemen, zudem zurückgezogen und ohne Leserschaft. Sein Bruder Thomas Mann hatte hier weitaus größere Wirkung, war in den USA bald eine geschätzte Geistesgröße und ein vielbeachteter Redner. Von ihm war Heinrich nun zum Teil finanziell abhängig, wobei sich das früher so spannungsgeladene brüderliche Verhältnis inzwischen gebessert hatte. Konflikte gab es freilich nach wie vor: Das Ehepaar Thomas und Katia Mann lehnten Nelly, Heinrichs zweite Ehefrau und eine herzliche, aber dralle Lebedame mit prekärem Hang zur Alkohol- und Tabletensucht, pikiert ab. Auch Nelly verlor Heinrich Mann übrigens, wie einst Carla und Julia, an den Selbstmord.

Literarisch ist das letzte Lebensjahrzehnt Manns im kalifornischen Exil – obwohl fast niemand seine Texte las! – ein sehr produktives. Er schrieb, wie immer, schnell und viel: das große Memoirenwerk *Ein Zeitalter wird besichtigt*, zwei Romane (*Der Atem* und *Empfang bei der Welt*), ein experimentelles Lesedrama über die Folgen des Heydrich-Attentats (*Lidice*), ein Fragment über Friedrich den Großen. Und Heinrich Mann, der sich zeitweilig für Malerei interessierte,

zeichnete wieder: Dutzende von Blätter, oft mit provokantem erotischem oder sozialkritischem Inhalt, auch wehmütige Erinnerungen an die Jugend in Lübeck und den Tod des Vaters. Dieses Exilwerk ist bis heute nicht genügend wieder in Deutschland, bei den Leserinnen und Lesern, angekommen. Wie wohl es bei dem politischen Autor und experimentellen Künstler Heinrich Mann noch immer viel zu entdecken gibt. Auch 150 Jahre nach dessen Geburt lohnt sich die Lektüre seiner Texte ungemein. Happy birthday, Heinrich Mann!

Andrea Bartl

Dr. Andrea Bartl ist Professorin für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Bamberg und Vizepräsidentin der Heinrich-Mann-Gesellschaft.



Wegscheider? Wegweisend!

Straßen und Schulen sind nach ihr benannt, und doch ist Hildegard Wegscheider kaum bekannt. Wir erinnern an die Pädagogin, Politikerin und Publizistin anlässlich ihres 150. Geburtstags.

Wie gut, dass Straßen und Plätze oft nach Personen benannt sind. Das geht weit über Goethe und Schiller, über Bismarck und Adenauer hinaus und verweist oft auch auf die, deren Namen nicht so geläufig sind. Davon habe auch ich etwas – ich wohne in einem Viertel, in dem alle Straßen die Namen öffentlich kaum bekannter Frauen tragen. Eine davon ist die Hildegard-Wegscheider-Straße. Doch wer war sie? Ich wusste es nicht. Das ruft nach Aufklärung. Hildegard Wegscheider, am 2. September 1871 als Hildegard Ziegler in Berlin geboren, war all dies: Pädagogin in Theorie und Praxis, Schulreformerin, Frauenrechtlerin, Politikerin, Autorin. Und Pionierin auch deshalb, weil sie in der Schweiz studieren musste (oder konnte), da dies dort auch ohne Abitur möglich war.

Erst dann absolvierte sie es als erste Frau des Königreichs Preußen in Baden-Württemberg mit einer sehr guten Note. Das war 1894. Vier Jahre später folgte in Halle/Saale die Promotion über ein historisches Thema und in Kiel das Staatsexamen für Gymnasiallehrer; ein ergänzendes -innen gab es noch nicht. Bald darauf war sie als Dozentin in Berlin tätig und heiratete den Arzt Max Wegscheider. Sie brachte zwei Kinder auf die Welt, doch schon 1904 kam es zur Scheidung.

1900 wagte sie fast Unerhörtes: Sie gründete die erste private Schule, das Mädchen gymnasialen Unterricht anbot. 1906 zog es sie nach Bonn, als Oberlehrerin. „Es war ein guter Stern, der mich nach Bonn führte“, notierte sie dazu. „Die ‚liebliche‘ Stadt, die ganze westdeutsche Kulturlage, das alles kam meinen Wünschen sehr entgegen“. Sie meldete an, dass sie Mitglied der SPD sei. Nun gut, so der Oberbürgermeister, genehmigt, doch durfte sie zwei Jahre lang keine öffentlichen Versammlungen abhalten. Was für Zeiten!

Auch kämpfte sie in Wort und Tat gegen die Alkoholsucht und für die Trinker-Fürsorge. In Bonn bemerkte sie, dass „die rheinischen Mädchen lebhafter und beweglicher waren als jene in Berlin, aber nicht so arbeitsam, doch fröhlich und begabt und voller Einfälle“. Das reizt zur Frage: Was ist wichtiger, worauf

kommt es mehr an? Bald danach wurde Hildegard Wegscheider, noch in Bonn und zurück in Berlin, für die SPD politisch aktiv; auch als Folge des Weltkriegs erwachte ihr politisches Bewusstsein mehr und mehr.

Sie sprach nach dem Versailler Vertrag 1919 vom „Geburtstag meines politischen Menschen“. 1921 erreichte sie ein Mandat im Preußischen Landtag. Beim Bund Entschiedener Schulreformer war sie auch dabei und wurde Oberschulrätin. „Mit verdoppeltem Ernst mussten wir an die Demokratisierung der

Verwaltung gehen“, schrieb sie. Doch mit der Machtübernahme 1933 kam der Bruch; das NS-Regime entließ sie schon im April aus allen Funktionen. Sie konstatiert die „absolute Rechtlosigkeit“ jener Jahre, versammelt aber einen Kreis meist jugendlicher politischer Freunde um sich. „Das war ein Trost in dieser Zeit.“ Immerhin kann sie Privatstunden geben. Vor allem aber hilft sie Juden und anderen Verfolgten beim Untertauchen.

Zum Ende des Zweiten Weltkrieges ist sie 73 Jahre alt. Im März 1949 engagiert sie sich, die 1946 den Aufruf „An unsere Frauen“ publiziert hatte, zugunsten des Internationalen Frauentages. Von heute aus ge-

sehen gibt es ihn schon seit 110 Jahren. Doch erst jetzt findet er auch in Deutschlands Westen mehr Beachtung. Am 4. April 1953 stirbt sie in Berlin und wird in einem Ehrengrab beigesetzt.

In Berlin gibt es bereits seit 1946 eine Schule mit ihrem Namen. Auch das ein probates Mittel „gegen den Gedächtnisverlust unserer Zeit“, wie Stephan Koop anmerkt, Herausgeber eine Schrift über sie und jene Schule. Er fragt: „Doch wer kennt heute noch die Werte, für die sie stritt? Wer hat je eine Silbe von ihrem publizistischen Nachlass gelesen?“ Dabei gilt, dass „die junge Wegscheider die Öffentlichkeit suchte“.

Immerhin hat die Deutsche Post für 95 Cent seit dem 2. September 2021 dies mit ihrem Bild im Programm: eine Sondermarke, eines der kleinsten, aber weltweit wirkungsvollsten Massenmedien.

Eckart Roloff



Wegscheider findet ihre letzte Ruhestätte im Friedhof Wilmerdorf in Berlin. Foto: Axel Mauruszat / CC BY 2.0 de

„It is selling like mad“

Vor 150 Jahren wies Charles Darwin nach, was bis heute manche nicht glauben.

Es ist ein Paukenschlag. Drei Tage nach ihrem Erscheinen ist die erste Auflage der *Abstammung des Menschen (The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex)* 1871 bereits restlos ausverkauft. Darwins Verleger kann sich vor Anfragen kaum retten: Die zweibändige erste Auflage wird ihm regelrecht aus den Händen gerissen. „Es verkauft sich wie bekloppt“ (Darwin an seinen Sohn Francis, 1871). Noch im gleichen Jahr wird das Buch auch ins Deutsche, Italienische und Russische übersetzt.

Von Entdeckungen zu neuen Erkenntnissen

Für den bahnbrechenden Erfolg von Darwins Neuerscheinung dürften insbesondere zwei ganz bestimmte Aspekte maßgeblich gewesen sein: Zum einen hatte sich Darwin bereits zuvor einen exzellenten Ruf als Naturwissenschaftler erworben, etwa durch die Idee der Evolution in *Entstehung der Arten* (1859), zum anderen dürfte die Entdeckung menschlicher Überreste im Neandertal bei Düsseldorf (1856) das Erkenntnisinteresse an den Ursprüngen des Menschen (neu) entfacht haben.

In der *Abstammung des Menschen* führt Darwin seine in vorherigen Veröffentlichungen grundgelegten Gedanken der Variation und natürlichen Selektion für die Entstehung von Arten weiter. Er verneint die bisher angenommene Sonderstellung des Menschen in der Natur und stellt ihn sogar in den Zusammenhang der biologischen Evolution. Darüber hinaus führte

er in der Abstammung des Menschen einen weiteren evolutionären Mechanismus ein: die sexuelle Selektion, die Auswahl von Partnern durch das andere Geschlecht. Nicht ohne Kritik blieb Darwins Annahme, die vermeintliche Krönung der Schöpfung, der Mensch, teile sich gemeinsame Vorfahren mit dem Affen. Seine Ursprünge lägen, vermutete Darwin damals – wie man heute weiß zutreffend –, in Afrika. Damit verwischt Darwin nicht nur die biologischen Grenzen zwischen Mensch und Tier, sondern sprach sich gegen die Annahme eines übergeordneten göttlichen Plans aus. Die Entwicklung des Menschen sei nicht das Ziel einer gewollten Entwicklung, sondern beruht mehr oder minder auf (evolutionärem) Zufall. Da das Thema in der Gesellschaft bereits diskutiert wurde, hatte Darwin Kritik antizipiert und begegnet ihr proaktiv. Egal, wie eine Sonderrolle des Menschen begründet werden sollte, etwa durch die Fähigkeit zum Gebrauch von Werkzeugen, durch eine komplexe Sprache oder das Bewusstsein, Darwin stellt anhand von zahlreichen Beispielen dar, dass Tiere in Grundzügen über die gleichen Fähigkeiten verfügen. Die Auswirkungen dieser Vorstellungen finden wir noch heute: etwa in den Debatten über Tierschutz und Tierrechte. *Johannes Wild*

Dr. Johannes Wild vertrat von Winter 2020/21 bis Sommer 2021 den Lehrstuhl für Deutschdidaktik an der Universität Bamberg.

„Babbage sag, wovon träumst Du?“

Eine mechanische „Mühle“, ein Hirn im Glas und die Frühform des Prozessors.

Stellen Sie sich vor, dieser Text würde von Bill Gates oder Steve Jobs handeln – wäre er dann genauso kurz wie dieser hier? Wohl kaum. Mit dem Siegeszug von PC und Smartphone sind auch ihre Pioniere zu Popstars geworden. Wer dabei oft vergessen wird, ist seltsamerweise der gedankliche Vater des ersten Geräts, das im weitesten Sinne als Computer durchgeht: der Engländer Charles Babbage (1791-1871), seines Zeichens Mathematiker, Philosoph, Astronom, Ökonom und nicht zuletzt Erfinder. Ein möglicher Grund für seine geringe Popularität: Babbages von ihm immer wieder modifizierte Pläne für zwei Rechenmaschinen sind zwar bahnbrechend – jedoch wird keine davon fertiggestellt, als er vor 150 Jahren stirbt.

Besonders Babbages zweite Maschine hat es den Computergeeks der Gegenwart angetan. In den erstmals 1837 veröffentlichten Plänen der „Analytical Engine“ stecken zwei Elemente, die auch heute in jedem Computer zu finden sind. So soll das aus 55.000 Teilen bestehende Monstrum einen Bereich

enthalten, den Babbage „die Mühle“ nennt. Diese entspricht dem modernen Prozessor. Auf 19 Meter Länge und drei Meter Höhe soll der dampfbetriebene Koloss außerdem einen Speicher aus Zahnrädern beheimaten, der nach heutiger Rechnung bis zu 20 Kilobyte aufnehmen kann.

Was aus heutiger Sicht nach einer äußerst mageren Kapazität klingt, wäre damals einer technischen Revolution gleichgekommen. Babbage selbst hofft nicht weniger als mit dem Projekt „der Wissenschaft die zukünftige Richtung“ zu weisen. Doch die benötigten Teile sind zu komplex und die öffentlichen Budgets zu niedrig. Weil Babbage scheitert, müssen weiterhin sämtliche wichtigen mathematischen Operationen von Menschen durchgeführt werden. Um den Vorgang zu beschleunigen, greifen sie dabei oft zu im Voraus berechneten Logarithmentafeln. Sie sind die Zahlenbasis, auf der Schiffe sicher navigieren und Kanonenkugeln ihre Ziele treffen sollen. Beides gelingt jedoch regelmäßig nicht, weil menschliches

Versagen die Tafeln fehleranfällig macht. Auf die Frage: „Babbage sag, wovon träumst Du?“ will der oft exzentrisch auftretende Tüftler daher erwidert haben: „Ich denke daran, dass all diese Tafeln (worauf ich auf die Logarithmen deutete) von einer Maschine berechnet werden könnten.“

Bis dieser Traum in Erfüllung geht, soll es zumindest für Babbage bis 1991 dauern. In jenem Jahr kann das Science Museum

in London eine optimierte Version der ersten von Babbage erdachten Rechenmaschine präsentieren (die „Difference Engine No. 2“), die in mühsamer Kleinarbeit aus 8.000 Teilen zusammengesetzt worden ist. Zumindest im Tod ist Babbage so mit seinem fünf Tonnen schweren Entwurf vereint: Sein von ihm der Wissenschaft vermachtes Gehirn wird direkt neben der Rechenmaschine in einem Glas ausgestellt. *Alexander Godulla*

Nicht ärgern, nur spielen

Josef Friedrich Schmidt sorgte mit der Entwicklung von „Mensch ärgere Dich nicht“ 1907/8 für einen Brettspiel-Klassiker und jahrzehntelange Spielfreude. Am 24. November jährt sich sein Geburtstag zum 150. Mal.

In den ersten Jahren nach der Erscheinung 1910, konnte Schmidt mit „Mensch ärgere Dich nicht“ mangels eines leistungsfähigen Vertriebs und Bekanntheit des Verlags noch keine Erfolge verbuchen, aber mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs änderte sich das. Er schickte 3.000 Exemplare an Kriegslazarette und sorgte so bei Soldaten für Ablenkung. Nach Kriegsende brachten sie das Spiel begeistert mit in ihre Heimat und immer mehr Menschen wollten es besitzen.

So konnten bis 1920 eine Million Exemplare für jeweils 35 Pfennige verkauft werden. Josef Friedrich Schmidts Fabrik veröffentlichte über die Jahre mit „Kniffel“ und „Spitz pass auf“ zeitlose Spiele für Groß und Klein. Stefanie D. Kuschill, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Deutschen Spielearchiv Nürnberg, sieht den Verlag aber nicht nur in der Vergangenheit erfolgreich: „Bis heute ist der Schmidt Spielverlag ein etablierter Verlag mit breitem Angebot“.

Beispielsweise wurde das 2006 erschienene Spiel „Qwirkle“ 2011 als „Spiel des Jahres“ ausgezeichnet. „Mensch ärgere Dich nicht“ basiert auf den Jahrtausende alten Spielen „Chaupar“ und „Pachisi“ aus Indien. 1907 überlegte sich Schmidt die vereinfachte Version des würfelbasierten Laufspiels. Inzwischen gibt es viele Versionen, beispielsweise für Teams oder mit zusätzlichen Karten. Warum ist das Spiel bis heute so erfolgreich? Für Stefanie D. Kuschill sind die einfachen Regeln und die Chancengleichheit der Spieler*innen entscheidend. Und noch ein weiterer Aspekt ist von Bedeutung: „Ich denke, tatsächlich spielt der emotionale Titel nach wie vor eine Rolle. Durch ihn wurde das Spiel so schnell so erfolgreich und auch heute noch wirkt diese Anforderung, so dass alle bestrebt sind, die Mitspieler*innen möglichst viel zu ärgern.“

Auch die Digitalisierung bedeutet für das Spiel keinen Untergang. „Der Bildschirm ist kein dauerhafter Ersatz für Brettspieler*innen“, stellt Kuschill klar. Vielmehr hat das Spielen offline Vorteile gegenüber der Online-Varianten: „Gerade ein Spiel wie ‚Mensch ärgere dich nicht‘ kann online nicht dieselben Emotionen hervorrufen wie live am Spieltisch, wenn ich meinem Gegenüber ins Gesicht grinsen kann und genüsslich seine Spielfigur vom Brett werfe. Die persönliche Nähe schafft die Spannung.“

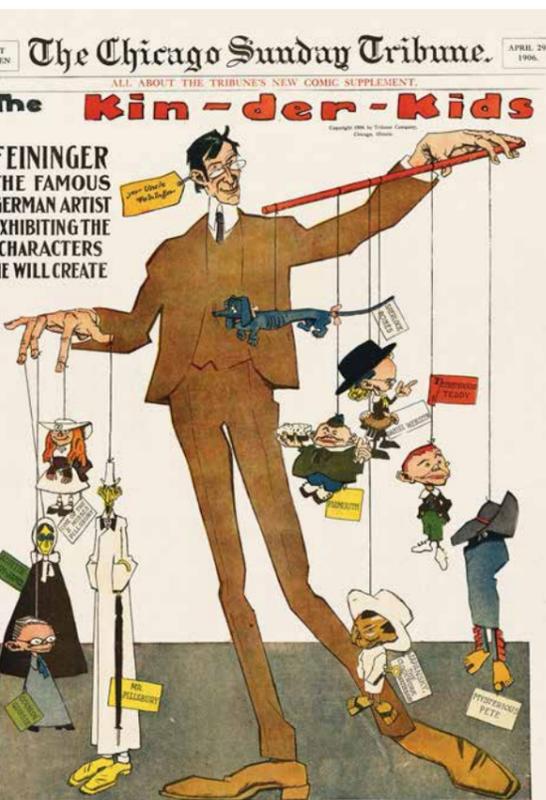
Der Erfinder des vergnüglichen Familien-Ärger-Klassikers war übrigens zunächst Lebensmittel- und Spirituosenhändler, der nur nebenbei in einer kleinen Werkstatt in der Münchner Lilienstraße über Spielideen tüftelte. Erst 1916 meldete er die „Spielefabrik J.F. Schmidt“ als Gewerbe an. *Kim Becker*



Foto: Kim Becker

Wee Willie Winkies wilde Welt

Der am 17. Juli 1871 in New York geborene Lyonel Feininger war in der Malerei einer der Meister der klassischen Moderne. Weniger bekannt ist, dass er auch ein hervorragender Karikaturist und Zeichner von Comics gewesen ist.



Berühmt geworden ist Lyonel Feininger vor allem durch seine kristallinen, dem Kubismus nahestehenden Gemälde von Kirchen, Stadtansichten und Seestücken aus den 1920er Jahren. Kaum weniger eindrucksvoll sind seine Holzschnitte und Aquarelle – und seine Cartoons. Feininger war 1887 nach Deutschland gekommen, zunächst um eine musikalische Ausbildung zu

beginnen. Schon bald nahm er aber Zeichenunterricht an der Hamburger Gewerbeschule, von wo er 1888 an die Königliche Berliner Akademie wechselte. In den folgenden Jahren ging er, um sich künstlerisch fortzubilden, nach Lüttich und Paris, kehrte aber nach Berlin zurück. Nach dem Krieg engagierte er sich in der revolutionär gestimmten „Novembergruppe“ und wurde dann von Walter Gropius an das 1919 in Weimar gegründete Bauhaus berufen, die einflussreichste deutsche Kunstschule des frühen 20. Jahrhunderts. Aufgrund zunehmender politischer Schwierigkeiten musste das Bauhaus 1925 nach Dessau umziehen. Dort blieben ihm nur wenige weitere Jahre. 1933 wurde es nach der „Machtergreifung“ durch die Nationalsozialisten geschlossen und existierte nur noch rudimentär als private Einrichtung in Berlin. Weil die Lebensverhältnisse dort immer unhaltbarer wurden, verließ Feininger mit seiner Frau 1937 Deutschland und kehrte nach New York zurück, wo er 1956 auch starb.

Erste Zeichnungen hatte Lyonel Feininger bereits 1894 in *Harper's Young People*, einer amerikanischen Kinderzeitschrift, veröffentlicht. Schon im Jahr darauf erschienen seine ersten Karikaturen im *Ulk*, der wöchentlichen Beilage des *Berliner*

Tageblatts. Durch dessen Periodizität ergab sich für den Künstler die Möglichkeit laufender Einnahmen, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Im ersten Jahr erschienen über 70 Karikaturen. Im Jahr darauf verdoppelte sich die Zahl. Dabei entwickelte Feininger einen ihm eigenen karikaturistischen Stil, der auch auf die anderen, von ihm gepflegten Kunstgattungen ausstrahlte. Das Spektrum reichte von Schwarz-Weiß-Zeichnungen bis zu großflächig-farbigen Wiedergaben, häufig mit satirisch zugespitzten Verzerrungen. Damit drang er aus dem Innenteil auf die Titelseiten der Beilage vor, deren ganzes Erscheinungsbild er mithin prägte.

Die 1896 in Hamburg gegründeten *Lustigen Blätter* waren eine zweite Zeitschrift, die Feininger kontinuierlich bis 1910 mit Karikaturen versorgte. Hier handelte es sich eher um ein unpolitisches Witzblatt, das Leserinnen und Lesern Spaß machen sollte. Auch hier konnte der Zeichner nach einiger Zeit die Titel sowie ganzseitige Karikaturen gestalten, und zwar nicht nur in Strichzeichnungen, sondern in großzügiger Farbgebung. Noch eine ganze Reihe weiterer Zeitschriften brachte Feiningers Karikaturen. In *Der Liebe Augustin* (Wien) war er zwar nur mit drei Karikaturen vertreten, aber damit geriet er in das Umfeld einer künstlerisch avantgardistischen Zeitschrift.

Die zwischenzeitliche Übersiedlung nach Paris eröffnete für Lyonel Feininger 1906 neue künstlerische Wege. Dort verfertigte er für die Zeitschrift *Le Témoin* Zeichnungen, die ihm größeren Spielraum ließen. Zugleich erhielt er von dem Verleger der *Chicago Sunday Tribune* den Auftrag, Comic Strips zu liefern. Das war zu dieser Zeit eine im amerikanischen Pressewesen erblühende Gattung von Bildgeschichten. Die erste, am 29. Oktober 1906 gestartete Serie nannte Feininger *The Kin-der-Kids* und schilderte darin das Schicksal dreier Kinder deutscher Auswanderer namens Daniel Webster, Tüchtiger Teddy und Breitmaul, die bei ihrer Tante Jimjam in Amerika leben und die sich in der Familienbadewanne auf eine abenteuerliche Verfolgungsreise über die Weltmeere begeben. Weil die Auflagen der Zeitung sanken, endete die Serie schon nach einem halben Jahr. Doch schuf Feininger mit *Wee Willie Winkies World* eine weitere Comic-Serie, in der beseelte Bäume und Häuser zu Hauptakteuren wurden.

In Lyonel Feiningers Oeuvre gibt es zwischen 1890 und 1910 mehr als 2.000 publizierte Karikaturen. Allerdings empfand er deren Produktion im Laufe der Jahre zunehmend als Last, die ihn in seinem Bedürfnis, als freier Künstler zu arbeiten, fesselte. Deshalb traten Karikaturen in seinem Werk zurück, ohne dass das karikaturistische Element ganz aus seinem malerischen Werk verschwunden wäre. *Jürgen Wilke*



Royale Photographie, Vuilleminot Montabone, Public Domain, Wikimedia Commons

Frontier Life als Schauspiel

Vor 175 Jahren, am 26. Februar 1846, wird William F. Cody in Scott County, Iowa geboren. Als Buffalo Bill gilt er vielen als der Begründer des modernen Showbusiness. Durch seine Tournée wird er auch in Deutschland zum gefeierten Star.

In den 1860er Jahren dient er als Kundschafter im Amerikanischen Bürgerkrieg und in den Indianerkriegen. Seine Zeit als Bisonjäger bringt ihm den Namen Buffalo Bill ein. Seit den 1870er Jahren engagiert er sich auch bei verschiedenen Theatergruppen und gründet schließlich 1883 seine eigene Truppe, die Buffalo Bills Wild West Show.

Als er mit seiner Truppe 1890 nach Deutschland kommt, profitiert er hier von den zu dieser Zeit sehr populären „Völkerschauen“. Neben Braunschweig, Bremen, Berlin, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Hannover und anderen Städten führt ihn sein Weg auch nach München. Indianershows und das Zurschaustellen von Pygmäen, Liliputanern, Südsee-Insulanern oder auch Eskimo-Familien sind in diesen Jahren auf dem Oktoberfest gang und gäbe. Eine Show, wie Buffalo Bill sie liefert, hat es allerdings bis dahin in München noch nicht gegeben:

„Die gesamten reiterischen Produktionen stehen an Originalität, an equestrischem Wert und an künstlerischem Reiz so

hoch über allen bekannten Zirkusproduktionen, dass sie eben als solche gar nicht angesehen werden sollten.“ (*Münchner Neueste Nachrichten*, 21.04.1890)

Die erste Vorstellung auf der Theresienwiese findet am 19. April 1890 vor über 5.000 Zuschauern statt. Diese ist ausverkauft, wie auch alle anderen in den nächsten 18 Tagen. Über 200.000 Zuschauer werden diese Show am Ende alleine in München gesehen haben.

Eine Frau als Prototyp des Cowboys

Buffalo Bill wird zum Vorbild der in den nächsten Jahrzehnten in Deutschland grassierenden Welle von Indianer-Darstellungen. Die Show macht auch eine junge Frau weltberühmt, Annie Oakley. Über sie berichten die *Münchner Neuesten Nachrichten* 1890: „Fräulein Annie Oakley schießt in die Luft geworfene Kugeln nicht nur, dass es nur so kracht, sondern auch, dass es nur so trifft; und dabei ist es gleichgültig, ob sie

so zielt, wie es ein gewöhnlicher Schütze tut, oder ob sie sich umdreht und durch einen Spiegel zielend, über die Schulter schießt.“

Ähnlich wie Buffalo Bill wird auch sie zur Hauptfigur von Groschenheften und frühen Wild-West-Filmen. Noch heute bekannt ist sie durch das Musical *Annie get your gun* von Irving Berlin, das 1946 in New York uraufgeführt wird. Es ist das erste Musical, dessen Uraufführung live im Radio übertragen wird. Die deutschsprachige Uraufführung findet 1957 statt. Bekannteste Darstellerin ist in den 60er Jahren die Schauspielerin Heidi Brühl.

Als Showman fest im Sattel

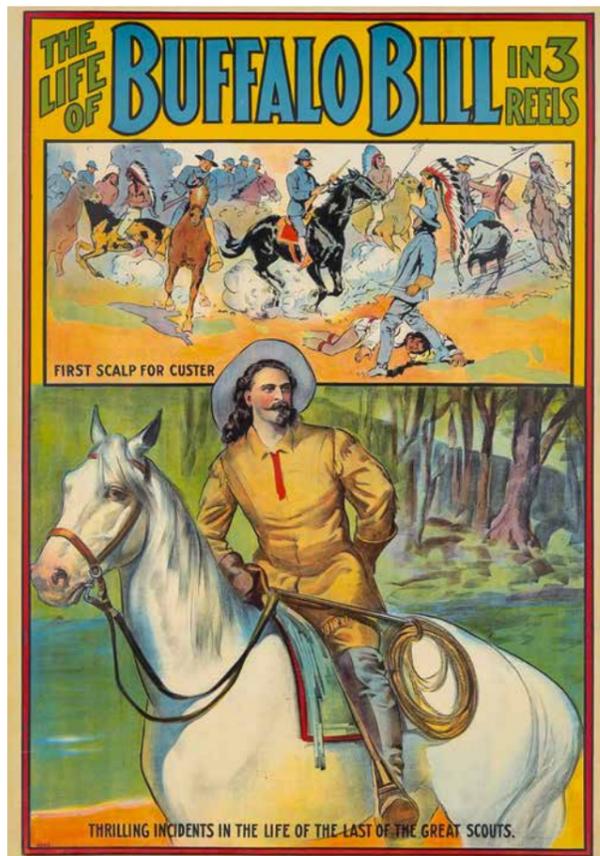
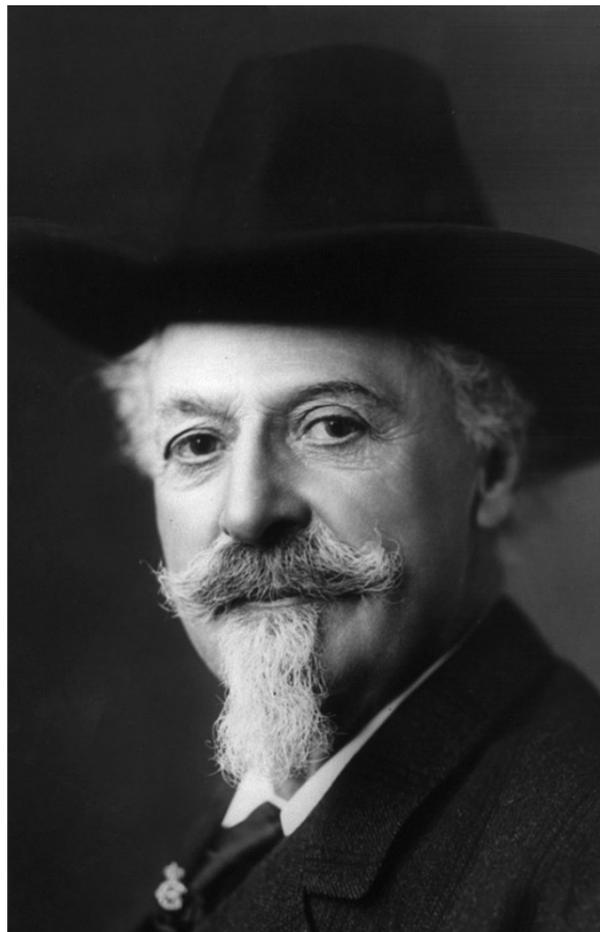
Annie Oackley und Buffalo Bill prägen bis heute unser Bild des Wilden Westens und zwar im doppelten Sinne. Auf ihren Tourneen verkörpern sie die raue Realität ihrer Zeit als mutiger Reiter und brillante Schützin – und nach ihrem Ableben als Filmhelden. Robert Altmann produziert beispielsweise 1976 den Film *Buffalo Bill und die Indianer* und George Stevens bereits 1935 *Annie Oackley* mit Barbara Stanwyck in der Titelrolle. Auch in Deutschland gibt es noch heute einige Stätten, die an die Tourneen der Buffalo Bill Show erinnern, zum Beispiel der Indianerbrunnen in der Karlsruher Südstadt, eine Sonderausstellung im Braunschweiger Gerstäcker-Museum oder verschiedene Westernshows, die sich auf ihn beziehen.

Blickt man auf die Tourneen der Wild-West-Truppe rund um William F. Cody zurück, dann gibt es wohl kaum einen Akteur, der das Geschäft mit den Medien zu seiner Zeit besser beherrscht: Er selbst tritt vor hunderttausenden von Zuschauern auf, die Presse feiert ihn, die Fotografien seiner Show verkaufen sich hervorragend und sein Leben wird verfilmt und vertont.

William F. Cody stirbt am 10. Dezember 1917 in Denver, Colorado. Selbst sein Begräbnis wird noch zu einem Medienereignis. Seine Schwester bestimmt einen Platz am Fuße der Rocky Mountains westlich von Denver als seine Grabstätte. Die von ihm gegründete Stadt Cody verlangt allerdings die Überführung des Leichnams. Da die Stadt sogar einen Preis hierfür auslobt, wird sein Grab vorübergehend von der Nationalgarde bewacht. William F. Cody – als Buffalo Bill ist er für uns heute neben Old Shatterhand immer noch der Inbegriff des Wildwest-Helden.

Joachim Schüller

William Frederick Cody alias Buffalo Bill ist Cowboy, Goldgräber und vor allem Showman (oben). Seine Vorstellungen werden mit bunten Postern beworben (unten). Fotos: Philipp Kester, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons (oben); Buffalo Bill and Pawnee Bill Film Company (unten)



Des Königs „Liaison dangereuse“

Als Lola Montez Bayern im Februar 1848 verlassen musste und sich nach verschiedenen Stationen in Europa nach Amerika einschiffte, ahnte wohl niemand, dass sie dort zu einer vielbeachteten Schauspielerin und Autorin werden würde.

Lola Montez, am 17. Februar 1821 in Grange, Irland, als Elizabeth Rosanna Gilbert geboren, war als Geliebte Ludwig I. von Bayern bekannt geworden. Sein Verhältnis zu Lola und die Tatsache, dass er sie gegen den Rat seiner Minister zur Gräfin von Landsfeld machte, war Teil der Kritik an ihm, die ihn letztlich als Bayerischen Monarchen abtreten ließ.

Vom Königspusi zum Medienstar

Der Bayerische König war aber nicht der einzige Prominente, mit dem sie in Verbindung gebracht wurde. Franz Liszt und Alexandre Dumas werden ebenso genannt wie der preußische König Friedrich Wilhelm IV., der sie nach Potsdam einlud. Von heute aus betrachtet, kann man Lola sicherlich als eines der ersten It-Girls beschreiben, die sich durch ihr Auftreten mit bekannten Persönlichkeiten in der Öffentlichkeit selbst inszenierte.

Von Le Havre aus nimmt Lola im November 1851 mit der Alexander von Humboldt Kurs auf die USA. Obwohl sie schon in

Europa auf zahlreichen Bühnen stand, wird sie erst in New York am Broadway zum Star. Sie tritt überall in den USA auf, geht auf Lesereisen, schreibt Bücher über die Weiblichkeit in der Ehe und über Heldinnen der Geschichte. Ihre Erinnerungen werden ab 1851 in der französischen Zeitung *Le Pays* als Fortsetzungsreihe veröffentlicht.

Meisterin der Selbstvermarktung

Am Broadway macht sie Furore mit dem von ihr in Auftrag gegebenen Stück mit dem Titel *Lola Montez in Bavaria*, in dem sie ihre Affäre mit Ludwig genau beschreibt. Das Stück wird ein großer Erfolg und erlaubt ihr eine Tourneereise mit eigenem Ensemble entlang der Ostküste und im mittleren Westen. 1853 schließlich reist sie an die Westküste und 1855 nach Australien.

Sie nennt sich weiterhin Gräfin von Landsfeld. Auch hier sind ihre Auftritte ein voller Erfolg. Ihr erotisch angehauchter Spider-Dance zieht ein vorwiegend männliches Publikum an. Sie

ist schon damals eine Meisterin der Selbstvermarktung. Die rauhe Atmosphäre der Goldgräberjahre und die Verehrung der Männer scheinen ihr zu gefallen, trotzdem verlässt sie Australien im Jahre 1856 wieder.

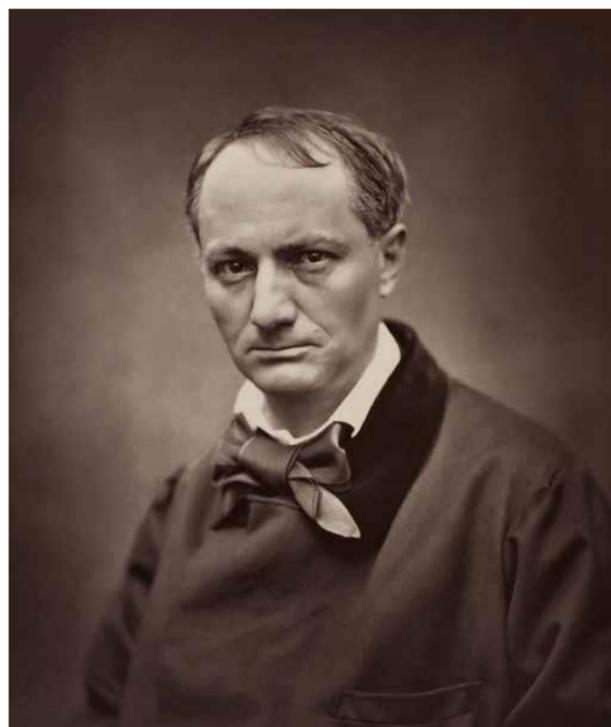
Feministin oder Femme Fatale?

Die letzten Jahre bis zu ihrem Tod verbringt sie in New York. Sie wird zur bekennenden Christin, veröffentlicht Schönheitsratgeber und veranstaltet Lesungen. Sie stirbt am 17. Januar 1860 und wird auf dem Green-Wood Cemetery in Brooklyn

Rausch und Revolte

Am 9. April 1821, mitten in der Zeit der Restauration der Bourbonenmonarchie, erblickte der Schriftsteller Charles Baudelaire in Paris das Licht der Welt. Seine *Fleurs du mal* sind der wohl bis heute weltweit bekannteste Gedichtband der französischen Literaturgeschichte.

Neben seiner Lyrik ist Baudelaire vor allem für seinen Ruf als Dandy, Bohemien und faszinierende Persönlichkeit bekannt, der mit seinem Namen bis heute untrennbar verbunden ist. Mit fünf Jahren bereits wird Charles zum Halbwaisen, seine Mutter heiratet recht bald wieder. Der verhasste neue Ziehvater, Offizier Jacques Aupick, sowie mehrere Umzüge lassen ihn sich wurzellos und ungeliebt fühlen. Während seine Eltern eine Diplomatenkarriere für ihn vorsehen und er sich nach dem extern abgelegten Baccalauréat auch für ein Jurastudium



Portrait von Charles Baudelaire. Foto: Étienne Carjat, Public domain, Wikimedia Commons

beerdigt. War Elizabeth Gilbert ein Produkt der damaligen „Skandalpresse“? Schon ihr falscher Name zeigt uns, dass sie eine Frau war, die sich zu inszenieren wusste.

Wir wissen nicht, ob ihre zahlreichen Wutausbrüche nur gespielt waren und ob ihre Auftritte als rauchende Frau in der Öffentlichkeit, die ihr sogar einmal eine Gefängnisstrafe einbrachten, bewusste Provokationen für die Medien waren, aber eines scheint von heute aus sicher: Ohne die lebenslange mediale Berichterstattung hätte es das Phänomen „Lola Montez“ nicht gegeben.

Joachim Schüller

einschreibt, versteht sich Baudelaire, der bereits ab 1838 Gedichte schreibt, selbst als angehende Schriftsteller und kehrt so eher in Pariser Künstler- und Literatenkreisen als sich dem Studium zu widmen. Er macht Schulden, frönt Alkohol, Haschisch sowie Opium, geht ein Verhältnis mit einer Prostituierten ein und zieht sich bald die Syphilis zu – bereits jetzt ist es sein erklärtes Ziel, seine bürgerliche Umwelt zu schockieren. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, schicken die Eltern Charles 1841 auf eine Schiffsreise, die in Kalkutta enden soll. Der zwanzigjährige Baudelaire jedoch geht auf Mauritius von Bord und verbringt einige Monate auf Inseln im Indischen Ozean. Nach seiner Rückkehr gelobt er Besserung, ist jedoch rasch wieder umtriebiger in der Bohème – seine Familie lässt ihn 1844 unter die Vormundschaft eines Notars stellen, um ihm so durch den Rest des väterlichen Erbes zumindest eine kleine Rente garantieren zu können. Es folgt ein Selbstmordversuch. Seine Schriftstellerei, die er inzwischen berufsmäßig betreibt, bleibt zunächst weitestgehend erfolglos und beschränkt sich auf die Veröffentlichung einzelner Gedichte in der Presse oder auch einzelne Prosapublikationen wie *Le jeune enchanteur*. Anerkennung und einen Ruf als Kunstkritiker und -theoretiker schafft er sich mit seinen Berichten über Kunstausstellungen sowie Abhandlungen über das malerische Werk von Daumier, Manet und Delacroix. Als Übersetzer der Werke Edgar Allan Poes sowie Wagner-Begeisterter (*Étude sur Richard Wagner et Tannhäuser*) wird er seine Bekanntheit später noch ausbauen. Nach einer Phase der Politisierung in der Zeit der Februarrevolution veröffentlicht Baudelaire dann schließlich 1857 im Alter von 36 Jahren den Gedichtzyklus, der ihn unsterblich machen sollte: *Les fleurs du mal*. Der Erfolg ist zunächst jedoch gering und sechs als obszön und blasphemisch verurteilte Gedichte bringen Baudelaire und seinem Verleger einen Strafprozess wegen Beleidigung der öffentlichen Moral ein, was

eine Geldstrafe und 1861 eine zweite Auflage ohne die kritisierten Texte, dafür aber ergänzt um 35 weitere Gedichte, nach sich zieht. Die Großstadt, die in den *Fleurs du mal* bereits eine entscheidende Rolle spielt, wird nun auch zum Zentrum einer neuen literarischen Textart, die Baudelaire mit seinem *Le spleen de Paris* (erst postum 1869 als Anthologie veröffentlicht) entwirft: das Poème en prose.

Blumen des Bösen

Baudelaires finanzielle und gesundheitliche Lage bleiben jedoch weiterhin schlecht. Nach einer gescheiterten Bewerbung um einen freigewordenen Sitz in der Académie Française (1861) und einer Station in Brüssel erleidet Baudelaire einen Schlaganfall, wird in ein Pariser Pflegeheim verlegt. Er stirbt schließlich im Alter von 46 Jahren in Paris, wo er auf dem Cimetière de Montparnasse begraben ist.

Dissonanz, Intellekt, Dunkelheit, Schock der Lesenden, aber auch eine ganz eigen gefasste Definition von Schönheit („rein und bizarr“) und Ästhetik des Hässlichen – diese sind nur einige der Begriffe, mit denen der Romanist Hugo Friedrich in den 1950ern die moderne europäische Lyrik fasst und allesamt lassen sie sich auf Baudelaires Werk übertragen bzw. sind gar anhand seiner Gedichte erarbeitet worden.

Die Grundstimmung der *Fleurs du mal* ist geprägt von Desillusion, Pessimismus und Melancholie, die evozierte Wirklichkeit der Moderne erscheint, anders als in der Romantik, als hässlich, ekelerregend und morbide. Der Mensch, das verderbte Raubtier, ist in dieser asphaltierten, künstlichen Welt hin- und hergerissen zwischen den Mächten des Guten und dem Streben nach *l'idéal* und auf der anderen Seite dem Dunklen und Bösen, der Melancholie und der Verneinung aller Lebenskräfte (*le spleen*). Auch insgesamt kann der Gedichtband als geprägt von teilweise ineinander überlaufende und -greifende Dualismen verstanden werden – so stehen sich u. a. Natur und Künstlichkeit, Gott und Satan, Ewigkeit und Vergänglichkeit, Masse und Individuum sowie Bewunderung und Ekel darin gegenüber. Motivisch sind die *Fleurs du mal* mit Bildern wie der Reise, dem Traum oder dem Rausch dem Eskapismus unterworfen, dem Entkommenwollen des lyrischen Ichs aus der schnelllebigen Wirklichkeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Warenwelt und der Fortschrittsideologie. Der Aufbau und die Gliederung folgen hier einem klaren inneren Ordnungsprinzip, das unschwer zu erkennen ist: Nach dem Zuneigungsgedicht *Au lecteur* lassen sich sechs Teilzyklen ausmachen. Die erste

und umfangreichste Gedichtgruppe *Spleen et idéal* setzt sich mit dem Kontrast und Spannungsverhältnis von Aufschwung und Absturz auseinander – sie gipfelt in einem deutlichen Überhäng des spleen mit starken Bildern wie den „chancres du cœur“ (V) und dem Glauben an die eigene Verdammnis, das Baudelaire im Bild des Selbsthänkers (*L'Héautontimorouménos*) auf die Spitze treibt. Vornehmlich sind es die 18 Gedichte der zweiten Gruppe *Tableaux parisiens*, die Baudelaires Ansehen mitbegründet haben, denn in ihnen macht er die düsteren zivilisatorischen und künstlichen Reize der Großstadt poesiefähig und zur Inspirationsquelle des Melancholikers. Paris wird dabei von Straßenschluchten durchzogen, es besteht aus toten, kalten Materialien, „du métal, du marbre et de l'eau“ und strahlt trotzdem in hellem Glanz (*Rêve parisien*) – eine Traumlandschaft vollkommener Künstlichkeit. Dort kann alles, selbst das Grauen, den Flaneur faszinieren. Der folgende, sehr kurze

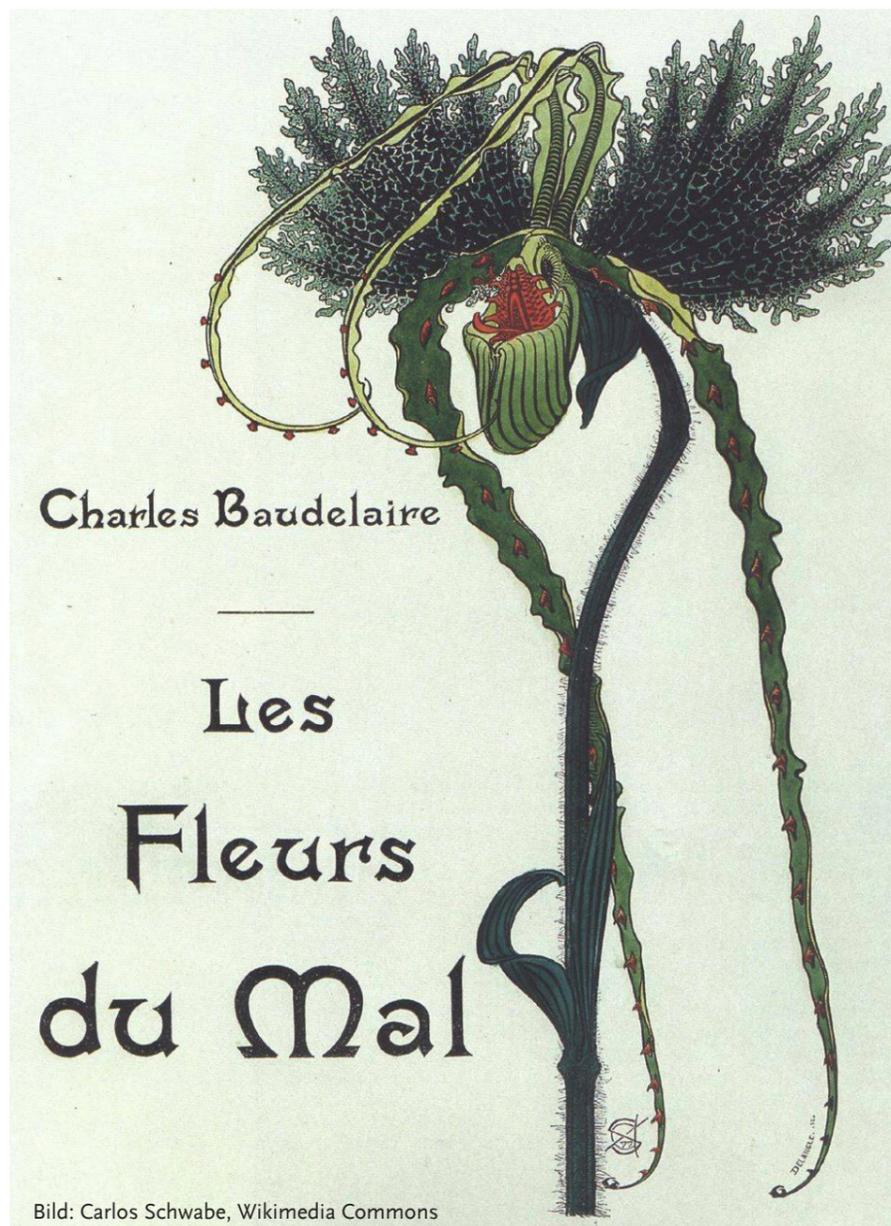


Bild: Carlos Schwabe, Wikimedia Commons

Teilzyklus *Le Vin* widmet sich dem titelgebenden Saft, dem „fils sacré du Soleil“ (*Le vin de chiffonniers*), der als Quelle von Fantasie und Möglichkeit der Banalität der Realität zu entfliehen, stilisiert wird. Die beiden Gruppen *Les fleurs du mal* und *Révolte* wenden sich nun dem Reiz des Grauens und des Zerstörenden zu – zur *beauté* gehören für Baudelaire nun einmal eben auch unbedingt Schmerz und Melancholie –, gipfeln aber auch in einer Anklage an Gott. Als letzter Versuch des Entkommens bleibt nun, nach einer Reise durch fremde Länder und die dunkelsten Ecken der Existenz, in den Gedichten der Sektion *La mort* auch nur noch der bereits den Titel der Gruppe prägende Tod. Auch innerhalb dieser Gruppierungen wird ein architektonischer Plan verfolgt – es findet sich häufig eine nahezu dialektische Abfolge der Gedichte. Gerade die Verbindung traditioneller metrischer Formen, so findet sich bei Baudelaire etwa häufig der Alexandriner oder die klassische Sonettform,

und neuer, überraschend ausgestalteter, teils dissonanter Inhalte schafft eine reizvolle Spannung in den *Fleurs du mal* – die intensiven Bilder der Großstadt bringen Blumenduft und Teer, Gaslicht und Abendhimmel, Lust und Klage zusammen. Baudelaire durchstößt in seinen Gedichten oberflächliche Zusammenhänge und schafft neue Ordnungen. „Aus der Banalität gewonnen, wie Drogen aus Giftpflanzen“, schreibt Hugo Friedrich, „werden sie in der lyrischen Verwandlung zu Gegenmitteln gegen das Laster der Banalität.“ So verwundert es kaum, dass Baudelaires Einfluss auf die Nachwelt, gerade im Bereich der Lyrik, enorm sein sollte: Über die Symbolisten um Rimbaud, Mallarmé oder Verlaine, die *Décadence*, den Expressionismus und Surrealismus war er wegweisend und ist es bis heute geblieben. Nicht umsonst nannte T. S. Eliot Baudelaire „das größte Beispiel moderner Dichtung in irgendeiner Sprache“.

Florian Lützelberger

Abscheu des Autors?

Neben Zeitgenossen wie Honoré de Balzac oder Stendhal gilt Gustave Flaubert als einer der einflussreichsten Romanautoren des französischen Realismus, seine *Madame Bovary* und die *Éducation sentimentale* sind bis heute über Frankreich hinaus bekannt.

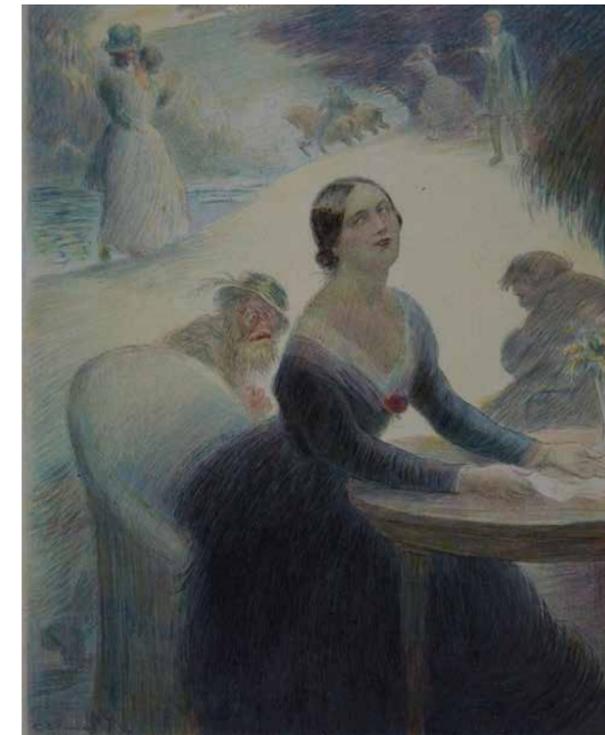
Am 12. Dezember 1821 in Rouen in der Normandie in eine wohlhabende Familie geboren, schrieb Gustave Flaubert bereits in seiner Jugend Erzählungen, wobei er von der Literatur der Romantik beeinflusst wurde. Obwohl er die autoritären Strukturen von Schul- und Bildungssystem ablehnte, nahm er auf Drängen seines Vaters 1841 ein Jurastudium auf, das er wenig später aufgrund einer Nervenkrankheit und epileptischer Anfälle aufgab. In der Folgezeit zog er sich in das Landhaus seiner Familie westlich seiner Geburtsstadt zurück, bevor er 1848 die Februarrevolution miterlebte – diese sollte auch Einzug in seine Literatur halten. Ende der 1840er, Anfang der 50er Jahre begab er sich ein letztes Mal auf große Reise, die ihn unter anderem nach Ägypten und Griechenland führte. Sein Werk *Madame Bovary* brachte ihm, ähnlich wie seinem Zeitgenossen Baudelaire, ein Gerichtsverfahren ein – er wurde freigesprochen und der Roman erlangte so enorme Bekanntheit. Die meisten seiner Werke, wie etwa *Salammbô* (1862), *L'éducation sentimentale* (1869) oder *Un cœur simple* (1877) entstanden weitestgehend in großer Zurückgezogenheit, die er jedoch unterbrach, um die geplanten Veröffentlichungen mit Autorenkollegen zu diskutieren. 1880 starb Flaubert im Alter von 56 in Canteleu. Dem realistischen Roman Frankreichs und seinen Autor:innen geht es, nach der berühmten Spiegelmetapher in Stendhals *Le rouge et le noir*, um die Erschließung neuer, literarischer Themen und die Darstellung der Gesellschaft bzw. eines Wirklichkeitsmodells, um den Verzicht auf Idealisierungen und eine möglichst objektive Darstellung.

Zwar sind Flauberts Romanhelden, anders als etwa häufig bei Balzac oder Stendhal, keine entschlossenen, tatkräftigen Figuren, sondern meist selbstzweifelnde, unheldenhafte Träumer, doch fügt sich sein Themenrepertoire weitestgehend in den Kanon des Realismus ein: Er beschäftigt sich unter anderem mit der Monotonie der bürgerlichen Existenz, der Macht des Geldes, dem Widerspruch von Wünschen und Realität, mit unerfüllter Liebe und menschlicher Schwäche. Höchstes Gut sind für ihn die *impartialité* und *impassibilité* des Autors gegenüber der Handlung – er verfolgt das Ziel einer möglichst objektivierte Poesie und Unparteilichkeit, was einen starken Effekt der Desillusionierung nach sich ziehen kann.

Diese Objektivität erreicht er außerdem durch den Verzicht auf Erzählkommentare und die Wahl einer neutralen Erzählsituation in der dritten Person. Durch ihn findet die erlebte Rede, die zwischen der direkten und indirekten Rede steht, Einzug in den europäischen Roman – Flaubert findet so in einer Form zwischen Bericht und Selbstgespräch die Möglichkeit, dennoch die Gedanken- und Gefühlswelt seiner Figuren zu offenbaren. Auch wiederkehrende, leicht variierte Motive und Erzählsequenzen tragen dazu bei – so blickt Emma in *Madame Bovary* beispielsweise im Verlauf der Romanhandlung immer wieder in den Spiegel; ihr Verfall wird für die Leser:innen anschaulich. Durch eine recht freie Handhabung der Verbaltempora, insbesondere des *Imparfait* und des *Passé composé*, versteht er es zusätzlich meisterhaft, subjektive Stimmungen zu verstärken und die verrinnende Zeit als eigentliche Trägerin der

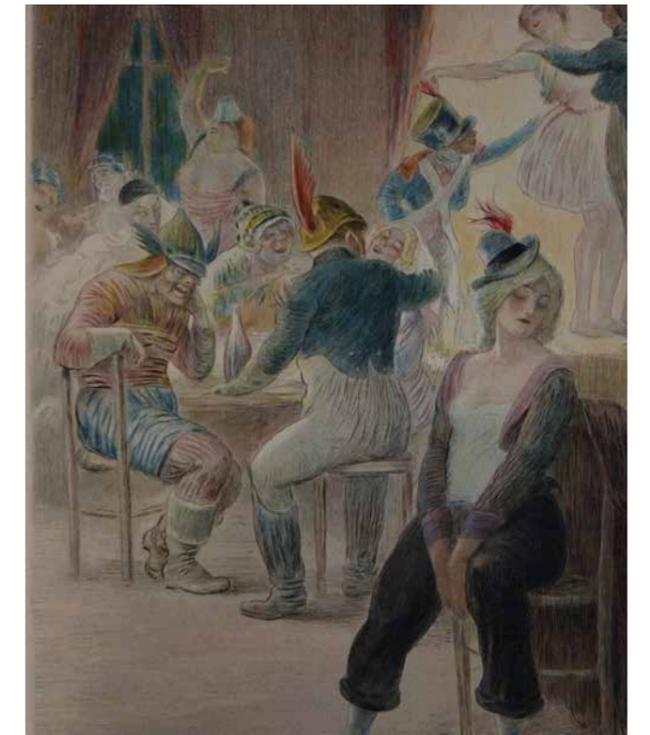
Handlung hervorzuheben. Flaubert selbst hielt, trotz des großen Erfolges, nicht *Madame Bovary* für seinen besten Roman, sondern die 1869 erschienene *Éducation sentimentale*, der ein unveröffentlichtes Werk gleichen Titels aus seiner Jugendzeit (um 1843) vorausging.

Die Geschichte des Protagonisten Frédéric Moreau, gemäß des Untertitels eine „Histoire d'un jeune homme“, ist das Narrativ des permanenten Scheiterns. So ist, anders als es dieser Titel vermuten lässt, Moreau kein typischer Vertreter des Bildungs- oder Erziehungsromans, der, Hindernisse überwindend, einen Reifeprozess hin zu einem erfolgreichen Mitglied der Gesellschaft durchlebt. Stattdessen gerät der junge Protagonist, der, versehen mit künstlerischen Ambitionen, 1840 von der Provinz in die Hauptstadt kommt, sehr bald durch die Macht der Leidenschaft ins Straucheln – er verliebt sich in Madame



Zeit um 1848 in revolutionäre Kreise, ist von der Hoffnung auf Erfolg und Ansehen geblendet und erkennt so nicht die in der Gesellschaft grassierende Korruption und Skrupellosigkeit, die Thomas Degering als „die wahren Helden“ des Romans benennt. Flaubert dokumentiert die Abscheu, die er vor seiner Zeit empfand, unmissverständlich.

Durch den ständigen Fluss der Zeit und seine *Technique du blanc*, das Überspringen von Handlungsstücken durch Leerstellen, zieht sich nicht nur der Erzähler noch weiter aus dem Geschehen zurück, es entsteht auch eine akasale Situationsfolge und ein zeitlicher Sog, welche die Determiniertheit des Menschen und seiner Handlungen hinterfragen. Die *Éducation sentimentale* und Flauberts Romanwerk sezieren und kritisieren nicht nur die zeitgenössische Gesellschaft, sondern sind vielmehr ein Meilenstein moderner Erzählkunst, die



Illustrationen zu *Madame Bovary* von Charles Léandre (1862 - 1934). Bilder: Public domain, Wikimedia Commons

Arnou, die Frau eines Kunsthändlers, und sein Aktionismus erstarrt zu Inaktivität und Lähmung. Auch Moreaus Flucht in seine Heimatstadt nach dem Staatsstreich Napoleons (1851) endet schließlich enttäuschend: Er hofft, dort seine Jugendfreundin Louise treffen zu können – diese hat jedoch gerade Frédéric's ehrgeizigen Freund Deslauriers geheiratet.

Bemerkenswert ist, wie Flaubert die soziopolitischen Geschehnisse seiner Zeit in das Narrativ des Werkes einzuflechten vermag – die Situation verschärft sich, das Zeitgeschehen wird zunehmend prägender für das Schicksal der Romanfiguren und den Fortgang der Handlung. Persönliches und Politisches werden miteinander verbunden, werden einander zum Spiegelbild. Moreau gerät etwa in der politisch stark aufgeladenen

dem Autor die Bewunderung zahlreicher Autor:innen- und Leser:innengenerationen nach ihm einbrachte und sie inspirierte – von Hofmannsthal und Proust bis hin zu Sartre und Vargas Llosa sowie viele weitere.

Diese Anerkennung jedoch ließ größtenteils bis ins 20. Jahrhundert auf sich warten – die meisten Zeitgenoss:innen Flauberts waren zunächst abgestoßen vom schamlosen Desillusionierungscharakter des Romans. Bis heute bleibt das Werk (und damit auch Flaubert) in aller Munde – erst jüngst, im Herbst 2020, entstand eine gendertheoretisch aufgeladene Debatte um die deutsche Neuübersetzung des Werks durch Elisabeth Edl; sie hatte den Titel *Éducation sentimentale* mit *Lehrjahre der Männlichkeit* ins Deutsche übertragen.

Florian Lützelberger

Ein genialer Spurenleger

Sein Schreiben und Leben polarisierten. Fëdor Michajlovič Dostoevskij inspirierte Friedrich Nietzsche, Thomas Mann, Hermann Hesse, Ernst Jünger, Hans Urs von Balthasar und viele andere.

Der Roman *Der Idiot* (1868/69) legt seinem Helden Fürst Myškin den berühmten Satz in den Mund: „Schönheit wird die Welt retten“. Mit der Erzählung *Der Großinquisitor* im Roman *Die Brüder Karamasov* (1879/80) über Freiheit, Glück, Herrschaft und Glauben schuf Dostoevskij einen unvergesslichen und Unruhe stiftenden Text der Weltliteratur.

Vor 200 Jahren, am 11. November 1821, ist Dostoevskijs geboren. Faszination und Kontroverse dauern an. Es geht um den Inbegriff eines russischen Schriftstellers und Wiedergängers, um die Verkörperung von Gegensätzen, um Ärger und Kult zugleich. Der Erforscher und exquisite Kenner der menschlichen Seele, des Elends, des Verbrechens und der Krankheit wirkt als Ideengeber russischer Menschen-, Gesellschafts- und Imperialismuskonzepte, der Russischen Idee, und als religiös-mystische Inspirationsquelle.

Seine Spuren durchziehen in Deutschland alle Gebiete und Medien. Besonders seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Der innovative Schriftsteller („Neubegründer des europäischen Romans“) überstrahlt den Publizisten und Feuilletonisten. Dostoevskij kann den willigen Leser mit vielstimmigen Handlungsverläufen und inneren Monologen („Polyphonie“) verlocken, fesseln und täuschen. In einigen deutschen Städten mit traditionsreichen Casinos (Baden Baden, Dresden, Bad Honburg, Wiesbaden) ist er als Denkmal zu bewundern.

Meistens sitzt Dostoevskij in nachdenklicher oder niedergeschlagener Pose, mit hohlen Wangen, tiefliegenden Augen und langem Bart auf dem Sockel. Ein zu Stein gewordenes Kulturmodell: abgründig, widersprüchlich und durch Deutungen nicht zu bändigen. Dem Betrachter mag die äußere Ähnlichkeit mit Aleksandr Solženicyn auffallen: zwei Schriftsteller mit sibirischer Straflagererfahrung und Konzepten für den besonderen Weg Russlands.

Schönheit als Retter der Welt?

Der Schriftsteller gestaltete in seinen häufig in Fortsetzungen erscheinenden Romanen und Erzählungen kapitale Verbrechen, Kindesmissbrauch, politische Morde und Vatermord. Er beschrieb Niedrigkeit, nihilistische Haltungen und deren katastrophale Folgen (*Die Dämonen* 1871-72/73) mit exzeptioneller und frappierender Detailkenntnis des inneren und äußeren Elends (*Aufzeichnungen aus einem Toten Haus*, 1862; *Aufzeichnungen aus dem Kellerloch*, 1864/65).

Dostoevskijs Schreiben befeuerte im Verbund mit seiner „sensationellen Biographie“ (Todesurteil und Umwandlung in Straflager in Sibirien, Militärdienst, Epilepsie, Spielsucht, Geld- und Liebesnotlagen) Vermutungen, der Schriftsteller

habe das, was er so atemberaubend dargestellt hat, möglicherweise selbst getan, und seine Schriften, Erzählungen und Romane enthielten eigene Erfahrungen (z. B. *Schuld und Sühne*, 1866/67; *Der Spieler*, 1867 u. a.).

Sigmund Freud begründete seine Theorie zur „Vatertötung“ auch am Beispiel des „vertrackten Russen“ Dostoevskij, und noch heute gewinnen Psychologen Inspirationen aus seinen Romanen. Forschung, Publizistik, Literatur, Künste und Medien zeigen einen komplexen, von Widersprüchlichkeiten angeheizten Rezeptionsverlauf. Dostoevskij, der das Leiden erforscht und das Verbrechen ausgelotet hat, wies auch den auserwählten Weg Russlands in die Gemeinschaft der Völker (*Tagebuch eines Schriftstellers*, 1873-81).

Während der Stalinzeit hatten Dostoevskijs Werke einen recht schweren Stand, doch heute wirkt er als Gestalt von ungebrochener Strahlkraft und ruft als nationales Erbe und Symbol Russlands auch weiterhin zu Diskussionen und durchaus konflikterzeugenden Rezeptionen auf. Als Schriftsteller der Menschlichkeit, als Gottsucher und Prophet genießt er große Verehrung.

Vladimir Putin unterzeichnete anlässlich des diesjährigen Jubiläums einen Erlass, der Dostoevskijs Bedeutung für die Beziehungen zwischen Russland und Europa und für die Weltkultur insgesamt hervorhebt. Sein Jubiläum unter der Schirmherrschaft der Unesco wird in Russland mit einem „Kulturmarathon“ gefeiert (<https://dostoevskyworld.ru/>). Auch im deutschsprachigen Raum ruft sein 200. Geburtstag ein breitgefächertes Echo hervor (*FAZ*, *NZZ*, Dostoevskij-Gesellschaft, Kulturportal Russland u. a., Theateradaptionen).

Dostoevskij schrieb als „Realist im höheren Sinn“ aus der Perspektive seiner darüber hinaus gehenden Intentionen, die Wege der Seelen und Russlands zu erforschen und darzustellen.

Eckpfeiler seines literarischen und publizistischen Schreibens bilden die Verheerungen, die zeitgenössische, aus Europa inspirierte Heilspläne für eine Menschheit ohne Glauben an Christus in seinen literarischen Helden, Lebenswelten und Geschichten anrichten (*Die Dämonen*, 1871/72), und die Bindung seines „Allmensch“-Ideals nach dem Vorbild des erniedrigten Christus an die unauflösliche Gemeinschaft von Volk und Land des Heiligen Russland und dessen auserwählte Rolle in der Welt. Der Leser kann immer noch staunen. Dostoevskijs Christus küsst den Großinquisitor schweigend auf den Mund, bevor er in die Nacht hinausgeht. *Elisabeth von Erdmann*

Dr. Elisabeth von Erdmann ist Professorin für slavische Literaturwissenschaft an der Universität Bamberg.



Lebensklugheit als aufklärerisches Anliegen

Adolph Franz Friedrich Ludwig Freiherr Knigge ist ein bis heute missverstandener Autor.

Es gibt wohl keinen zweiten Schriftsteller, dessen Nachruhm sich in solchem Maße einem Missverständnis verdankt wie Freiherr Knigge. Sein berühmtestes Werk, die 1788 erstmals erschienene Schrift *Über den Umgang mit Menschen*, gilt als der „Knigge“ bis heute fälschlich als Ratgeber für richtiges Benehmen. Dabei wollte der Autor keinesfalls vermitteln, wie man Messer und Gabel korrekt benutzt, sondern im Geiste der Aufklärung die Kunst lehren, wie man in der Gesellschaft mit anderen Menschen umgehen sollte.

Um Lebensklugheit ging es ihm, um angewandte Menschenkenntnis und Anleitung zu „irdischer Glückseligkeit“. Revolutionär war, dass er gegen Adels- und Monarchenanmaßung das Prinzip der Volkssouveränität vertrat. Es könne in diesen Zeiten der Aufklärung, so hoffte er, bald kein Mensch mehr daran glauben, daß ein Einziger ein „angeerbtes Recht haben könne, hundert tausend weisern und bessern Menschen das Fell über die Ohren zu ziehn“. Schrill klingen noch heute seine Gedanken „Ueber den Soldatenstand“ in den Ohren. Mit Verachtung spricht er von der „so methodisch und maschinenmäßig“ betriebenen „Kunst, Menschen zu vertilgen“. Allein

akzeptabel ist ihm ein Bürgerheer, das „nur für sein Vaterland, zu Vertheidigung seines Eigenthums und seiner Freyheit stritte“. Bis Knigges Tod erlebte das Werk, welches solches Denken popularisierte, immerhin fünf Auflagen. Der Spross einer verarmten Adelsfamilie, der von seinem Vater lediglich einen großen Schuldenberg geerbt hatte, studierte in Göttingen die Rechts- und Kameralwissenschaften, scheiterte dann aber in verschiedenen Ämtern und mit einer Hofkarriere. Einnahmen aus seiner schriftstellerischen und publizistischen Arbeiten mussten helfen, seinen und seiner Tochter Philippine Unterhalt zu bestreiten. Immerhin avancierte er mit zahlreichen Romanen zu einem der meistgelesenen Aufklärungsschriftsteller. Als Illuminat wurde er in der konservativen Presse zur Hassfigur, man verschrie den Verfechter der Kritik- und Pressefreiheit als „Demokraten“ und „Jakobiner“. Ja selbst nach seinem Tode im Alter von nur 43 Jahren am 6. Mai 1796 verbreitete in Wien das *Magazin der Kunst und Litteratur* das Gerücht, Knigge sei nur untergetaucht, um aus dem Untergrund umso ungestörter für seine aufklärerischen Ziele kämpfen zu können. *Holger Böning*



Public domain, Wikimedia Commons

Mehr als nur ein Stein

Vom Studienabbrecher, Theaterschriftsteller und Schauspieler zum Erfinder der Lithographie: Bis heute gilt Alois Senefelder als Wegbereiter der Vervielfältigung von farbigen Bildern im großen Stil.

1834 in Prag geboren, in München aufgewachsen, studierte Alois Senefelder Jura, doch schloss er sich bald einem Theater auf Wanderschaft an, wobei er zunehmend mehr Zeit mit dem Schreiben eigener Stücke verbrachte. Auf den Wunsch, seine Werke drucken zu lassen, folgte die Enttäuschung, denn der Druck war teuer und viel Geld hatte Senefelder nicht. Daraufhin experimentierte er an seiner eigenen Methode, die Stücke selbst zu vervielfältigen. 1798 folgte der Durchbruch. Schlüsselmoment war eine Beobachtung zwei Jahre zuvor: Ein verregener Tag 1796 in München. Senefelder entdeckt den Abdruck eines Blattes auf einem Kalkstein, wodurch er die bahnbrechende Idee entwickelte: „Aber könnte man nicht einfach eine festere Materie, wohl gar die Steinplatte selbst, so herrichten, dass sie nur an der mit der fetten Tinte bezeichneten Stelle die Farbe annähme und an der nassen ihr widerstände?“ Das Flachdruckverfahren und die Lithografie entstehen.

Grundlage dieser innovativen Drucktechnik wurde eine neue Methode von Senefelder, bei der sich alle Teile des Druckguts auf einer Ebene befinden. Er startete mit seinen

Druckexperimenten und erfand den Steindruck, ein chemisches Verfahren, bei dem Farbe auf einen Kalkstein geätzt wird. Er zeichnet mit einer fetthaltigen Lithokreide seitenverkehrt auf eine feinporeige Kalksteinplatte. Anschließend werden die freien Stellen mit einer Säure behandelt und der Stein wird mit Wasser benetzt. Die Poren des Steins nehmen es auf. Nachfolgend wird auf den gesamten Stein eine fetthaltige Farbe aufgetragen. Das zuvor mit Fettkreide Geschriebene nimmt die Druckfarbe an, die übrige freie Fläche stößt die Farbe nach dem gegensätzlichen Verhalten von Fett und Wasser ab. Nun erhält man das Urstück, fertig präpariert für die nächsten Arbeitsschritte. Jetzt beginnt der eigentliche Druckvorgang. Mit der von Senefelder erfundenen Stangenpresse, die wie eine Walze arbeitet, wird das Bild vom Stein auf ein Blatt Papier übertragen. Dieser Vorgang kann beliebig oft wiederholt werden, da sich der Stein im Gegensatz zu beweglichen Lettern oder Gravuren nicht abnutzt.

Durch das neue Verfahren von Senefelder wurde farbiges Drucken wesentlich kostengünstiger als mit anderen

Druckverfahren. „Ein Stückchen äußerst schlecht gedruckter Musiknoten aus einem alten Gesangbuch weckten sogleich die Idee, dass ich mit meiner neuen Druckart auch Musikalien weit schöner als bleierne Lettern liefern könnte.“ Künstler wie Johann Wolfgang von Goethe, aber auch Vermessungsämter waren begeistert. So kam es, dass die Lithografie anfangs der grafischen Kunst diente, denn die originaltreue Vervielfältigung wurde insbesondere von Künstlern und Komponisten früh entdeckt. Senefelder druckte vorerst nur Musiknoten und Theaterstücke sowie Gemälde und Zeichnungen der Vergangenheit. Erst im Laufe der Zeit entwickelte sich der kommerzielle Bedarf für die breite Masse. Buchdrucker wurden verdrängt, darüber hinaus entstanden neue Arbeitsplätze und Berufe. Banknoten und Staatspapiere konnten in Steindruckereien im großen Stil produziert werden. Originalhandschriften, Kursiv- und Druckschriften sowie Schnörkel und Verzierungen waren viel rascher zu drucken und leichter auf Papier

zu bringen. Vieles, was vorher in mühsamer Handarbeit angefertigt wurde, entwickelte sich nun zum Massenprodukt wie beispielsweise bebilderte Bücher, Lexika und farbige Landkarten. Bildung, die einst dem Adel vorbehalten war, Gemälde, zu denen ausschließlich Reiche Zugang hatten, fanden nun den Weg zur ganzen Bevölkerung. Durch Senefelder änderte sich das vorherige Privileg schlagartig. Die Lithografie schuf die Grundlage für eine breite und solide Volksbildung, die vorher unmöglich erschien. Somit ist Senefelder nicht nur Erfinder der Lithografie, vielmehr prägte er nachfolgend die Gesellschaft durch die Möglichkeit der Bildung.

1818 veröffentlichte er sein *Vollständiges Lehrbuch der Steindruckerei*, um den Vorgang und sein Wissen darüber zu teilen, bevor er am 26. Februar 1834 starb. Senefelder bereitete mit der chemischen Drucktechnik den Weg für den modernen Offsetdruck und beeinflusste nachhaltig die Entwicklung der Medienwelt.

Rieke Heurich

Praktische Aufklärung

Heinrich Zschokke zählt zu den Vätern der modernen Schweiz. Durch ihn und seinen Verleger Sauerländer wurde Aarau zu einem Zentrum des Liberalismus in Europa. Vor 250 Jahren wurde er in Magdeburg geboren.

Als bedeutender Publizist trat Johann Heinrich Daniel Zschokke, am 22. März 1771 in Magdeburg geboren, über fünf Jahrzehnte unbeugsam für demokratische Freiheitsrechte ein. In seiner neuen Heimat, dem Aargau, wirkte er durch gemeinnützig-praktische Reformen im Geiste der Aufklärung. Eine Sparkasse, eine Taubstummenanstalt und ein Lehrverein, der Bürgern zur Vorbereitung auf ihre Mitwirkung im Gemeinwesen kostenlosen Unterricht erteilte, sind nur einige der von ihm initiierten Gründungen, mit seinem Goldmachedorf wurde er zum Pionier des Genossenschaftswesens. Der Sohn eines wohlhabenden Tuchmachers wuchs mutterlos und 1779 nach dem Tod des Vaters zunächst bei Geschwistern, dann bei dem Schriftsteller Elias Caspar Reichard auf. Nach einem Verweis vom Gymnasium floh der 17-Jährige nach Schwerin, wo er als Korrektor und Privatlehrer beim Verlag Bärensprung tätig war. 1788 schloss er sich einer wandernden Theatertruppe an und wurde zum erfolgreichen Theaterdichter, dessen Stücke, wie Goethe berichtet, denen Schillers gleichgestellt wurden. Sein größter Erfolg wurde 1795 das Räuberstück *Abällino der große Bandit*. Ab 1790 studierte er

Theologie in Frankfurt an der Oder, nach der Promotion wirkte er als bei den Studenten beliebter Privatdozent. Da sich die Hoffnung auf eine Professur zerschlug, trat er 1795 eine Reise an, die ihn in seine neue Heimat, die Schweiz, führte.

Hier leitete er in Reichenau zunächst ein Philanthropin und bekleidete während der Helvetischen Republik hohe politische Ämter. Publizistisch bemühte er sich gemeinsam mit Franz Xaver Bronner, Johann Heinrich Pestalozzi und Philipp Albert Stapfer um die politische Volksaufklärung.

1802 begab sich Zschokke dann mit Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland auf eine Wanderung durch die Schweiz; es kam zu einem Dichtertwettstreit, der nicht nur Kleists berühmte Komödie, sondern auch Zschokkes bekannte Erzählung *Der zerbrochene Krug* hervorbrachte. In den folgenden Jahrzehnten entstanden schließlich mehr als 80 Romane und Erzählungen, durch die das Gedankengut der Aufklärung lebendig blieb und sich wie in seinen politischen Zeitschriften mit den Ideen des politischen Liberalismus verband. Einzelne Erzählungen und Novellen wie *Die Walpurgisnacht* (1812), *Hans Dampf in allen Gassen* (1814), *Das Abenteuer in der Neujahrsnacht* (1818) oder



Quelle: Eine Selbstschau (1842), Public domain, Wikimedia Commons

Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts (1822) sind meisterhaft, lesenswert sind auch die Romane *Der Flüchtling im Jura* (1822), *Die Rose von Disentis* (1844) oder die an Scott anknüpfenden historischen Romane *Der Freihof von Aarau* (1823) und *Addrich im Moos* (1825). Großen Einfluss in ganz Europa hatten die von Rom indizierten *Stunden der Andacht* (Aarau 1809–16). Ein äußerst eindrucksvolles Zeitbild bot 1842 die Autobiographie *Eine Selbstschau*.

Kampf gegen Ungerechtigkeit und Unwissenheit

Zschokke konnte für unterschiedliche Adressaten veranschaulichen, wo andere theoretisierten, er konnte ein Lachen provozieren, das aufklärend wirkte, wo andere langweilig und trocken analysierten, er unterhielt seine Leser und hatte im ganzen deutschsprachigen Raum ebenso einen Riesenerfolg wie durch unglaublich viele Übersetzungen in ganz Europa. Neben seinen Werken für gebildete Leser erschienen mit *Das Goldmachedorf* (1817), *Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizer Volk* (1822), *Die Brantweinpest* (1837) und *Meister Jordan, oder Handwerk hat goldenen Boden* (1845) mehrere Volksschriften. Seine Konzeption der Volksaufklärung legte er

1836 in der Rede „Volksbildung ist Volksbefreiung!“ ausführlich dar. Im Mittelpunkt seines Engagements stand der *Aufrichtige und wohlverfahrene Schweizer-Bote*, die erste Zeitung der Schweiz, die ausdrücklich diejenigen Schichten der Bevölkerung informieren, aufklären und unterhalten wollte, für die zuvor kein Zeitungsmann zur Feder gegriffen hatte. Hier war Zschokke ganz in seinem Element, denn ihm machte das Schreiben Freude, das bei ihm stets zum Erzählen geriet, der literarischen Form also, die bei seinen Adressaten am besten ankam. Der Zeitung stand bald auch ein *Schweizer-Boten-Kalender* zur Seite.

Zu seinem Werk gemeinsam mit seiner Frau Nanny gehören zwölf Söhne und eine Tochter, die in der Schweiz eine regelrechte Zschokke-Dynastie begründeten. Entgegen allen Behauptungen eines antikirchlichen oder gar antireligiösen Charakters der Aufklärung führte Zschokke, der am 27. Juni 1848 starb, den Kampf gegen Ungerechtigkeit und Unwissenheit niemals ausschließlich aus vernünftigen oder Nützlichkeitswägungen, sondern ebenso wichtig war eine tiefe Menschenliebe. Das christliche Gebot der Nächstenliebe trieb ihn zur praktischen Tat.

Holger Böning

Ach, Rebekka!

Anlässlich des 250. Geburtstags des schottischen Schriftstellers Walter Scott am 15. August illustriert Christoph Houswitschka wie in *Ivanhoe* die Vergangenheit als Erinnerungsquelle der Gegenwart dient.

Historische Romane sind seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts nie wieder von den Bestsellerlisten verschwunden, keiner errang jedoch zumindest in englischsprachigen Nationen die Bedeutung von Sir Walter Scotts *Ivanhoe. A Romance* (1819). In einer Zeit rasenden Wandels und Fortschrittsglaubens erfand Scott die Vergangenheit als Quelle der Imagination, mithilfe derer er Erinnerung so fabrizierte, dass die Menschen dennoch an ihre Verbundenheit mit Tradition und Geschichte glaubten und so eine gemeinsame Identität schufen, die sie zusammenhielt.

Ann Rigney geht dieser brillanten These in ihrer Studie über *Die Nachleben von Walter Scotts* (2012) nach und erklärt damit zum Beispiel warum Mark Twain diesem Roman bescheinigte, für einen der grausamsten Bürgerkriege der Weltgeschichte die Inspiration verliehen zu haben. Twain mutmaßte in seinem *Life on the Mississippi* (1883), dass Sir Walter Scotts *Waverley*-Romane einen großen Beitrag zum Südstaatencharakter („Southern heritage“) leisteten. Welcher Roman konnte diesen Einfluss haben? *Ivanhoe* nimmt seine Leser mit zurück ins späte 12. Jahrhundert, in eine Zeit, in der England geteilt

war in das Land der normannischen Eroberer und das der Angelsachsen. Seit der Romantik und den Schauerromanen des späten achtzehnten Jahrhunderts war es modisch geworden, das Mittelalter stets neu zu interpretieren und für vermeintlich fortschrittlichere Zeiten anzueignen. Dieser Medievalismus prägte Scotts subtile Modernität in *Ivanhoe*, einem Roman, der mittelalterliche Tugenden von Ritterlichkeit mit aufgeklärtem Gerechtigkeitssinn verband. Die Bewährungsprobe, der sich die ritterlichen Kontrahenten Brian de Bois-Guilbert, Komtur des tapferen und ehrwürdigen Ordens der Templer, und Ivanhoe stellen müssen, ist ihr Umgang mit der schönen und klugen Jüdin Rebekka.

„Damsel in Distress“

Die Tochter des Isaac von York ist zwar in *Ivanhoe* verliebt, den sie nach seiner Verwundung selbstlos pflegt und heilt, doch beide wissen, dass eine Jüdin und ein christlicher Ritter ihren Gefühlen füreinander nicht nachgeben können. Die Beachtung der jüdenfeindlichen Regeln des christlichen Mittelalters werden beinahe akzeptabel, während sich der Leser

von de Bois-Guilberts Verhalten nur schockiert und abgestoßen fühlt. Der Templer weiß sein Begehren nicht zu beherrschen und sucht Rebekka zu einer Verbindung zu zwingen, die sie schutzlos macht. Der Großmeister seines Ordens bezichtigt die heilkundige Rebekka eine jüdische Hexe zu sein, die er lieber brennen sieht als die Glaubwürdigkeit seiner Ritter erschüttert.

Es gibt einige antisemitische Äußerungen in Scotts Werk und *Ivanhoe* scheint Christopher Marlowes und William Shakespeares Ansatz zu übernehmen, einem jüdischen Vater, der stereotypisch negativ charakterisiert wird, eine idealisierte Tochter an die Seite zu geben. Doch ein genauer Blick zeigt, dass weder Isaac gierig und rachsüchtig ist, noch sich Rebekka von ihrem Vater so abgestoßen fühlen könnte, dass sie in Flucht und Konversion ihre Rettung suchen müsste.

Ivanhoes vornehmer Charakter zeigt sich eben darin, dass er sich Isaac gegenüber dankbar erweist, als dieser ihm die Ausrüstung stellt, um an einem Turnier teilzunehmen, und dass er Rebekka, die „Damsel in Distress“, beschützt, mit anderen Worten sich nicht anders verhält, weil es sich um Juden handelt. Aus dieser Ritterlichkeit spricht die Aufklärung, die Scott auf angelsächsische Traditionen zurückführt. Sie unterscheidet sich von der vorurteilsbehafteten normannisch-feudalen Loyalität zur Institution, die Heuchelei und Grausamkeit hervorbringt.

Die Verteidigung der Werte, die die englische Nation als Ganzes repräsentieren, ist dagegen dem ethischen Handeln des Einzelnen und seiner Gewissensfreiheit aufgetragen. Feudalismus und Loyalität zur katholischen Kirche wird als mittelalterlich denunziert. Dagegen erscheint der Glaube des

neunzehnten Jahrhunderts, dass nationales Handeln auch christlich sei, ursprünglich aus dem Mittelalter zu kommen.

Da kann der Templer nur verlieren im Kampf um die Gunst der „schönen Jüdin“, so die stereotype Darstellung Rebekkas. Das koloniale Repräsentationsmuster folgt in Scotts Zeit dem, was Edward Said Orientalismus nennt. Rebekka verkörpert

aufgeklärte Toleranz und Weiblichkeit und bleibt dennoch die gefährliche Fremde. Einerseits verweigert sie die Konversion, andererseits opfert sie sich damit aber auch selbst auf, um nicht Ivanhoes für die Nation wichtigen Heirat mit der angelsächsischen Rowena im Wege zu stehen. Damit symbolisiert sie nicht nur das weibliche Ideal des Opfers für den Mann und des Opfers, das von diesem für die Nation erwartet wird, sondern sie verkörpert auch die ungelöste jüdische Frage des Nationalstaates im neunzehnten Jahrhundert.

Als das Fremde stehen Juden da, wo die fremd aussehenden Einwanderer aus den ehemaligen Kolonien 150 Jahre später zu finden sein werden, eine permanente Erinnerung an den Verlust ehemaliger Größe. Auf das Ende

von *Ivanhoe* bezogen, sind die Fremden die Normannen, deren Herrschaft auch durch die Hochzeit mit Rowena nicht geschmälert wird. Scott hält hier inne, doch dem heutigen Leser ist klar, dass der Hass, der Normannen von Angelsachsen trennt, jederzeit auf die orientalische schöne Jüdin Rebekka projiziert werden könnte so wie gesellschaftlicher Zwist auch noch heute der Beginn von Antisemitismus ist.

Christoph Houswitschka

Dr. Christoph Houswitschka ist Professor für Englische Literaturwissenschaft an der Universität Bamberg.



Sir Walter Scott und sein Deerhound „Bran“, ein Porträt von Sir John Watson Gordon aus dem Jahr 1830. Bild: Wikimedia Commons.



Reformer und Förderer der Wissenschaften

Vor 250 Jahren stirbt der Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn.

Die Bamberger Akademie verdankt ihm den faktischen Ausbau zur Volluniversität – und die heutige Otto-Friedrich-Universität einen Teil ihres Namens: Friedrich Karl von Schönborn wird am 3. Mai 1674 in Mainz geboren. Nach seiner Ausbildung am Jesuiten-Gymnasium in Aschaffenburg beginnt er zusammen mit seinem Bruder an der Universität Würzburg, später in Mainz und in Rom Theologie und Philosophie zu studieren. 1705 wird er Domkapitular in Bamberg. Als 1705 Reichsvizekanzler Dominik Graf von Kaunitz einem Schlaganfall erliegt und Kaiser Leopold I. im gleichen Jahr stirbt, ernannt sein Nachfolger Joseph I. Friedrich von Schönborn 1705 zum Reichsvizekanzler.

In dieser Position knüpft von Schönborn schnell Freundschaft mit dem habsburgerischen Feldherren Prinz Eugen von Savoyen, verbringt die meiste Zeit in der Nähe Wiens, auch dann noch, als er 1729 zum Bischof von Würzburg gewählt wird. Im selben Jahr stirbt Lothar Franz von Schönborn, Friedrichs Onkel und bis zu seinem Tod Fürstbischof von Bamberg. War Friedrich von Schönborn bei der Wahl von Lothar Franz fünf Jahre zuvor noch übergangen worden, folgt er ihm nach seinem Tod im Amt des Fürstbischofs von Bamberg

nach. Seine Amtszeit ist für die Hochstifte Würzburg und Bamberg ein großer Gewinn: In Bamberg setzt er sich dafür ein, die existierende Academia Ottoniana zu einer Universität zu erweitern. Hierzu baut er die Bildungsanstalt, die bislang die Fakultäten Philosophie und Theologie umfasste, um eine dritte aus. Künftig sollen Studierende in Bamberg auch Rechtswissenschaft lernen können.

Die juristische Ausbildung liegt ihm am Herzen, da er Staatsdiener für seine Reformen in Justiz und Verwaltung benötigt. Auf sein Betreiben hin entstehen – zum Teil aus seinem Privatvermögen finanziert – unter anderem die Professuren für Zivil- und Lehensrecht oder Kriminalrecht. Die Academia Ottoniana hat Schönborn zudem den ersten Lehrstuhl für Staatsrecht in Deutschland zu verdanken. 1735 ist die Erweiterung abgeschlossen, die Academia nun eine Volluniversität. Friedrich von Schönborn gilt daher neben Melchior Otto Voit von Salzburg als zweiter Gründer der heutigen Otto-Friedrich-Universität und ist daher ihr zweiter Namensgeber. 1746 stirbt von Schönborn Sein Leichnam wird auf Würzburg, Niederösterreich und Bamberg verteilt. In der Bamberger Residenz liegt sein Herz begraben. Sebastian Koch

Chronist der Kriegsgräuel

Kaum jemand vor oder nach ihm übertrug die Schrecken des Krieges derart ausdrucksstark auf die Leinwand wie Francisco José de Goya y Lucientes in seinen *Desastres de la Guerra*. Vor 275 Jahren wird der Maler in Fuendetodos in Spanien geboren.

Das Werk von Francisco de Goya, geboren am 30. März 1746 im spanischen Fuentetodos in Aragón, erstreckt sich über eine ungemeine Bandbreite: Seine Malerei wandelte sich von prachtvollen Rokokogemälden zu dunklen Kriegsszenarien, von barocker Kirchenmalerei hin zum impressionistisch anmutenden Spätwerk, von repräsentativen Adelsporträts und Auftragsarbeiten hin zu unzähligen Selbstinszenierungen. Nicht umsonst wird er, nicht nur aufgrund seiner Lebensdaten (1746-1828), häufig mit Goethe (1749-1832) verglichen – beide auf ihre ganz eigene Art vielseitige Ausnahmetalente innerhalb ihrer jeweiligen Kunstgattung.

Früh zeigte sich Goyas malerisches Talent und bereits mit 14 Jahren ging er beim Barockmeister José Luzán y Martínez in Zaragoza in die Lehre. Nach der Rückkehr von seiner Italienreise 1769-71 erhielt er mit den Fresken der Basilica del Pilar in

der aragonischen Hauptstadt seinen ersten bedeutsamen Auftrag. Nach einer weiteren Auftragsarbeit 1775 in Madrid nahm Goyas Karriere endgültig Fahrt auf – 1780 wurde er in die heutige Real Academia de Bellas Artes de San Fernando aufgenommen, deren Direktor er später werden sollte, und 1786 gar zum Hofmaler und wichtigsten Porträtisten der spanischen Aristokratie. 1792/1793 folgte mit schwerer Krankheit und einem Schlaganfall, die Taubheit nach sich zogen, eine Zäsur in Goyas Leben – die Gewissheit des Todes spiegelte sich von da an auch in der Ernsthaftigkeit und Tiefe seiner Bilder, etwa im Realismus der 1799 veröffentlichten *Caprichos*. Die Folgejahre waren geprägt von der Napoleonischen Besetzung und Ereignissen des Spanischen Unabhängigkeitskriegs – es entstanden die *Desastres de la Guerra*. Francisco de Goya gehörte zu einer frühen Generation von Klassizisten, die nicht die

Francisco de Goya wird mit vielen Bildern wie den Porträts der Königsfamilie, der bekleideten und der nackten Maja verbunden – vor allem aber ist sein Name mit dem Bild der Erschießung der Aufständischen verbunden. Bild: CCO / Wikimedia Commons



Harmonisierung der Gesellschaftsordnung, sondern vielmehr deren Revolutionierung anstrebte. So sind seine beiden wohl berühmtesten Gemälde, die sich heute im Museo del Prado befinden, nicht nur zeithistorische Dokumente eines gewaltvollen Konfliktes zwischen Frankreich und Spanien, sondern überzeitliches Symbol der Sinnlosigkeit von Krieg und Gewalt. Der Goya-Experte August Liebmann Mayer bringt es in seiner *Geschichte der spanischen Malerei* auf den Punkt: „Nicht die glorreiche Erhebung, nicht die nationale Tat hat Goya verherrlicht, sondern das tierische, brutale jener Kämpfe, das unsäglich qualvolle, den letzten Aufschrei, die stumpfe Pflichterfüllung bei der Erschießung der Verurteilten.“ Goya lässt in diesen Malereien jegliche Rücksicht auf Ausgeglichenheit fallen – zu Gunsten von Aggression, Rohheit und Ohnmacht.

Französisches Exil und Lebensende

Während des Unabhängigkeitskrieges gegen die napoleonische Herrschaft reagierte Goya so auf die traumatische Kriegszeit mit dem Radierungszyklus *Desastres de la Guerra*, einem Meisterwerk zwischen Individualität und Anonymität, motivisch geprägt von Opfern in der Zivilbevölkerung, Vergewaltigungen, Folterungen und Tötungen (auf beiden Seiten des Konfliktes). Bemerkenswert ist, was Fred Licht zur Intentionalität der Graphiken in seinem Werk *Goya. Der Beginn der modernen Malerei* schreibt: „Sie entstanden, weil sich Goya angesichts dessen, was er als Augenzeuge erlebte, nur aufrechterhalten konnte, indem er ihm in seiner Kunst Ausdruck verlieh [...], ohne über deren [...] Zwecke und Ziele nachzudenken.“

Dass der Zyklus erst fünfzig Jahre nach Goyas Tod publiziert wurde, stärkt diese These. Im Ölgemälde *El Dos de Mayo* stellte Goya ganz konkret die brutale Niederschlagung des Volksaufstands an der Puerta del Sol gegen die französischen Besatzer unter Napoleons Statthalter Murat dar. Auffallend an der Komposition ist das figurale Chaos, das Ausbleiben eines klaren Zentrums oder ersichtlichen Ordnungsprinzips – stattdessen überträgt es den spontanen Eindruck der tumultartigen Szene. Auf dem kontrastreichen *El Tres de Mayo* hält er die Konsequenzen dieses historischen Ereignisses und das ungleiche Kräfteverhältnis fest: Die Erschießung aufständischer Spanier durch die anonymen, enthumanisierten napoleonischen Truppen. Zentrale Figur ist der Aufständische im weißen Hemd – die Wundmale an seiner Hand und die Position seiner Arme stellen den Bezug zum gekreuzigten Christus her.

1820 zog sich Goya aufs Land zurück und fertigte in dieser Zeit eine Reihe von ausdrucksstarken und dunklen Fresken an den Wänden seines Hauses an – die heute ebenfalls im Prado ausgestellten *Pinturas negras*, zu denen auch der bekannte *Saturno devorando a su hijo* gehört. Nach dem Trienio liberal (1820-1823) und der Rückkehr von Fernando II. und des von ihm mit Inquisition und Folter geführten Absolutismus verließ Goya das Land und ließ sich in Bordeaux nieder, wo er bis zu seinem Tod 1828 blieb. Zu Goyas wichtigsten Zyklen zählen u. a. die bereits genannten *Caprichos* (1796/97) und die *Desastres de la Guerra* (1810-1814) sowie die *Tauromaquia* (1815/1816) und *Los Disparates* bzw. *Los Proverbios* (1815-1824).

Florian Lützelberger

Er entwarf Wandteppiche mit volkstümlichen Szenen und bannte die Erschießung Madrider Widerständler durch napoleonische Truppen in Öl auf Leinwand. Heute ist er selbst in Form von Skulpturen in vielen Städten wie hier in Madrid verweigt. Foto: M. Martin Vicente / CC BY-NC-ND 2.0



Illustration: Julia Gürster



Die Mätresse und Soldatin

Europa im 18. Jahrhundert war geprägt von verschiedensten Strömungen – der Feminismus war keine davon. Dennoch bestimmten Catharina Margaretha Linck und Jeanne-Antoinette Poisson, „Madame de Pompadour“, Männerwelten mit – jede auf ihre Art.

Als Catharina Margaretha Linck am 8. November 1721 auf dem Fischmarkt in Halberstadt im heutigen Sachsen-Anhalt hingerichtet wird, wird es noch mehr als einen Monat dauern, bis Jeanne-Antoinette Poisson in Paris das Licht der Welt erblickt. Letztere wird als Marquise de Pompadour, Mätresse des französischen Königs Ludwig XV., berühmt werden. Dass jedoch der Name der Frau, die an jenem Novembertag durch einen Schwerthieb ihren Kopf verliert, heute größtenteils unbekannt ist, liegt vielleicht daran, dass sie selbst ihn zu Lebzeiten nie verwendete. Linck tritt seit ihrer Jugend als Mann auf, stellt sich mal als Peter Wannich, Cornelius Hubsch oder Anastasius Lagratinus Rosenstengel vor. Unter letzterem Namen heiratet sie 1717 die 19 Jahre alte Catharina Mühlhahn, die später behaupten wird, nichts von der wahren Identität ihres vermeintlichen Gatten gewusst zu haben. Mühlhahns Mutter schöpft von Anfang an Verdacht und enttarnt die Verkleidete schließlich nach drei Jahren Ehe. Catharina Margaretha Linck findet daraufhin wegen Unzucht mit einer anderen Frau den

Tod – und die deutschen Geschichtsbücher einen Präzedenzfall: Der zu dieser Zeit noch angewandte Straftatbestand „Sodomie“ galt bislang für Männer, die sexuelle Beziehungen zu einander unterhielten.

Neun Jahre nach der Hinrichtung erhält ein kleines Mädchen im entfernten Paris die Prophezeiung einer Wahrsagerin, die ihr ein Leben als königliche Mätresse vorhersagt. Jeanne-Antoinette Poisson entstammt bürgerlichen Verhältnissen, die man beinahe als wohlhabend bezeichnen könnte. Ihre spätere Ehe mit dem reichen Pächter Charles-Guillaume Le Normant bringt zwei Kinder hervor, die beide nicht älter als zehn Jahre werden. Als die bisherige Königsgespielin 1744 stirbt, sieht Poisson ihre Chance. Ein Jahr später gelingt es ihr, auf der Hochzeit des Kronprinzen Ludwig Ferdinand dem König so zu imponieren, dass er sie zu seiner Mätresse macht. Es folgt ein jahrelanger Aufstieg von der hübschen Unterhalterin zur Kunstmäzenin, Hofdame und sogar maßgeblichen Beraterin von Ludwig XV., der im Zuge ihrer geschickten Diplomatie

sogar seinen Staatssekretär entlässt. Madame de Pompadour, als die sie jetzt auftritt, bleibt dabei ständig im Visier ihrer Rivalinnen und anderer höfischer Neider.

Obwohl ihr Alltag deutlich weniger prunkvoll gewesen sein dürfte, wird Catharina Margaretha Linck das Gefühl gekannt haben, unter Beobachtung zu stehen. Allein das unverdächtige Verrichten der Notdurft ist für sie eine Herausforderung, die sie in Form eines kleinen Horns meistert, mit dem sie im Stehen urinert. Als sie mit 15 Jahren das Waisenhaus verließ, in dem sie aufgewachsen ist, ließ sie nichts zurück, was sich zu behalten lohnt. Anschluss findet Linck in einer radikalpietistischen Sekte, lässt sich dort auf den Namen Anastasius taufen und zieht als Prophet durch das heutige Thüringen. Wie der Mann, der einst ihre mittellose Mutter schwängerte und dann sitzen ließ, wird auch sie Soldat. Für das Kurfürstentum Hannover kämpft sie von 1705 an im Spanischen Erbfolgekrieg – als einzige Frau unter zehntausenden Männern.

Crossdressing im 18. Jahrhundert

Als sie nach einigen Jahren desertiert und gefasst wird, rettet ihr zum ersten und einzigen Mal ihre wahre Identität das Leben: Sie gesteht in Haft einem Pastor, wer sie eigentlich ist, und wird daraufhin nach einigen Wochen freigelassen. Auf der Suche nach Freiheit soll Linck ihr Leben lang bleiben, auch nach ihrer Hochzeit mit Catharina Mühlhahn. Deren miss-trauische Mutter sorgt dafür, dass das neu vermählte Paar Halberstadt verlassen und sich als Bettler durchschlagen muss. Die Eheleute kommen in einem Jesuitenkolleg unter, spielen die Glaubenssuchenden – und heiraten als frisch getaufter (vermeintlicher) Katholik und Katholikin erneut. Als man ihrer dort überdrüssig wird, reist Linck allein nach Helmstedt zu ihrer Mutter. Im Kloster St. Marienberg scheint sie bei den Lutheranern endlich die Freiheit und Sicherheit zu finden, die sie sucht. Zum vierten Mal lässt sie sich taufen – diesmal erneut als Pietistin – und kehrt 1720 nach Halberstadt zurück. Als sie dort ihre Gattin überzeugen will, mit ihr in Helmstedt Zuflucht zu suchen, eskaliert die Situation: Im Handgemenge enttarnt Mutter Mühlhahn ihren „Schwiegersohn“ als Frau, indem sie Linck die eigens gefertigte lederne Penis-Attrappe vom Körper reißt. Mit diesem Corpus delicti verliert Catharina Margaretha Linck ihr Alter Ego, ihre Freiheit und schließlich ihr Leben – auf Befehl von Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. persönlich.

Wenngleich damals wie heute kurios, so ist ihre Geschichte kein Einzelfall, schrieb Autorin Angela Steidele 2004 in ihrer Linck-Biografie *In Männerkleidern*. Besonders Frauen aus den unteren Ständen der Gesellschaft konnten sich so „Berufsmöglichkeiten, Verdienstquellen, Freiheiten und Rechte“ eröffnen, die für sie vorher unerreichbar gewesen wären. Rund 120 „Frauen in Männerkleidern“ gab es in den Niederlanden zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert, fanden die Forscher Rudolf Dekker und Lotte van de Pol heraus. Der Reiz

von Identitätswechsel und dem Hineinschlüpfen in andere Rollen hat heute einen Namen: Cross-Dressing ist nicht mehr nur Faszinosum, sondern auch Gegenstand medialer Verarbeitung: 1998 zeigte der Disney-Zeichentrickfilm *Mulan* seine Heldin als Krieger der kaiserlichen Armee, die Teenie-Komödie *She's the Man* ließ 2006 ihre verkleidete Protagonistin zum Star einer Männerfußballmannschaft werden.

Ihr Auffliegen machte Linck zur bekanntesten Frau in Männerhosen ihrer Zeit. Der „seltzsahme casus“, wie ihre Geschichte in einem Brief an den preußischen König genannt wird, verschafft ihr posthum für kurze Zeit Berühmtheit bis in die höchsten königlichen Kreise.

Darüber, ob der Fall Linck auch Madame de Pompadour in Frankreich erreicht, lassen sich nur Vermutungen anstellen. Auch über vierzig Jahre nach Catharina Margaretha Lincks Tod ist die Welt der Jeanne-Antoinette Poisson ein Reich der Männer, in dem sie als Bürgerliche stets die Außenseiterin bleibt. Anders als ihre Vorgängerinnen stellt sie sich mit der Königs-gattin gut. Sie wird ihre Hofdame, verfügt bald über zahlreiche Anwesen und plant eine neue Militärakademie für Kriegswai-sen. Ihre eigens gegründete königliche Porzellan-Manufaktur soll den Deutschen Konkurrenz machen, also appelliert Madame an die Franzosen: „Es heißt seine Bürgerpflicht verken-nen, wenn man nicht dieses Porzellan kauft, solange man Geld besitzt“. Poisson ist längst nicht mehr nur eine von mindes-tens 15 heute nachgewiesenen Mätressen von König Ludwig XV., sondern Gönnerin, Diplomatin und Unternehmerin. Historikerinnen und Historiker vermuten, dass ihr politisches und zwischenmenschliches Geschick der Grund dafür ist, wes-halb Madame de Pompadour die Position der Königmätresse auf Lebenszeit behielt – auch lange nachdem ihr Verhältnis und damit auch die Körperlichkeiten mit Ludwig XV. ende-ten. Heute wird ihr wegen ihrer kostspieligen Vorhaben als Bauherrin und Kunstmäzenin sowie ihres jahrelang sorgsam genutzten politischen Einflusses eine maßgebliche Rolle in Frankreichs Landesgeschichte zugeschrieben. Jahrzehnte zu-vor kam Jeanne-Antoinette Poisson mit ihrem größten Kapital – ihrer Schönheit – an den Königshof, die sich rückwirkend be-trachtet wie eine Eintrittskarte in politische Sphären machtvoller Männer angefühlt haben muss. Bis 1764 spielt Madame de Pompadour ihre einflussreiche Rolle dort perfekt. So perfekt, dass ihr in diesem Jahr weder ein intriganter Hofdiener noch eine eifersüchtige Königin den Tod bringen, sondern eine Lun-genentzündung – Resultat ihres lebenslang schwächlichen Gesundheitszustandes. Wie auch Linck hinterlässt Madame Pompadour Stoff für die mediale Nachwelt und Hollywood die Blaupause aller intrigant-verführerischen Geliebten, die mächtige Männer um Verstand und Position bringen – aber nicht nur: In Paris, wo Jeanne-Antoinette Poisson in der Kapelle des Kapuzinerinnenklosters beigesetzt wird, freut sich vor deren Ableben eine Wahrsagerin namens Madame Lebon über eine stattliche Rente von 600 Livre.

Julia Gürster

Zar und zorniger Seemann

1721 wird Peter I. erster Kaiser von Russland; im selben Jahr stirbt der Matrose Alexander Selkirk, das reale Vorbild für *Robinson Crusoe*. Zwei Schicksale, die unterschiedlicher nicht sein könnten, aber dennoch eines gemeinsam haben: die Verbindung zur Seefahrt.

Vier Jahre und vier Monate – so lange harrt der schottische Seefahrer Alexander Selkirk alleine auf der kleinen pazifischen Insel Más a Tierra aus, bis er am 2. Februar 1709, endlich, von einer britischen Crew gerettet wird. Nach seiner Rückkehr in die Zivilisation erzählt er seine Geschichte und wird berühmt. Er dient als reales Vorbild für die Figur des Robinson Crusoe in Daniel Defoes Roman. Auch der russische Zar Peter I. reist viel umher, vorwiegend nach Westeuropa. Dabei lernt er die europäische Kultur kennen, die er als fortschrittlich betrachtet. Er sorgt für eine Öffnung Russlands und reformiert Militär, Industrie und Verwaltung nach westeuropäischem Vorbild. Zar Peter und Alexander Selkirk: der eine Herrscher eines großen Reiches, der andere ein einfacher Matrose. Unterschiedlicher könnten Schicksale zu jener Zeit kaum sein.

Zar Peter I. geht vor allem als Reformator in die Geschichte ein. Die „Petrinischen Reformen“ zielen darauf ab, Russland zu einem modernen Staat umzubauen. So fördert Peter den Ausbau von Manufakturen im ganzen Land. Vor allem, um sein Militär auszurüsten. Das Militär reformiert er durch die Gründung der ersten russischen Flotte. 1697 reist er inkognito in die Niederlande, um dort eine Zimmermannslehre zu absolvieren. Zurück in Russland lässt er niederländische Segelschiffe nachbauen. Letztlich verhilft ihm die Flotte zum Sieg im großen nordischen Krieg mit Schweden, der 1721 durch den Frieden von Nystad beendet wird. So erlangt Russland die Vormachtstellung in der Ostsee. Seine dadurch gestiegene außenpolitische Stellung nimmt Peter zum Anlass, seinen offiziellen Titel von Zar in Kaiser zu ändern. Er stirbt an einer Blasenentzündung, die er sich einfängt, weil er auf einer seiner Seereisen die Besatzung eines gekenterten Bootes retten will.

Ganz anders Alexander Selkirk: Er gerät wegen seiner Neigung zu Alkohol und Schlägereien häufig mit dem Gesetz in Konflikt. Um der britischen Gerichtsbarkeit zu entgehen, heuert er 1704 auf einem englischen Kaperschiff an, das vor der Küste Südamerikas Jagd auf französische und spanische Schiffe macht. 1704 erreicht er die unbewohnte Insel Más a Tierra, die westlich der chilenischen Küste im Pazifik liegt. Dort angekommen stellen die Seeleute fest, dass der Rumpf des Schiffes sehr stark durch Bohrmuscheln beschädigt ist. Es kommt zum Streit über die Weiterfahrt zwischen Selkirk und seinem Kapitän. Der Kapitän hat genug vom aufmüpfigen Selkirk und lässt ihn zurück.

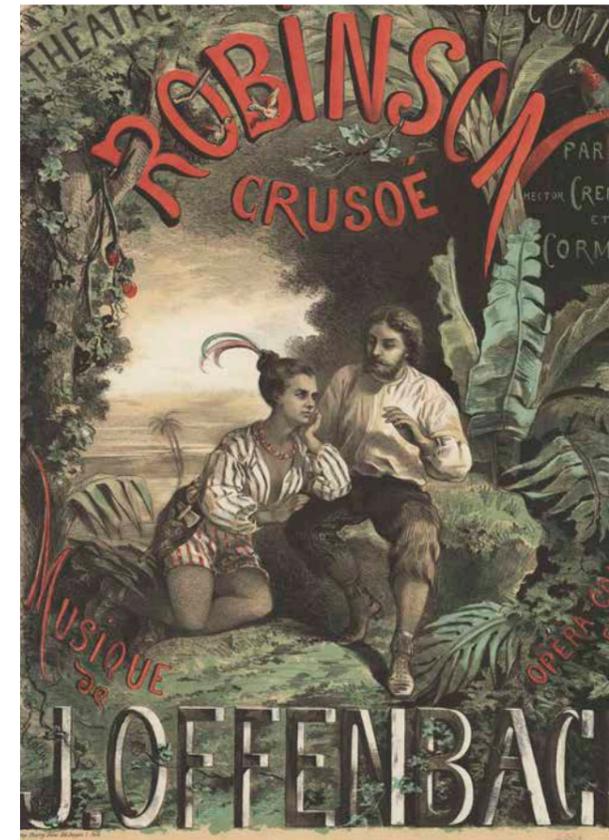
Ausgestattet mit lediglich einer Muskete mit Schießpulver und Kugeln, Tabak, Feuerstein, Zusatzkleidung, einem Beil, einem Messer, einem Kochkessel und einer Bibel ist er von nun an auf sich allein gestellt. Nachdem er anfangs unter Einsamkeit

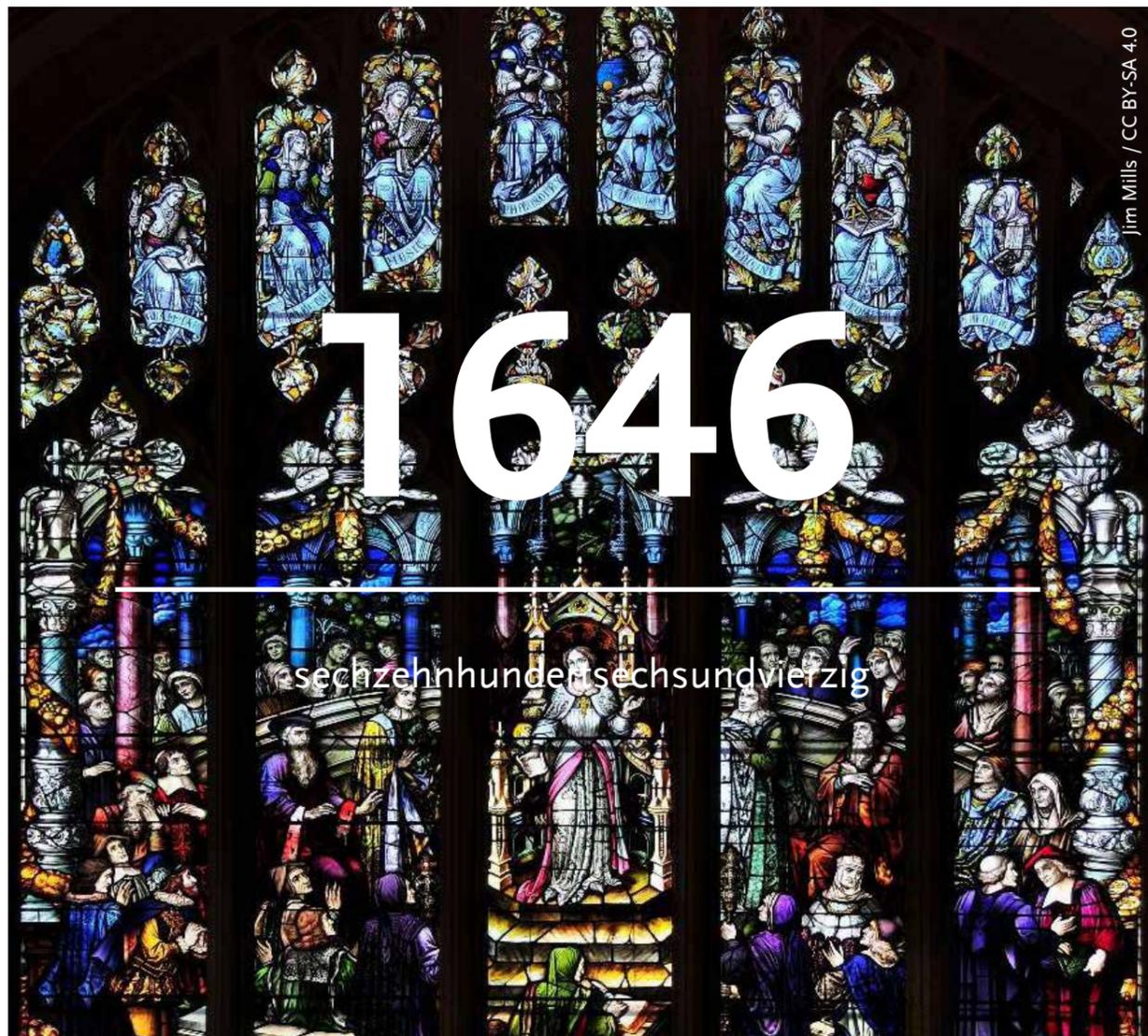
und Depressionen leidet, nimmt er die Situation an und beginnt sich nach acht Monaten einzurichten. Er baut sich eine Holzhütte mit den Werkzeugen, die ihm noch geblieben sind. Für ausreichend Nahrung ist auf der Insel gesorgt. Um nicht ganz den Zugang zur menschlichen Sprache zu verlieren, liest Selkirk in der Bibel. Es scheint fast so, als wäre das Leben allein auf der Insel ideal für den Mann, der unter Menschen immer wieder aneckt. Dennoch hält Selkirk jeden Tag Ausschau nach Schiffen. Am 2. Februar 1709 ist es soweit: Selkirk wird von einer englischen Crew gerettet. Gesundheitlich ist der Insulaner in besserer Verfassung, anders als seine Retter, unter denen einige an

Skorbut leiden. Selkirk segelt mit seinen Rettern fast drei Jahre durch die Weltmeere, bis er nach England zurückkehrt. Dort angekommen verbreitet sich seine Geschichte schnell und er wird berühmt. So erfuhr womöglich auch Daniel Defoe davon. Doch Selkirk hält es an Land nicht aus; er kehrt zurück auf See, wo er am 13. Dezember 1721 vor Westafrika an Gelbfieber stirbt.

Zar Peter und Alexander Selkirk – zwei höchst unterschiedliche Schicksale jener Zeit, die bis heute ihre Spuren hinterlassen haben. So ist St. Petersburg, die Stadt, die Peter der Große einst an der Ostsee gründete, nach ihm benannt. Die Insel, auf der Selkirk einst im Pazifik ausgesetzt wurde, ist zwar nicht nach ihm selbst benannt, aber heute nach seinem literarischen Alter Ego: Robinson Crusoe Island.

Philipp Pedrós





Jim Mills / CC BY-SA 4.0

Frau Doctrix, das Oraculum

Elena Lucrezia Cornaro Piscopia, am 5. Juni 1646 in Venedig geboren, erhielt als erste Frau der Welt einen Dokortitel, 459 Jahre nachdem der erste Mann promoviert worden war. Sie befasste sich vor allem mit Mathematik, Philosophie und Theologie.

„Samstag, 25. Juni 1678, Einberufung des Kardinalskollegiums für die Prüfung der Philosophie der sehr verehrten Elena Lucrezia Cornaro Piscopia, aufgrund der Menge der Menschen und der Enge des üblichen Ortes, war es nötig, sich in die Kathedrale zu begeben und das Kollegium wiedereinzuberufen in der Kapelle der seligen Jungfrau Maria.“

So beginnt das Protokoll über die Abschlussprüfung der ersten Doktorin. Dann folgt eine lange Liste namhafter Personen, die der Disputation beiwohnen. So spektakulär ist das Ereignis, so groß der Andrang, dass sie von der Universität in die Kathedrale von Padua verlegt werden muss. Und in dieser genannten Kapelle und vor dem gesamten Kollegium rezitierte die oben

genannte „sehr verehrte Elena Lucrezia Cornaro Piscopia“ die zwei Punkte der Philosophie, die ihr gestern Morgen durch eine Losung zugewiesen wurden, in der Erklärung, welcher sie sich in einer sehr prächtigen und exzellenten Weise verhält, sodass, die Prüfung der jungen Adelligen abschließend, die eine seltene und bewundernswerte Prüfung darstellt, die Urnen wie üblich gebracht wurden.

Die erste „Frau Dr.“

Piscopia spricht eine Stunde lang in klassischem Latein über zwei Thesen der Philosophie von Aristoteles, die sie so meisterhaft diskutiert, dass sie sich den Titel „magistra e doctrix in

philosophia“ als erste Frau verdient. Sie erhält dieselben Abzeichen wie ihre männlichen Kollegen: das Buch als Symbol der Lehre, den Ring, um ihre Verbundenheit mit der Wissenschaft zu zeigen, den Hermelinmantel für die Würde des Doktors und die Lorbeerkrone als Zeichen des Triumphs. Nach diesem Tag verbietet die Universität von Padua Frauen die Promotion. Die nächste Frau promoviert erst rund 70 Jahre nach Piscopia, ebenfalls in Italien, und in Deutschland, genauer in Halle, wird 1754 Dorothea Erxleben als erste Frau zur Doktorin gekürt; es sollte weitere eineinhalb Jahrhunderte dauern, bis

1903, dass Frauen in Bayern regulär studieren können.

Piscopia ist 32 Jahre alt, als sie ihre Prüfung ablegt. Bereits von klein auf zeigt sie großes Interesse an der Wissenschaft. Sie stammt aus einer einflussreichen Familie Venedigs und erhält so mit sieben Jahren Unterricht von namhaften Lehrern in Musik, Philosophie, Theologie, Mathematik, Naturwissenschaften sowie Sprachen. Sie spricht neben Italienisch sechs weitere Sprachen, was ihr den Beinamen „Oraculum Septilingue“ einbringt. Dazu ist sie streng gläubig und legt bereits mit elf Jahren ein Keuschheitsgelübde ab, ohne jemals in ein Kloster einzutreten.

Später übersetzt sie geistliche Werke ins Italienische und wird so schnell bekannt.

Naheliegender ist es also, in Theologie zu promovieren, wofür ihr Lehrer der Philosophie, Carlo Rinaldini, selbst Dozent an der Universität, Piscopia auch in Padua vorschlägt. Sie treffen auf Widerstand des Bischofs der Stadt, der sie in seiner Rolle als Kanzler der Universität zunächst ablehnt. Als Doktorin der Theologie würde Piscopia die kirchliche Lehrererlaubnis erlangen. Mit Berufung auf den ersten Brief an die Korinther ist das als Frau aber nicht möglich: „Wie es in allen Gemeinden

der Heiligen üblich ist, sollen die Frauen in der Versammlung schweigen; es ist ihnen nicht gestattet zu reden. Sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz es fordert.“ Piscopia bewirbt sich auf Drängen ihres Lehrers und ihres Vaters erneut. Diesmal macht die katholische Kirche ihr das Angebot, in Philosophie zu promovieren.

„Und das Kollegium wurde aufgelöst“

Nach ihrem Abschluss ist sie in der Lehre und in der Forschung tätig. Die Stärkung der Stellung von Frauen ist für sie,



Als venetische Benediktineroblate und Gelehrte war Elena Piscopia weltweit die erste Frau, die einen Dokortitel erhielt. Bild: Internet Archive Book Images

die mit ihrem immensen Fleiß und ihrer hohen Intelligenz so viel erreicht hat, in der damaligen männerdominierten Gesellschaft kein Thema, dem sie sich öffentlich annimmt. Stattdessen wendet sie sich später vom weltlichen Leben ab, schließt sich den Benediktinerinnen an und widmet sich den Bedürftigen. Ein langes Leben ist ihr nicht vergönnt: Sie stirbt mit 38 Jahren an Tuberkulose.

Zu Piscopias Ehren lässt die Universität von Padua eine Medaille mit der Inschrift „Möge ihre Erinnerung bis in alle Zeit weiterleben“ prägen und stellt eine Statue auf dem Universitätsgelände auf.

Die Szene ihrer Promotion ist in einer Glasmalerei im US-amerikanischen Vassar College festgehalten. Das Protokoll endet mit den folgenden Worten: „Carlo Rinaldini erhob sich schnell und lobte vor allen genannten Personen mit einer eleganten und gelehrten Rede die Nobilität und Tugend der vorher genannten tapferen jungen Frau mit großem Beifall der Zuhörer, und am Ende umschlingt er ihren Kopf mit der Lorbeerkrone, gibt ihr die Bücher, steckt ihr den Ring an und bedeckt ihre Schultern mit einem Pelzmantel. Und das Kollegium wurde aufgelöst.“

Elisabeth Offial



Jacques Courtois, Public Domain, Wikimedia Commons

sechszehnhunderteinundzwanzig

Die Rache des Kaisers

1621 ging das bald ganz Zentraleuropa verheerende Schlachten, das später als Dreißigjähriger Krieg zusammengefasst wurde, ins vierte Jahr. Wie berichteten damals die Nachrichtenblätter darüber? Der Pressehistoriker Holger Böning gibt einen Einblick.

Anfang 1621 erholten sich die Böhmen von der desaströsen Niederlage, die sie am 8. November 1620 in der Schlacht am Weißen Berg hatten hinnehmen müssen. Prag war zur besetzten Stadt geworden. Die Zeitungen aus der Stadt an der Moldau meldeten, dass Kaiser Ferdinand II. am 22. Januar die Reichsacht über den geflüchteten böhmischen König verhängt hatte. Nicht allein um Rache am pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. ging es dem Habsburger, sondern auch um Abschreckung: Nie wieder sollten Untertanen es wagen, sich der höchsten Gewalt im Reich zu widersetzen.

Nachdem der Kaiser die böhmische Krone zurückgegriffen hatte, demonstrierte er der Öffentlichkeit seine Macht – und die Zeitungen trugen die Nachrichten davon in den gesamten deutschsprachigen Raum. Auf dem Prager Schloss und anderen Orten wurden Geschütze postiert, um sich gegen „der Execution vnd besorgten aufauff“ zu sichern, so hieß es in den Avisen. Zusätzlich war eine Kompanie Reiter in die Stadt gelegt worden, denn 24 Menschen sollten am 21. Juni

1621 geköpft, drei gehenkt werden, allesamt Angehörige der böhmischen Stände, die ihre politischen Rechte ebenso wie die Religionsfreiheit gegen den Kaiser hatten schützen wollen. Ihre Namen erhielten in den Zeitungen einen ehrenden Platz, dem Leser wurde geschildert, dass bleierne Stille über der Stadt lag und dass alles getan wurde, um Zwischenfälle zu vermeiden.

Zu Beginn des Schauspiels schossen zwei große Geschütze scharf über die Stadt, „3. Fahnlein zu Fuß / vnd 2. Cornet Reuter / welche alle in schwarz Tuch bekleidet waren“, hielten am Exekutionsplatz „bey der Bühnen vff dem Ring / vom Morgen ahn / biß Abendß / biß die Execution vorüber / in Schlachtordnung“ die Wacht: „Bey wehrender entleibung hörte man anders nicht / als Trommeten / Trommeln vnd Pfeiffen“, so dass „man nicht hören können / was die Gefangenen redeten / sind alle freymütig gestorben.“

Als Zeitungsnachricht über die greuliche Exekution mag genügen, was bis heute kein Historiker des Dreißigjährigen Krieges

über den tüchtigen Prager Henker verschweigt: „hat gar allein mit Vier Schwertern Justificirt / und keinen fehlstrich gethan.“ Auf besonderen Wunsch des Kaisers war dem Rektor der Prager Karlsuniversität, dem Mediziner Jan Jessenius, vor der Exekution die Zunge herausgeschnitten worden, der Gelehrte hatte 1617 auf dem böhmischen Landtag den Fehler begangen, sich gegen die Wahl Ferdinands zum böhmischen König auszusprechen. Die Köpfe von zwölf Hingerichteten und die Hand des Grafen Andreas von Schlick wurden für die Dauer von zehn Jahren an den Altstädter Brückenturm der Karlsbrücke genagelt.

Der erste Teil dieses Krieges war damit zu Ende. Der bayerische Herzog, der sich an der Seite des Kaisers an dem Kriegszug beteiligt hatte, begab sich heim nach München, mit ihm, so berichteten die Zeitungen, seien „150. Wagen mit Gütern darauß statliche sachen vnd vber 6. Tonnen Geldes wehrt

von Prag alhero kommen.“ Der sächsische Kurfürst blieb ebenfalls nicht unbelohnt; er erhielt mit den beiden Lausitzen zwei Markgrafschaften, auf die er lange seinen Blick geworfen hatte und die noch heute zu Sachsen gehören. In Böhmen verloren mehrere hundert Gutsbesitzer ihren Grundbesitz, die Besitzumschichtungen nahmen ein beispielloses Ausmaß an, reich wurden Männer wie der Kriegsunternehmer Wallenstein. Wer nicht katholisch werden wollte, musste seine Heimat verlassen. Indem über alles dies detailliert berichtet wurde, erhielten die protestantischen Zeitungsläser im ganzen deutschen Sprachraum einen Eindruck, was ihnen blühen konnte, wenn sie sich nicht gegen den Kaiser zur Wehr setzten. Die so ausgelöste Furcht vor dem Verlust der Glaubensfreiheit trug zur Perpetuierung eines Krieges bei, der noch 27 Jahre dauern sollte.

Kriegsalltag in den Zeitungen

Der Dreißigjährige Krieg war der erste militärische Konflikt in der Menschheitsgeschichte, über den regelmäßig wöchentlich in den gedruckten Zeitungen berichtet wurde. Die Geschichtsschreibung spricht einmütig davon, dass die Schlacht am Weißen Berg am 8. November 1620 die erste große militärische Auseinandersetzung dieses Krieges gewesen sei. Hätten die Historikerinnen und Historiker die Zeitungen gelesen, wüssten sie, dass allein 1620 in den zehn Monaten bis zu dieser

Schlacht von 71.600 Soldaten berichtet wurde, die ihr Leben lassen mussten. Die Opfer der Schlacht am Weißen Berg stehen mit wenigen tausend Opfern in keinem Verhältnis dazu. Die Zeitungen zählten nur die gefallenen Soldaten, dies aber bis ins grausigste Detail; von den Zivilisten ist keine Rede. Be-



Das Gemälde von Matthäus Merian aus dem Jahr 1618 zeigt den Prager Fenstersturz. Bild: CC0 / Wikimedia Commons

rücksichtigt man auch jene Gefallenen, die den Weg nicht in die Zeitungen fanden und zählt die getöteten Bewohner der vom Krieg betroffenen Gebiete hinzu, kommt man sicherlich auf mehr als 200.000 Tote.

Schon im April 1620 berichtete die zweite deutsche Zeitung, der Wolfenbütteler *Aviso* durch ihren Wiener Korrespondenten aus Österreich, zu welch katastrophalen Verhältnissen es bereits gekommen war: „Sonst ist in diesen Landen alles Verheret vnd Verderbt / das[s] nichts mehr vorhanden / auch kein acker vnd Weinberg gebawet wird / dann die Leut an der Arbeit alle nieder gehawet werden.“

Selbst wenn es der Geschichtsschreibung nicht darum gehen sollte, diese Opfer vor der von ihr allein berücksichtigten Schlacht in ihre Betrachtungen einzubeziehen, leuchtet doch ein, dass ein Blick auf die Zeitungsberichterstattung sinnvoll und nützlich ist, wird so doch die wichtige kriegstechnische Erkenntnis ermöglicht, dass die zermürbenden Schärmützel mit ihren täglich mehreren hundert Toten eine demoralisierende Wirkung erzielen konnten, die von einer großen Schlacht mit nahezu gleich großen Verlusten nicht zwingend zu erwarten war. Für das zeitgenössische Kriegerleben lehren die Zeitungen übrigens, dass anfänglich ein böhmischer Sieg durchaus nicht ausgeschlossen war. Wochenlang berichteten sie von der Belagerung Wiens.

Holger Böning

Schleifheim, Fuchshaim und andere Alias

Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen, vor 400 Jahren geboren, war nicht nur Autor des ersten weltweit beachteten Prosaromans. Der „Simplicissimus“ verfasste auch Kalender.

Vom bedeutendsten deutschen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts ist nicht einmal zuverlässig das Geburtsdatum bekannt, geschweige denn, dass die Umstände seiner Kindheit und Jugend überliefert wären. Mit seinem Roman *Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch* hat er ein Stück Weltliteratur geschaffen, virtuos nutzte er auch als Kalendermacher und Verfasser von Traktaten das Mediensystem seiner Zeit. Geboren als Sohn des Bäckers Johann Christoph in Gelnhausen – eine kleine Stadt nordöstlich von Frankfurt a. M. –, erhielt er auf der dortigen lutherischen Lateinschule eine ordentliche Bildung. Die weiteren bekannten Lebensstationen sind schnell genannt. Teilnahme am Dreißigjährigen Krieg, nach dessen Ende heiratete er, inzwischen zum Katholizismus konvertiert, am 30. August 1649 Catharina Henninger, Tochter eines Offenburger Wachtmeisterleutnants. Mit ihr zog er zehn Kinder groß. In der Nachkriegszeit übernahm er an mehreren Orten

die Aufgaben eines Schaffners oder Verwalters. Er kümmerte sich zunächst um die vernachlässigten Felder, Wiesen, Weinberge, Gewässer und Wälder seines ehemaligen Kriegsherrn Hans Reinhard von Schauenburg. Zugang zu Büchern hatte er in einem weiteren Verwalteramt bei dem Straßburger Arzt Johannes Küffer. 1667 endlich erhielt er die Stelle eines bischöflich-straßburgerischen Schultheißen in Renchen, wo er am 17. August 1676 starb.

Wann Grimmelshausen das literarische Schreiben begann, ist nicht bekannt, vermutlich intensivierte er es neben seiner Gastwirtstätigkeit ab 1665 in Gaisbach, heute ein Stadtteil von Oberkirch in Baden-Württemberg. Sein Werk erschien von 1666 bis 1675 zumeist unter Pseudonymen, die er aus Anagrammen seines Namens bildete. Unter dem Verfassernamen German Schleifheim von Sulsfort – auch das ein Anagramm – kam 1668 Grimmelshausens erfolgreiches Hauptwerk *Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch* auf den Buchmarkt. Oft hat man diesen Schelmenroman fälschlich als Biographie und

Zeugnis der Kriegsgeschehnisse gelesen. Und doch lässt sich nachweisen, dass viele Schilderungen durchaus auf eigener Anschauung beruhen. Erzählt wird der Lebensweg von Melchior Sternfels von Fuchshaim – ebenso ein Anagramm des Autors –, der im Dreißigjährigen Krieg als Kind von Soldaten verschleppt wird, es zum Offizier bringt, mehrfach die Seiten wechselt und endlich der Welt entsagt.

Auch der Autor selbst geriet bereits im jugendlichen Alter in die Wirren des Krieges, nahm an Kampfhandlungen teil und kam endlich in das Regiment des Freiherrn von Schauenburg, wo er ab 1645 als Schreibgehilfe in der Regimentskanzlei einen guten Überblick über das Kriegsgeschehen gewann.

Es ist also nicht verwunderlich, dass die kunstvollen Romanschilderungen von vielen Lesern als authentisch empfunden wurden, auch wenn von einem Schlüsselroman nicht gesprochen werden kann.

Grimmelshausen schrieb nicht nur eine beachtliche Anzahl an Romanen, sondern war auch Verfasser eines unter dem Pseudonym „Simpli-

cissimus“ erschienenen *Ewig-währenden Calenders*. Ebenfalls war er an der Herausgabe von im 17. Jahrhundert populär werdenden jährlich erscheinenden Kalendern beteiligt, verfasste etwa im *Schreib=Kalender des jungen ehelich gebohrnen Simplicissimus* Erzählungen. Klaus-Dieter Herbst hat in einem Forschungsprojekt am Bremer Institut Deutsche Presseforschung für die Jahrgänge 1670 bis 1676 die Beteiligung Grimmelshausens auch an einer zweiten Reihe, dem *Europäischen Wundergeschichten Calendar des Simplicius Simplicissimus*, sehr wahrscheinlich nachweisen können. Es handelt sich dabei um eine von insgesamt sechs Reihen, die als „simplicianische Jahreskalender“ in fünf verschiedenen Verlagen in Nürnberg (Fels-ecker, Hoffmann, Endter), Altenburg (Rüger) und Molsheim (Straubhaar) herauskamen. Sie bauten mit ihren Titeln auf die Beliebtheit der Romanfigur Simplicius Simplicissimus; immerhin erlebte der Roman allein zwischen 1669 und 1672 fünf weitere Auflagen und einen unrechtmäßigen Nachdruck.

Holger Böning

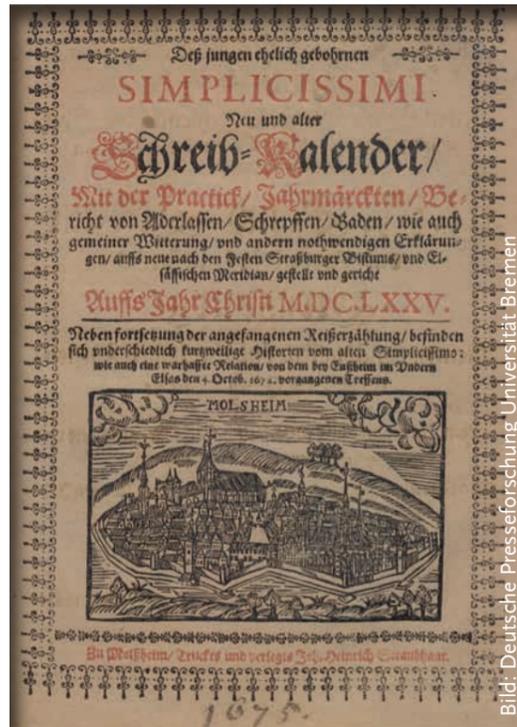


Bild: Deutsche Presseforschung Universität Bremen



Jacques Courtois, Public Domain, Wikimedia Commons

Der Pirat der Königin

Freibeuter, dann Flottenadmiral, erst Sklavenhändler, dann Weltumsegler, einst Volksheld, heute historischer Filmstar: Francis Drake bietet noch 425 Jahre nach seinem Tod Stoff für viele Medien.

Seine facettenreiche Biographie als Seefahrer und Freibeuter ist Inspiration: Zahlreiche Romane, z.B. Rebecca Gables *Palast der Meere*, Mac P. Lornes *Der Pirat*, Spielfilme wie *Der Herr der sieben Meere* mit Errol Flynn oder *Der Pirat der sieben Meere* mit Rod Taylor, Fernsehserien (*Die Abenteurer des Sir Francis Drake*), Comics (z.B. von Don Rosa) und Videospiele (*Uncharted: Drake's Schicksal*) verarbeiten die Lebensgeschichte von Sir Francis Drake.

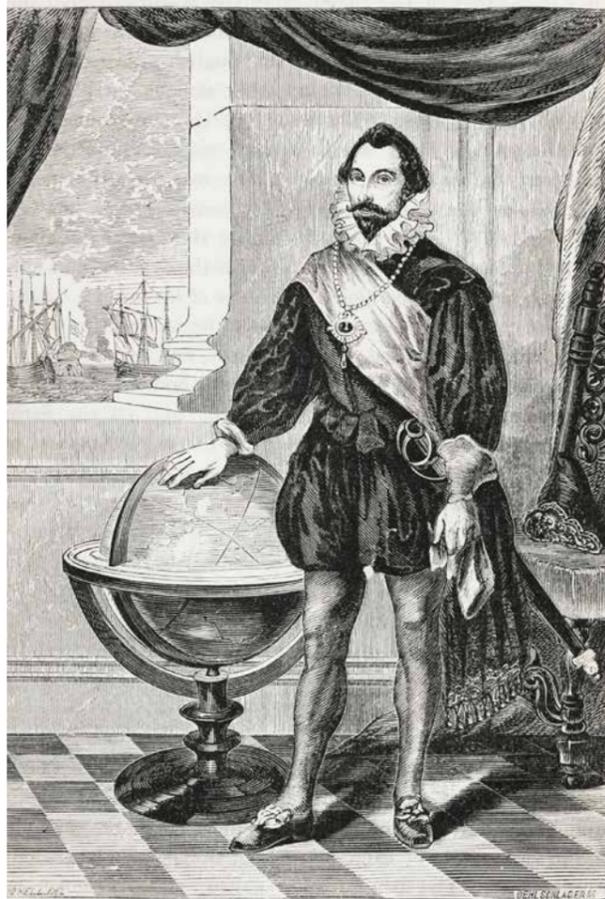
Schon zu seinen Lebzeiten ist Drake, als der erste Kapitän, der über alle Meere fährt, einer der meistgefeierten Engländer. Es werden Portraits und Graphiken von ihm gehandelt und Meldungen aus London, Paris, Antwerpen Madrid, Rom und Venedig verbreiten seinen Namen. Anhänger verehren ihn, Abergläubische schreiben seine Erfolge den schwarzen Künsten zu, es gibt Theateraufführungen über seine Abenteuer und sogar ein Verhältnis mit der Königin wird ihm nachgesagt. Nicht zuletzt prägt er das Bild Englands als aufstrebende Seemacht unter Elisabeth I. wie kaum ein anderer.

Er führt ein außergewöhnliches und nicht unumstrittenes Leben: Um 1540 wird Francis Drake als ältestes von zwölf Kindern einer protestantischen Bauernfamilie in Crowndale/England geboren. Sein Vater, ein Pastor, bringt ihm Lesen und Schreiben bei. Seine Bildung wird ihn in späteren Jahren von anderen Seeleuten abheben und seine Eloquenz ihm Unterstützung in einflussreichen Kreisen bringen. Da er nicht als Erbe vorgesehen ist, muss er schon früh alleine für sein Auskommen sorgen. Mit 13 Jahren beginnt er daher eine Ausbildung zum Seemann und arbeitet sich vom Schiffsjungen zum Matrosen und schließlich Steuermann hoch.

Aufgrund eines Embargos von Spanien stellt Königin Elisabeth englischen Schiffsverbänden Kaperbriefe aus, die es erlauben, in Namen der Krone spanische Schiffe und deren Warenbestand zu übernehmen. Als Offizier auf einer Fahrt auf die Kapverdischen Inseln kommt Drake erstmals mit Sklaverei und Piraterie in Kontakt. Mit dem Ziel, Afrikaner zu versklaven und das spanische Monopol auf den Sklavenmarkt in

der Karibik und Mittelamerika zu untergraben, reist er mit Vetter John Hawkins und mehreren Schiffen über Afrika in die Karibik. Der Sklavenverkauf gelingt durch einen schlaun Schachzug Drakes, nachdem vorher viele Häfen den protestantischen Engländern den Handel auf spanischen Befehl hin verweigern. Scheinbar belastet der Sklavenhandel seiner frühen Jahre sein Gewissen, denn später behandelt Drake Menschen anderer Hautfarbe und Kultur mit einem für ein Kind seiner Zeit hohem Respekt. Häufig verbündet er sich auf seinen Kapferfahrten mit den Cimarrones (entlaufenen Sklaven) gegen die Spanier.

Im Konflikt von San Juan de Ulua zwischen den Schiffen von Hawkins und Drake sowie der Spanischen Silberflotte werden trotz einer vereinbarten Waffenruhe von den Spaniern alle



Sir Francis Drake nach einem Gemälde von J. B. Howell, graviert von Oehlschlager. Bild: CCO / Wikimedia Commons

englischen Schiffe bis auf zwei vernichtet. Hawkins und Drake können mit den zwei verbliebenen Schiffen England erreichen, von der über 400 Mann starken englischen Besatzung überlebt nur eine Handvoll. Durch diesen Zwischenfall wendet sich nicht nur in England die Stimmung gegen die Spanier, Drake entwickelt einen ganz persönlichen Hass auf König Philipp und dessen Statthalter in Neuspanien. Unter eigenem Kommando unternimmt er verschiedene äußerst erfolgreiche Kapferfahrten und legt den Grundstein für die englische Piraterie in der Karibik. Sie wird später immer mit seinem Namen (span. „El Draque“) in Verbindung stehen.

Aber Drake sorgt für noch mehr Gesprächsstoff: Es gelingt ihm eine Weltumsegelung, die er 1577 beginnt und für die er 1.018 Tage benötigt. Damit ist er der erste Engländer, der die Welt umrundet und der erste Kommandeur einer Weltumsegelungsflotte, der lebend und darüber hinaus voll beladen mit spanischen Gold- und Silberschätzen wieder am Ausgangsort ankommt. Am 4. April 1581 wird Drake für seine Verdienste und seine Treue zur englischen Krone zum Ritter geschlagen. In den folgenden Jahren spitzt sich der Konflikt zwischen dem katholischen Spanien und protestantischen England zu. Nach der Hinrichtung der katholischen Maria Stuart rüstet sich Spanien für eine Invasion. Drake stört die Vorbereitungen durch gezielte Angriffe und bringt sie vorübergehend zum Erliegen. Ein Jahr später, 1588, ist er als Vizeadmiral am Sieg in der Seeschlacht gegen die spanische Armada beteiligt. 1589 initiiert Drake als Admiral und Befehlshaber von 150 Schiffen die Gegenarmada, die Spanien als Seemacht vernichten soll. Leider schlägt die Operation komplett fehl – nicht zuletzt, da Drake die königlichen Befehle missachtet und mit der Führung einer so großen Streitmacht überfordert ist. Die Königin entzieht ihm daraufhin ihre Gunst.

Acht Jahre später, am 28. Januar 1596, stirbt Sir Francis Drake, eine der schillerndsten Persönlichkeiten der englischen Geschichte, bei einem letzten Beutezug gegen Spanische Siedlungen in der Karibik in Portobelo an der Ruhr. Sein Name bleibt in vielen geografischen Bezeichnungen (Drakes Bay, Drake-Gletscher, Sir-Francis-Drake-Kanal) bis heute präsent. In seinem Heimatland erinnert man sich immer noch anerkennend an den legendären Seefahrer, der Großes erreichte, aber im Herzen immer ein Freibeuter geblieben ist. *Tanja Roppelt*

Dr. Tanja Roppelt, promovierte Geographin und leitet das Levi-Strauß-Museum im oberfränkischen Buttenheim.

Architekt von Nimmerland-Welten

Cogito, ergo sum. Die meisten werden diese Feststellung kennen, viele sie auch René Descartes zuschreiben können. Doch was ist der Sinngehalt dieser Erkenntnis? Und wer war der, der da zweifelte? Ein Philosophenprofessor erläutert.

Dass der Philosoph René Descartes am 31. März 1596 geboren wurde (und zwar in der Stadt La Haye en Touraine im Loiretal, die heute den Namen ‚Descartes‘ übernommen hat), liest man in Nachschlagewerken, Philosophiegeschichten und sogar teilweise übereinstimmend auf informierten Internetseiten. Ob Descartes selber bestätigt hätte, „ja, damals, an jenem Tag, wurde ich geboren“, steht jedoch dahin. Das Problem ist dabei gar nicht so sehr das Datum und seine historische Sicherheit, sondern vielmehr die Ich-Referenz. Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Als typischer Philosoph war Descartes, mehr als andere Menschen, gleichermaßen fasziniert und bekümmert von der Frage nach der Richtigkeit des Denkens. Und Denken ist ja nun mal das Geschäft des Philosophen. Er verfiel auf die streng durchführbare, wenn auch vielleicht nicht ganz glückliche Lösung, nur das, was nicht bezweifelbar ist, als richtig gedacht, kurz: als wahr, gelten zu lassen. Als typischer Philosoph war Descartes, mehr als andere Menschen, außerdem gleichermaßen ein langweiliger Theoretiker und ein abgespacerter Architekt von Nimmerland-Welten. Die ernsthafte Durchführung der phantastischen Kombination aus beidem angesichts des Vorbehalts von Unbezweifelbarkeit ergab in der Konsequenz Folgendes: Dass alles, was ich sehe oder fühle, mein eigener Körper eingeschlossen, theoretisch nur Produkt einer Selbsttäuschung sein könnte, und auch, dass es Raum, Zeit und mathematische Erkenntnisse gebe, zum Beispiel mir nur von einem überlegenen Geist wie in der aus dem Kino bekannten ‚Matrix‘ vorgespiegelt werden könnte. All das ist also prinzipiell bezweifelbar – und kann daher nicht als richtig gelten gelassen werden. Was ist dann aber nicht bezweifelbar? Schlicht: Dass ich zweifle. Denn das kann ich nicht wegzweifeln. Dann nämlich zweifle ich ja. Und außerdem: Wenn ich zweifle, dann gibt es mich.

Als typischer Philosoph war Descartes, mehr als andere Menschen, schließlich bereit, an dem als richtig gedacht Erkannnten unbeirrbar festzuhalten. Egal, was sonst. Richtig ist also nicht, dass ich ein leibliches, organisches, räumlich (oder zeitlich) verfasstes Wesen bin. Denn das ist in letzter Konsequenz bezweifelbar, richtig gedacht ist nur das Unbezweifelbare.

Richtig ist, dass ich zweifle. Es gibt „mich“ also. Was muss „ich“ sein, um zweifeln zu können? Etwas, das denken kann offenbar, also verneinen und urteilen zum Beispiel (denn sonst klappt das mit dem Zweifeln nicht). Kurz, so Descartes, eine „res cogitans“ – was wegen der taktischen Unbestimmtheit des lateinischen Wortes „res“ kaum übersetzbar ist: „ein denkendes etwas“, „ein Denkverhalt“ (in Abgrenzung vom Sachverhalt), „ein Umstand, der Denken ist oder vollführt“, „(irgend) ein Denkendes“, und was dergleichen mehr sein könnte.

Die Sache ist nun die: Wer oder was wurde am 31. März 1596 in La Haye geboren? Ein späterer Jesuitenschüler, Naturforscher, Mathematiker, Philosoph, Soldat im Dreißigjährigen Krieg, Hofintellektueller der Schwedischen Königin, eine räumlich und zeitlich koordinierte „Gliedermaschine“, die im Jahr 1650 einer Lungenentzündung erlag und betrauert wurde als wäre sie – *ridiculum dictum* – ein vernünftiger Organismus mit einem für Organismen spezifischem Ende? Bezweifelbar. Das Problem ist: Die res cogitans, zu der Descartes „ich“ sagt, stirbt nie, was sollte ihr denn auch ein Ende bereiten, wenn sie mit dem Extensionalen, wie dem Körper, zu dem seine Zeitgenossen aus fehlender Einsicht und fälschlicher Konvention

„du“ sagten, nichts wirklich zu tun hat? (Descartes hat sich allerdings in diese unaustilgbare Konvention, etwa in seinen Briefen, schließlich resigniert einbequemt und von dem briefeschreibenden ‚etwas‘ als „ich“ gesprochen.) Und genauso wenig mit anderen Dingen, die im (bezweifelbaren) Zeitverlauf vergehen und im (bezweifelbaren) Raum zerstäuben können? Und warum sollte sie beginnen mit einer leiblichen Zeugung, warum mit einem leiblichen Geburtsvorgang ein öffentliches Existenzdebüt im bezweifelbaren dimensionalen Raum haben? Wohl oder übel müssen wir die allzu behaglichen Fesseln unserer sinnlich irreführenden Auffassungs- und Sprachkonvention abschütteln und es anerkennen: Der Philosoph René Descartes wurde nicht am 31. März 1596 geboren und auch sonst nie. Und weder in La Haye noch sonst irgendwo. Dieser Artikel ist ein Hoax. *Christian Schäfer*

Dr. Christian Schäfer ist Professor für Philosophie an der Universität Bamberg.





„Ich leide, was ich kann“

Martin Luther, stets voller Kraft? Das ist ein Klischee. Der Held der Reformation war jahrzehntelang ein schwerkranker Mann, der starke Schmerzen durchlitt und dem Tod mehrfach nahe war. Vor 475 Jahren stirbt er.

So kennt ihn die Welt, so zeigen ihn die vielen Denkmäler: imposant, kraftvoll, unbeugsam. Kein Zweifel, Martin Luther stand mit beiden Beinen fest auf dieser Erde. Das aber ist nur die eine Seite, die populäre. Die andere: Fast zeit seines Lebens war er krank. Das wissen selbst Theologen kaum. Auch neuere Biografien schweigen dazu.

Dabei hat Luther daraus gar kein Geheimnis gemacht; er hat in Briefen und Gesprächen häufig über seine Krankheiten geklagt. Und glaubte zu wissen, wer ihn da warum malträtiert. Einer hat dazu viel ermittelt: Hans-Joachim Neumann, ein Berliner Medizinprofessor, 2014 verstorben und Autor des 1995 erschienenen Buches *Luthers Leiden*.

Die Zahl der Leiden ist enorm. Es geht um Magen- und Gallenbeschwerden, heftige Verstopfungen, Harnstau, Nierenkoliken, Herzschmerzen, hohen Blutdruck. Luther äußert sich zudem über Ohrensausen, Mittelohrentzündungen, Gicht und Angina, über Phasen von schwerem Kopfweh, Ohnmachtsanfällen und Schwerkut, gar über Halluzinationen. Der Mönch, 1505 mit 21 Jahren ins Erfurter Augustinerkloster eingezogen,

stellte sich selbst das Attest aus, dass er durch Fasten, Nachwachen und Exerzitien „dem Körper mehr Last auferlegte, als der ohne Gefahr für die Gesundheit ertragen konnte“, so dass er sich beinahe „zu todt gefastet“ hätte. Dazu Neumann: „Die meisten Gefahren für Luthers Gesundheit liegen für mich in seinem langjährigen Klosteraufenthalt, der irreparable Schäden haben sollte.“

Teufel als „Würger des Fleisches“

Aktenkundig sind extreme Enthaltensamkeit und Mangel an Schlaf, ein hartes Lager mit karger Bedeckung. Dazu kamen die vielen Ämter und Pflichten des Mannes, der in Wittenberg Dozent geworden war und ein gefragter Prediger. Neben Luthers Notizen gibt es dazu Zeugnisse seiner Freunde und Ärzte.

Hier einige seiner Beobachtungen: „Ich hatte mir ein schweres Magenleiden zugezogen“, „Mein Schienbein will noch nicht heilen.“ Eine Nierenkolik empfindet er so: „Ich liege in Kindesnöthen, krächze am Steine.“ Und einen Anfall von Angina

pectoris so: „Ich fühle mich sehr beengt ums Herz und wäre beinahe gestorben.“ 1527 erleidet er offenbar eine Attacke mit Schwindel- und Tinnitusymptomen. „Mir wird übel, Wasser her oder was ihr habt, oder ich vergehe“, stöhnt er. Er ruft Gott im Himmel an, macht sein Testament und glaubt sich dem Ende nahe. Einmal hält er fest, dass er an „Donnern im Kopf“ leide. „Ich weiß nicht, ist es Anspannung oder eine Anfechtung des Satans.“ Es war sicher Anspannung dabei, heute Stress genannt, eine psychische Dauerlast auch nach all den Konflikten und den Gegnern bis hin zu Papst und Kaiser.

Und warum muss er leiden? „Damit sucht der Herr mich heim, dass ich nicht ohne Kreuz lebe.“ Andererseits befand er: „Ich esse, was mir schmeckt, und leide darnach, was ich kann.“ Und wie er litt: „Es presste mir fast die Seele aus. Nun sitze ich da wie eine Wöchnerin, aufgerissen, verletzt und blutig.“ Verursacher all dessen ist für ihn meist der Teufel. „Der Satan hängt an mir mit gewaltigen Seilen und zieht mich mit Schiffstauen in die Tiefe.“ Er ist „der Würger des Fleisches“. Doch „Christus steht mir bei und hängt an mir an einem dünnen Faden – und ich an ihm“. 1531 schreibt er: „Mich peinigt der Satan mit Faustschlägen. Das wird mich wohl in Kurzem noch tödten.“ Doch er lebte danach noch 15 Jahre. Mit 46 Jahren

suchte er sich (in Coburg) schon ein Grab und fragt: „Ist der Tag der Erlösung vor der Tür?“

Doch nun zur anderen Seite. Ging es Luther besser, schaltete er rasch um. „Ich lebe inzwischen wohl“, „Mein After und Leib haben sich endlich mit mir auf freundlichen Fuß gestellt“, „Über meine Gesundheit seid nicht besorgt ... ich habe nicht umsonst gelebt“, berichtete er seiner Katharina, der „herzlieben Doctorin“.

Zuflucht zu Aloepillen und Brathering

Was half bei der Heilung? Mal wurde er zur Ader gelassen, mal gab es warme Umschläge und Aloepillen. Der Darm wurde mit Einläufen traktiert. Von seiner Doctorin erbat er sich manchmal kalten Erbsenbrei und Brathering.

1546 kommen die letzten Tage. Der scheinbar so Kraftvolle übernimmt sich, zermüht sich in seinem Geburtsort Eisleben beim Schlichten einer Fehde. Dort stirbt er am 18. Februar. Trotz aller Leiden ist er, für seine Zeit nicht wenig, 63 Jahre alt geworden.

Eckart Roloff

Dr. Eckart Roloff ist Medienforscher und Wissenschaftsjournalist; er lebt in Bonn.

Der Cranach-Altar von 1555 in der Weimarer Stadtkirche wurde kürzlich restauriert und ist erstmals seit vielen Jahren wieder in seiner Gesamtheit zu sehen. Rechts ist Martin Luther abgebildet. Bilder: Lucas Cranach d. Ältere, Public domain, Wikimedia Commons (links); Wolfgang Sauber / CC BY-SA 4.0 (rechts)





fünfzehnhunderteinundzwanzig

Mediale Transformationen des Narrenschiffs

Am 10. Mai 1521 stirbt Sebastian Brant. Er hinterlässt ein vielseitiges Werk auf Latein und Deutsch, welches die neu aufkommenden medialen Möglichkeiten des Buchdrucks innovativ umsetzt und in der Folge in ganz Europa seine Wirkung entfalten kann.

Als Johannes Trithemius 1494 in Basel seine Literaturbibliographie *Liber de scriptoribus ecclesiasticis* veröffentlicht, weist er auch auf ein im selben Jahr erschienenes Werk seines Zeitgenossen Sebastian Brant hin. Dieser habe „ein kleines Buch [...] in deutscher Sprache verfasst, das er ‚Schiff nach Narragonien‘ nannte.“ In diesem stelle er die Narrheiten seiner Mitmenschen treffsicher aus und geißle ihre Sünden. Die Rede ist vom *Narrenschiff*, einer Narrentypologie, die in mehr als 100 Kapiteln Narren und Närrinnen ausstellt, die gemäß der Titelmetapher auf einem Schiff Richtung Narragonien, dem *Narrenland*, fahren. Jedes Kapitel folgt einem strengen Layout, welches Holzschnitte und Textelemente eng miteinander verknüpft, so wie man es aus der Emblematik des 16. Jahrhunderts kennt. Brant, Sohn eines Gastwirts und Ratsherren, war in Straßburg aufgewachsen, kam 1475 jedoch zum Studium an die noch junge Universität Basel, wo er später Lektor beider Rechte und der Poesie wurde. Er pflegte gute Kontakte mit den Basler Druckern und beaufsichtigte die Drucklegung seiner Dichtung wohl persönlich. Angeführt wird die Narrenbande

im *Narrenschiff* vom sogenannten Büchernarren, der im Gelehrtenstand in seiner Bibliothek sitzt und dessen Gesichtszüge denen Brants nicht unähnlich sind. Die zahlreichen Bücher in seinem Besitz liest er allerdings nicht, denn: „Wer viel studiert, wird ein Phantast.“ Stattdessen beschäftigt sich der Narr mit dem Abstauben seiner Bücher. Damit steht er sinnbildlich für die von Brant in der Vorrede angeprangerte paradoxe Situation, dass zwar „alle Länder [...] voll heiliger Schrift“ seien, man sich jedoch wundern müsse, weshalb „Niemand sich bessert daran“. Hintergrund dieses bissigen Kommentars ist der aufgrund der Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg in Mainz um 1450 explodierende Buchmarkt. Drucker kommen bei Brant insgesamt nicht gut weg. Sie tragen zu „falschem Glaube und falscher Lehre“ bei, weil sie nur den Profit vor Augen hätten: Sie „drucken viel ohne zu korrigieren“, sodass auch sie auf das *Narrenschiff* gehören. Brants Kritik am Druckwesen tut der Reise des *Narrenschiffs* jedoch keinen Abbruch: Innerhalb kürzester Zeit entstehen autorisierte Nachdrucke, Raubdrucke, Bearbeitungen

Bilder: Brant, Sebastian: Czuzschiff zu schyff brud: Es get es geth, Das Narrenschiff Gen Narragonien, Bibliothek Otto Schäfer

und Übersetzungen in ganz Europa. Auch nach Franken gelangt das *Narrenschiff* schon sehr schnell. Noch im Jahr der Basler Erstaussage veröffentlicht Peter Wagner in Nürnberg einen Raubdruck. Der Drucker passt den alemannischen Dialekt Brants den lokalen Sprachgewohnheiten an und lässt ausgehend von der Basler Erstaussage spiegelverkehrte Holzschnitte schneiden – während der Basler Büchernarr auf die gegenüberliegende Buchseite blickt, richtet der Nürnberger Lesemuffel den Blick aus dem Buch hinaus.

Humanist, Dichter, Jurist

Ausschlaggebend für den schier ungebremsten Erfolg des *Narrenschiffs* ist die lateinische Übersetzung, die *Stultifera navis*, welche 1497 ebenfalls in Basel veröffentlicht wird. Nun ist es möglich, die Text-Bild-Komposition „auch ausländischen Nationen“ zugänglich zu machen. Noch im gleichen Jahr erscheint eine erste französische Übersetzung, auf die in kurzer Zeit weitere Versionen in Prosa, eine lateinische Neubearbeitung, eine niederländische und schließlich auch englische Übersetzungen folgen. Die vielseitigen medialen Transformationen, die dem *Narrenschiff* wiederfahren, tragen nur zu dessen Popularität bei. So weiß man beispielsweise, dass der Nürnberger Historiker Hartmann Schedel,

Macher der Schedelschen Weltchronik, Besitzer einer lateinischen und einer deutschen Ausgabe des *Narrenschiffs* war, die er zusammenbinden ließ. In Brants Werk wird die lateinisch-deutsche Doppelkultur des ausgehenden Mittelalters manifest. 1500 kehrt Brant in seine Heimatstadt Straßburg zurück. Dass sein Weggang aus Basel mit dem Beitritt der RheinStadt zur Schweizer Eidgenossenschaft übereinstimmt, dürfte angesichts seiner Maximilianstreue kein Zufall gewesen sein. Auch hier wirkte das *Narrenschiff* nach und durchläuft ein weiteres Mal einen medialen Wandel: In Johann Geiler von Keyserbergs Narrenpredigten wanderten Brants Narren und Närrinnen aus dem Buch auf die Kanzel des Straßburger Münsters. Die Kapitel werden an den kirchlichen Kalender angelegt und vom Münsterprediger ausgelegt. Für jedes Kapitel formuliert er Lehren – Schellen – zur guten Lebensführung. Angeregt

vom Büchernarren rät er der Kirchgemeinde etwa, nicht einfach alle Bücher wegzwerfen, sondern die nützlichen und schädlichen zu unterscheiden.

Mit seinem Quellenmaterial geht Geiler dabei nicht immer ganz zimperlich um. Bücher, die mit reichem Schmuck und Holzschnitten ausgestattet sind – so wie das *Narrenschiff* – bergen die Gefahr, dem Sehsinn zu verfallen. Eine weise Frau oder ein weiser Mann hat kein Bedarf nach „gemalten Menschen in Büchern“ und ergötzt sich stattdessen an den Menschen, die Gott geschaffen hat.

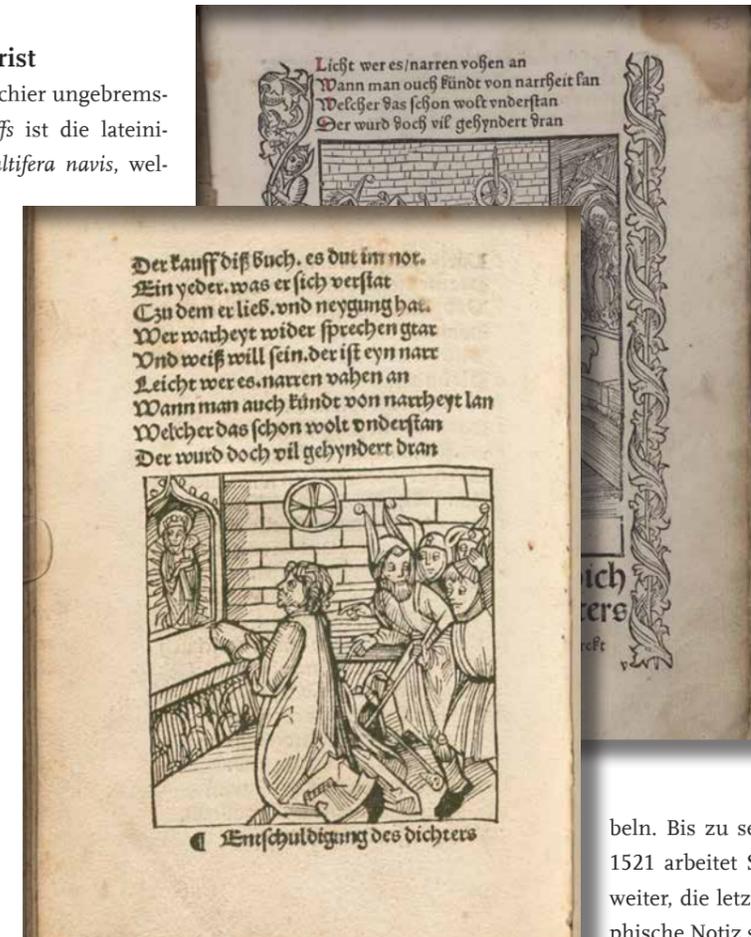
Impulsgeber mit Identifikationspotenzial

Brant widmet sich derweil neuen Projekten. In seiner Arbeit als Rechtskonsulent von Straßburg erlässt er Gesetze und eine Sittenordnung. Vermehrt wird er auch als Verleger tätig und veröffentlicht so beispielsweise kurz nach seiner Ankunft in der Heimatstadt Äsops Fa-

beln. Bis zu seinem Tod am 10. Mai 1521 arbeitet Sebastian Brant rastlos weiter, die letzte überlieferte autographische Notiz stammt von zwei Tagen vor seinem Tod. Die von ihm inaugurierte Narrenliteratur überlebt ihn: Erasmus von Rotterdams *Lob der Torheit*, Thomas Murners *Narrenbeschwörungen* oder seine anti-lutherische Schrift *Vom großen Lutherischen Narren*, selbst die Narren Shakespeares stehen in einer Tradition, die vom *Narrenschiff* angestoßen wurde. Wie nur wenige andere Werke der frühneuzeitlichen Literatur bietet das *Narrenschiff* ein Identifikationspotenzial, welchem man sich nur schwer entziehen kann, sodass auch 2021 einen Blick in Brants Narrenspiegel lohnenswert, vielleicht auch lehrreich ist.

Alyssa Steiner

Die Schweizer Mediävistin Alyssa Steiner ist Mitarbeiterin am Forschungsprojekt „Sebastian Brant im Schnittfeld frühneuzeitlicher Textkulturen“ an den Universitäten Bamberg und Würzburg.



Soldat, Seefahrer und Nationalheld

Fernão de Magalhães umsegelte zwar nicht die Welt, aber er entdeckte den Seeweg zu den Molukken oder Gewürzinseln und gab seinen Namen der Meerenge, die im Süden des amerikanischen Kontinents den Atlantik mit dem Pazifik verbindet: die Magellanstraße.

Magellan galt seinen Zeitgenossen als ausgezeichnete Soldat und als entschlossene, ja arrogante Persönlichkeit. Man sagte ihm einen feinen politischen Instinkt nach, denn er bewegte sich geschmeidig auf dem politischen Parkett, das im frühen 16. Jahrhundert geprägt war durch die Rivalitäten und Expansionsbestrebungen der portugiesischen und spanischen Monarchien. Magellan diente sowohl dem portugiesischen König Manuel I. als auch dem spanischen König und späteren Kaiser Karl V. Heute beanspruchen ihn Portugal und Spanien als Nationalhelden. Magellan wurde im Norden Portugals als Sohn einer Adelsfamilie geboren, den meisten Quellen zufolge um das Jahr 1480. Er trat bereits als Knabe in die Dienste der Königin Eleonore von Portugal, der Gemahlin von König Johann II., und wuchs am Hof mit dem regelmäßigen Eintreffen der Nachrichten von den Entdeckungen neuer Gebiete in Amerika, Afrika und Asien auf. Im Jahr 1505 schiffte er sich mit der Flotte von Francisco de Almeida, dem Vizekönig von Indien, Richtung Orient ein. Die nächsten Jahre verbrachte er mit Seefahrten und Kämpfen zwischen Tansania, Mombasa und Mosambik in Afrika und Sri Lanka, Sumatra und Malakka im östlichen Indischen Ozean. Die Portugiesen waren in diesen Kämpfen nicht immer siegreich, aber Magellan sammelte in den zahlreichen Schlachten und Scharmützeln Kriegserfahrung, schulte sein taktisches Geschick und erwarb großes geographisches und nautisches Wissen. Im Jahr 1512 befand er sich in Lissabon, um an jener Expedition teilzunehmen, die den portugiesischen Einfluss an der nordafrikanischen Atlantikküste militärisch sichern sollte. Sein vorbildliches militärisches Verhalten brachte ihm wichtige Privilegien ein, führte aber auch zu Rivalitäten und Konflikten, die einen langen Rechtsstreit zur Folge hatten. Bei seiner Rückkehr nach Portugal schien es, als wüsste Magellan sein militärisches Prestige nicht gut genug einzusetzen, um bei

König Manuel I. von Portugal entsprechende Entlohnungen und Würden zu erlangen. Er fühlte sich zu Unrecht gedemütigt und beschloss, dem Königreich Portugal den Rücken zu kehren und sich in Sevilla niederzulassen, der damals größten atlantischen Hafenstadt Spaniens.

Dank guter Kontakte und wertvoller geographischer Informationen, die Magellan in Asien gesammelt hatte, gewährte ihm Karl V. (damals noch Karl I. von Spanien) eine Audienz in Valladolid. Bei dieser Zusammenkunft wurde am 22. März 1518 beschlossen, dass Magellan auf einer neuen Route zu den Molukken aufbrechen sollte. Die Molukken waren auch als die Gewürzinseln bekannt. Denn von diesen heute auf indonesischem Gebiet liegenden Inseln, kamen Gewürze wie die Muskatnuss und die Gewürznelke, welche die Grundlage eines höchst profitablen Handels bildeten. Es wurde schriftlich festgelegt, dass die Route die portugiesischen Territorien unbedingt zu respektieren habe und von der Flotte nicht befahren werden durfte. Außerdem wurden Magellan hohe Ehrungen und großzügige Bezüge in Aussicht gestellt, sollte seine Expedition erfolgreich sein. Nach den von Magellan vorgelegten Informationen waren die Molukken spanisches Territorium, solange die Linie des Vertrages von Tordesillas von 1494 entlang des sogenannten Antemeridians verlief.

Diese Annahme widerlegten Geographen nachfolgender Generationen. Die von Karl V. geforderte Maxime, auf der Seereise portugiesische Territorien zu respektieren, erforderte allerdings eine folgenreiche Neuorientierung: Magellan musste in Richtung der Südspitze Amerikas segeln, um eine Passage zu finden, die es erlauben würde, in den Pazifischen Ozean vorzudringen und die Molukken zu erreichen. Eine solche Route war damals trotz mehrerer vorangegangener Entdeckungsreisen noch völlig unbekannt. Dank der genauen Dokumentation, die in der Casa de Contratación in Sevilla aufbewahrt wird,

haben wir viele Informationen über die fünf Schiffe, die am 10. August 1519 von Sevilla aus in See stachen: So wissen wir etwa um die Navigationsinstrumente (23 Karten, 7 Astrolabien, 21 Quadranten usw.), ihre Ladung und die Besatzung, die aus fast 250 Personen bestand, unter denen Seeleute aus ganz Europa waren. Die Reise führte die Flotte den Guadalquivir hinunter nach Sanlúcar de Barrameda (Cádiz), von wo aus die kleine Flotte schließlich am 20. September 1519 in den Atlantik aufbrach.

„Durch“ ganz Amerika zu den Gewürzinseln

Die Reise war schwierig und entbehrungsreich. Es kam zu Schiffbrüchen, schweren Konflikten, Rebellionen und Desertionen, denen Magellan stets mit Strenge und Autorität begegnete. Auf der Suche nach der Passage durch die heutige Magellanstraße segelte die Flotte fast einen Monat lang durch ein Labyrinth von Inseln und Landzungen, bis sie schließlich am 18. November 1520 auf das offene Meer hinaussegelte. Nur mehr drei Schiffe (Naos) waren übrig, die jenen Ozean erreichten, den Magellan »Mar Pacifico« (Friedliche See) nannte. Nach der Überquerung des Pazifiks erreichten die drei Schiffe am 6. März 1521 die Insel Guam – sie sollte bis 1898 unter spanischer Herrschaft bleiben – und zehn Tage später zunächst jene Inseln, die als Teil der Philippinen in die Geschichte eingegangen sind.

An diesem geographischen Punkt konnte die Kugelgestalt der Erde nachgewiesen werden, denn Enrique Melaka, seit 1511 Magellans malaiischer Sklave, konnte die Sprache der Inselbewohner verstehen. Dies war der Beweis dafür, dass die Flotte auf dem Seeweg nach Westen ein Land erreicht hatte, das nicht weit von dem Ort entfernt war, von dem Enrique Melaka stammte. Die Erde war also rund.

Am 7. April 1521 erreichte Magellan die Insel Cebu, die zum Archipel der Philippinen gehörte. Dort gelang es ihm, ein gutes Verhältnis zu König Humabon aufzubauen. Dieser ließ eine allmähliche Christianisierung seines Volkes zu und rief das heute noch bestehende Fest Sinulog (Fest des Jesuskindes von Cebu) ins Leben. Auf der Nachbarinsel Mactan herrschte allerdings ein Feind Humabons und Magellan entschloss sich zu einem von einigen seiner Mitreisenden als töricht empfundenen Angriff, der vielleicht das Ziel hatte, das Bündnis zwischen Spanien und König Humabon zu befestigen. Der Ausgang war fatal: Schwer in der Unterzahl verlor die Mannschaft die Schlacht und Magellan selbst sein Leben, wobei ihm die Zeitzeugen außerordentlichen Kampfesmut bis zum letzten Atemzug attestierten.

Ohne Admiral verblieben, durchlebte die Expedition zahllose Entbehrungen und interne Konflikte, bis schließlich am 7. November 1521 der Basko Juan Sebastián Elcano und der aus Burgos stammende Gonzalo Gómez de Espinosa das Kommando übernahmen. Dies geschah auf Tidore, einer Insel des Molukken-Archipels, auf der nur mehr zwei Schiffe landeten. Die

Portugiesen hatten etwa zehn Jahre früher, von Indien kommend, die Molukken erreicht, während die spanischen Schiffe den Seeweg über den Pazifik genommen hatten.

Am 21. Dezember 1521 stach Juan Sebastián Elcano als Kommandant der Victoria nach Spanien in See, allerdings mit dem Plan, weit südlich entlang des Indischen Ozeans zu segeln und so zu vermeiden, Gebiete zu durchfahren, die von den Portugiesen kontrolliert wurden. Diese wohlüberlegte Entscheidung führte zu einer Weltumsegelung, die am 8. September 1522 ihren Höhepunkt fand, als Elcano mit 21 Besatzungsmitgliedern an Bord und 27 Tonnen Gewürznelken – für die damalige Zeit ein Vermögen – in Sanlúcar de Barrameda eintraf. Gómez de Espinosa, der das Schiff Trinidad kommandierte, versuchte seinerseits, über den Pazifik nach Spanien zurückzukehren. Allerdings gelangte er erst 1527 nach vielen Irrwegen nach Spanien zurück.

In dem epischen Gedicht *Os Lusíadas* (1572) lässt Camões die Nympe Tethys singen, dass ein von seinem König ungeliebter Lusitanier, Magellan, auf unbekanntem Wegen unbekanntes Weltgegenden und unbekanntes Menschen erreichen würde. Jahrhunderte später würde Fernando Pessoa in seinem nationalistischen Buch *Mensagem* (1935) schreiben, dass Magellan, selbst post mortem die ganze Welt mit seiner Umarmung zu umfassen wusste. Und ein Blick in die Gegenwart zeigt, dass Portugal mit gezielten kulturellen und wirtschaftlichen Initiativen den Aufbau eines „Global Network Magellan Cities“ fördert. Portugal verfolgt dabei das Ziel, die so genannte „Route of Magellan. First around the World“ in den Rang eines portugiesischen UNESCO-Weltkulturerbes erheben zu lassen.

Mit Blick auf diese Initiative bemerkte König Felipe VI. von Spanien vor einigen Jahren während eines offiziellen Besuchs in Portugal in einer Rede vor der Assembleia da República (30. November 2016), dass der Portugiese Magellan und der Spanier Juan Sebastián Elcano die Weltumsegelung gemeinsam bewältigt hatten. Zwar klang das vordergründig versöhnlich, doch König Felipe betonte dabei deutlich, dass das Abenteuer auf Betreiben der spanischen Krone stattfand, also ermöglicht wurde durch Karl V., einem seiner berühmtesten Vorgänger auf dem spanischen Thron.

Aufgrund der guten diplomatischen Beziehungen zwischen Portugal und Spanien und der vielfältigen gemeinsamen geopolitischen Interessen werden diese kulturellen und diplomatischen Polemiken eher eine Hand voll eingefleischter Nationalisten interessieren. Oder sie werden vielleicht Gegenstand anregender akademischer Digressionen sein. Magellan hätte es allerdings zweifellos vorgezogen, wohlbehalten nach Sevilla zurückzukehren, und wer weiß, welche Route er für die Rückkehr gewählt hätte, die nach Osten oder die nach Westen.

Enrique Rodrigues-Moura

Dr. Enrique Rodrigues-Moura ist Professor am Institut für Romanistik der Universität Bamberg

FERDINAND MAGELLANVS SVPERATIS
ANTARCTICI FRETII ANGVSTIISS CLARISS

Bild: Autor unbekannt, um 1700, The Mariners' Museum and Park, Newport News VA, USA





Albrecht Dürer: „Jesus zwischen den Doktoren“, 1506, Public domain, Wikimedia Commons

Der Handwerker der Superlative

Wer in Süd- oder Westdeutschland lebt, hat gute Chancen, dass die Adresse „Albrecht Dürer“ im Namen trägt: 579 Straßen und Plätze sind nach dem Nürnberger Maler und Grafiker benannt. Das Renaissance-Genie wurde vor 550 Jahren geboren.

Allein in Mitteldeutschland haben zwei Dutzend Schulen Albrecht Dürer zum Namenspatron. Dabei war der Nürnberger Künstler nie ein Gelehrter (seine Lateinkenntnisse waren so mäßig, dass er auf Übersetzer zurückgreifen musste), sondern ein Handwerker, dessen „produktive Unzufriedenheit“ ihn zum Star der Nürnberger Kunsthandwerker und zum europaweit gefeierten kaiserlichen Hofmaler machte. Die ZDF-Dokumentation *Albrecht Dürer Superstar* (2019) stellt sein bewegtes Leben anhand neuester Forschungsergebnisse dar.

Der Vater, aus Ungarn eingewandert, erarbeitete sich seine Position in der Nürnberger Oberschicht durch seine begehrten Goldschmiedearbeiten. Der Sohn Albrecht sollte mit etwa 13 Jahren das Goldschmiedehandwerk lernen, interessierte sich aber mehr für Malerei. Aus dieser Zeit stammt das Selbstporträt, das er mit der heute fast vergessenen, schwierigen Silberstift-Technik zeichnete – das älteste bekannte Selbstbildnis eines Kindes. Der Vater erkannte das Talent und ließ seinen Sohn bei einem Maler aus der Nachbarschaft in die Lehre gehen.

Dort kam Albrecht mit Druckern, Bildhauern, Glaskünstlern und Tischlern in Kontakt und war an Auftragsarbeiten wie Altarbildern beteiligt. Das Buntglasfenster in der Nürnberger Lorenzkirche ist das einzige Werk Dürers, das an seinem ursprünglichen Ort geblieben ist. 2012 zeigte das Germanische Nationalmuseum die bislang letzte Sonderausstellung zu Dürers Frühwerk und neueste Forschungsergebnisse zu seinem Leben und Wirken. Mittels Infrarotstrahlung wurden die akribischen Vorzeichnungen unter seinen Gemälden sichtbar. Die Mischung aus mathematischer Schulbildung, Kenntnissen der Metallverarbeitung und einer Ausbildung zum Maler und Drucker ermöglichte es ihm, die Verbindung von Kunst und Handwerk zu seinem Lebenswerk zu machen. In den fantasievollen Szenen seiner Drucke und den einfühlsamen Porträts zeigt sich seine künstlerische Leidenschaft, in den mit dem Zirkel konstruierten Aktzeichnungen und den technisch meisterhaften Radierungen erkennt man seinen handwerklichen Perfektionismus.

Auch der Einfluss der weltoffenen und humanistischen Nachbarschaft auf Dürers Kunst wurde im Germanischen Nationalmuseum erforscht. Nürnberg war eine lebendige Handelsstadt, ein Schmelztiegel verschiedenster Kulturen, Produkte und Ideen aus ganz Europa. Albrecht interessierte sich für alle Facetten dieses bunten Lebens und richtete in seinen Zeichnungen einen neuen Blick auf menschliche Körper, auf Schönes und Hässliches, verliebte sich in scheinbar irrelevante Details wie Falten der Kleidung oder der Haut. Dieser Realismus macht Dürers Werke so zeitlos, dass sich die Betrachter oft verwundert an die Jahre ihrer Entstehung erinnern müssen. Jedes Kind fragt sich bei der Betrachtung des „Feldhasen“ im Kunstunterricht, wie konnte der so still sitzen bleiben? Im Auge des Hasen spiegelt sich das Fensterkreuz des Ateliers, aber vermutlich saß kein echter Hase Modell. Dürer konstruierte dieses weltberühmte Aquarell, das lichtgeschützt in Wien liegt, aus mehreren Teilzeichnungen. Die Darstellung des weichen, glänzenden Felles erreichte er, indem er einzelnen Haaren einen Lichtreflex hinzufügte. Diese Echtheit verblüfft heute ebenso wie 1502. Diese Epoche der deutschen Renaissance, als künstlerische Techniken perfektioniert wurden und der Humanismus Einzug in die Gemälde hielt, wird kunsthistorisch als „Dürerzeit“ bezeichnet.

Auch der Humor in Dürers „Männerbad“ bzw. „Frauenbad“, in die er sich gleich mithinein setzte, zeigt, dass er das bürgerliche Leben in der florierenden Großstadt sehr gut kannte. Viele persönliche Briefe geben Einblick in seinen Charakter, der der Oberschicht frech und selbstironisch gegenübertrat. Schreibfehler korrigierte er, indem er sich als grinsende Karikatur mitten in den Satz hineinzeichnete. Überhaupt war bescheidene Zurückhaltung keine Tugend Dürers, er malte sich mit Leidenschaft ungeniert selbst in religiöse Auftragsgemälde hinein, meist mit der gut platzierten Referenz: „In nur fünf Monaten habe ich, Albrecht Dürer von Nürnberg, dies geschaffen“. Die Botschaft ist klar: „Wem dieses Bild gefällt, der darf gerne eins in Auftrag geben.“

1594 heiratete Dürer die Patriziertochter Agnes Frey, deren Mitgift ihm die Gründung einer eigenen Werkstatt ermöglichte.

Die Ehe blieb kinderlos, weshalb es heute keine Nachfahren der Familie Dürer gibt. „Mein Agnes“, wie Albrecht sie in einer Zeichnung nannte, führte die Geschäfte, verkaufte seine Drucke auf dem Wochenmarkt und reiste auf Messen, um seine Werke europaweit bekannt zu machen. Im Dürer-Haus in Nürnberg, dem weltweit ältesten Museum, in dem der Künstler selbst gelebt hat, führt heute noch „Agnes“ durch die Ausstellung und erzählt Anekdoten aus der Zeit, als ihr Mann der Star der Stadt war.

Albrecht und Agnes waren als Marketing-Experten ihrer Zeit weit voraus. Als erster Künstler überhaupt signierte Dürer seine Werke mit einem persönlichen Logo, dem unverwechselbaren AD-Monogramm. Das Logo wurde ab 1595, dem Jahr seiner Werkstattgründung, fester Bestandteil seiner Werke. Künstler seiner Zeit kopierten diese Marketingstrategie direkt, und noch heute orientieren sich Grafikdesigner für Firmenlogos daran (z. B. Louis Vuitton). Dürer wusste, dass er Aufmerksamkeit für seine Person erregen muss, wenn er in der Kunst- und Innovationsexplosion seiner Zeit nicht ungesehen bleiben wollte. Er ließ sich einen damals ungewöhnlichen gewirbelten Bart stehen, trug

sein Haar in langen blonden Locken und kleidete sich in Pelzgewänder – entgegen jeder Kleiderordnung für seinen Stand lief er als erster Punk durch Nürnberg. Er sah sich nicht als Handwerker, sondern als künstlerischen Schöpfergeist: „Ich will hier ein kleines Licht anzünden, so mag mit der Zeit ein Feuer daraus geschürt werden, das durch die ganze Welt leuchtet.“ Seine Vision trieb er mit dem „Selbstbildnis im Pelzrock“ auf die Spitze: Erhaben blickt er den Betrachter an, frontal, den Pelzkragen zwischen den Fingern zusammenhaltend, zeigt er sich als Schöpfer, als menschliches Ideal, als Christus. Dürer beweist der Öffentlichkeit mit diesem Bild, dass er fähig ist, Adlige standesgemäß zu porträtieren. Mehr als Selbstverliebtheit steckt auch hinter diesem Bild eine Marketingstrategie und tiefe Frömmigkeit, auch hier spiegelt sich ein Kreuz im Auge. Mit diesem Pelzrock ist er auf Standbildern in ganz Europa verewigt, das wallende Haar macht seine Büste in der Walhalla unverkennbar. Dürer erhob Handwerkstechniken wie Kupferstich und Holzschnitt zum eigenständigen Kunstwerk.

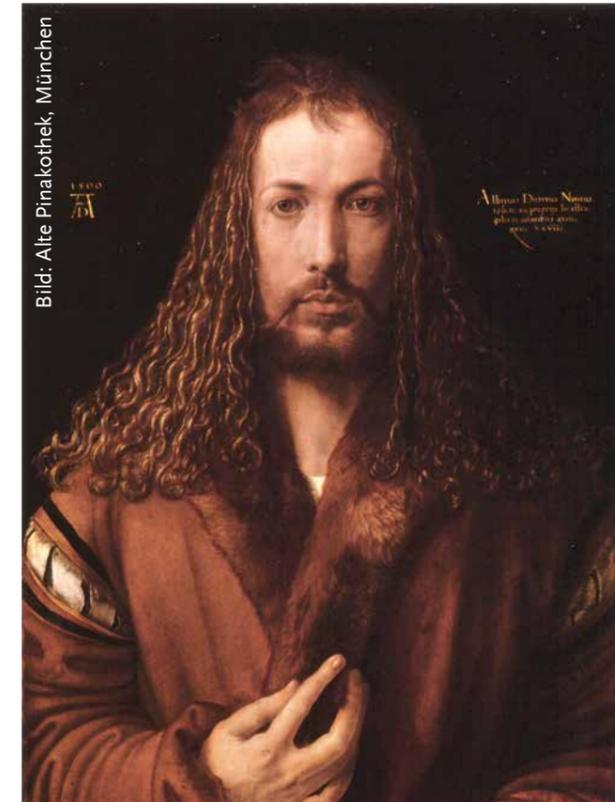


Bild: Alte Pinakothek, München

Der Durchbruch gelang ihm 1498 mit dem Holzschnitt „Die vier Apokalyptischen Reiter“, der das Horrorszenario des Weltuntergangs zeigt. Eine unwirkliche 3D-Optik kreierte Dürer mit dem meisterhaften Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“. Auch der Zeichnung, bis dahin bloße Notwendigkeit als Grundlage von Ölgemälden, verhalf er in mehr als tausend erhaltenen Werken zu einem eigenständigen Wert und setzte sich dabei über bestehende Regeln hinweg. Nur Wochen vor ihrem Tod zeichnete er seine Mutter mit zurückgeschlagenem Schleier. Es handelt sich um das erste würdevolle Porträt eines alten Menschen. Kein Detail war ihm zu unwichtig oder zu hässlich. Nacktheit, bis dahin nur als Motiv religiöser Bilder üblich, macht er zum zentralen Gegenstand seiner mathematischen Kunst. Anders als die Renaissance-Künstler südlich der Alpen hatte Dürer keine anatomischen Kenntnisse und musste oft sich selbst als Studienobjekt hernehmen. Er schrieb mehrere Bücher über die mathematische Konstruktion von Zeichnungen, die heute noch herausgegeben werden. Er wollte einheitliche Regeln für den idealen Körper finden und revolutionierte die Proportionslehre: Korrekt dargestellte Proportionen, so schrieb Dürer, lassen ein Körperteil edel aussehen, selbst wenn es ein „niederes“ Körperteil ist, während eine schlech-



Albrecht Dürer in der Terra X Dokumentation im ZDF. Foto: ZDF

te, „verbogene“ Haltung den Körper erniedrigt. Seine Haupteinnahmequelle waren nicht die Auftragsgemälde, sondern die Druckgrafiken, die er nach Bedarf für den freien Markt herstellte. Wie kein anderer Künstler perfektionierte Dürer auch Werbung und Vertrieb. Das europaweit vernetzte Nürnberg bot ihm dafür ideale Bedingungen. 1515 war Europa in heller Aufruhr, weil ein indischer Sultan dem portugiesischen König ein „Rhinoceros“ geschenkt hatte. Als kluger Unternehmer fertigte Dürer zügig einen Holzschnitt des „Fabelwesens aus der Neuen Welt“ an, ohne es je gesehen zu haben, und verkaufte geschätzt 4.500 Kopien des Nashorns der Marke Dürer. Im Dürer-Haus waren die Abdrucke des Nashorns lange fast die einzigen Originale des berühmtesten Sohns der Stadt, weil Dürers Kunst mit dem Bedeutungsverlust Nürnbergs nach

München, Stuttgart oder Weimar verkauft wurde. So ist es verwunderlich, dass es außerhalb der Lokalpresse kein Aufsehen erregte, als im Jahr 2016 über hundert Originale aus einer privaten Sammlung in das Museum „heimkehrten“.

Nachdem sein Gönner Kaiser Maximilian I. gestorben war, reiste Dürer auf der Suche nach neuen Kunden ein Jahr lang durch Europa. Überall traf er Bewunderer. 2021, coronabedingt verspätet, eröffnet in Aachen die Ausstellung „Dürer war hier“, die seine in Skizzen und Tagebüchern dokumentierte Reise nachzeichnet. Vermutlich auf dieser Reise zog sich Dürer eine Infektion zu, von der er sich nie ganz erholte. Am 6. April 1528 starb er in Nürnberg, wurde am nächsten Tag beerdigt und am darauffolgenden Tag wieder exhumiert – man hatte vergessen, eine Totenmaske und eine Locke des berühmtesten Künstlers Deutschlands zu bewahren.

Durch die Massenproduktion fand Dürers Marke noch lange nach seinem Tod neue Kundschaft. Im 18. Jahrhundert erreichte die Dürerverehrung einen Höhepunkt: Er galt als Idealbild des frommen Künstlers, als gottgleiches Genie, das Deutschland durch die schönen Künste aus der Barbarei des Mittelalters geführt hat, und man verglich ihn mit italienischen Renaissance-Genies wie Raffael – der auch am 6. April starb. Begeisterte „Düreristen“ und „Nürnberger“ organisierten Feiern zu seinem Geburts- und Todestag und pilgerten regelmäßig zum Grab auf dem Johannisfriedhof. Zum 300. Todestag war eine ehrwürdige Feier in Nürnberg schon fast verpflichtend. Für das Fest malten sieben Münchner Künstler (die Kunstszene hatte sich schon südwärts verschoben) Szenen aus Dürers Leben auf zwei Meter große Transparente, die im Nürnberger Rathaus aufgehängt wurden. Seine Jugend, die Heirat mit Agnes und der Tod seiner Mutter zeigen den bürgerlichen Dürer. Sein eigenes Totenbett jedoch gehört in das Reich der Fantasie: Dürer liegt, wieder frontal, wieder jung mit wallendem Haar, in einer königlich-gotischen Halle, umrankt von Lilien und dem Sternenhimmel. An seiner Seite stehen drei unbekannte „Marien“ und drei berühmte zeitgenössische Künstler – Bewunderer, nicht Freunde.

Albrecht Dürer hat das Handwerk zur Kunst erhoben, die Kunst wiederum zur Massenware gemacht. Heute hat er eine eigene Playmobil-Figur und eine nach ihm benannte Hausschwein-Züchtung. Seine „betenden Hände“ schmücken Grabsteine und tätowierte Oberarme weltweit, seine Porträts gingen auf den Fünf- bis 100-Mark-Scheinen durch die Hände Millionen armer und reicher Deutscher. Das hätte Dürer, der seine Werke wie ein leuchtendes Feuer in der Welt verteilt sehen wollte, durchaus gefallen. Sicher wäre er verwundert, dass Nürnberg nicht mehr das Zentrum der Moderne ist und kaum noch Originale von ihm besitzt. Aber dass seine Bilder noch Jahrhunderte später in Museen weltweit zu sehen sind, wäre ganz in seinem Sinne. Insofern ist es passend, dass Albrecht Dürer auch der Namensgeber für Nürnbergs Tor zu Welt ist, den Flughäfen.

Annika Geuß



Der Mensch als Medium

1221 starb der Ordensgründer Dominikus. Sein Wirken und sein Orden stehen für „moderne“ Kommunikation über den christlichen Glauben: Dominikus entdeckt, dass eine Botschaft nur dann glaubwürdig sein kann, wenn ihre Überbringer glaubwürdig sind.

Im 12. Jahrhundert ist das gesprochene Wort das verbreitetste Medium. Bücher kosten ein Vermögen, schreiben können nur die wenigsten. Über das Wort aber verfügen alle. Genau das sollte aus Domingo de Guzmán, der 1170 in Kastilien geboren wird, einen der einflussreichsten Männer des Mittelalters machen.

Dominikus steht für eine heute fast vergessene Kunst. Die Kunst, mit Worten andere Menschen zu überzeugen. Durch Gespräche, Diskurse, Argumente. Nicht von ungefähr ranken sich unzählige „Medienlegenden“ um Dominikus. So soll seine Mutter bei seiner Geburt einen schwarz-weißen Hund gesehen haben, der mit einer brennenden Fackel im Maul selbst den hintersten Winkel der damals bekannten Welt ausleuchtete. Gedeutet wurde das traditionell als Hinweis auf die „göttliche Redekunst“ des Neugeborenen. Das Primat des Wortes zeigt sich in einer weiteren Geschichte: Der wohlhabende Dominikus soll als junger Erwachsener während einer Hungersnot seine kostbaren Bücher verkauft haben, um Armen zu

helfen. Überliefert wird der Satz: „Was soll ich über trockenen Fellen studieren und draußen auf der Straße verhungern die Menschen?“

Historisch verbürgt ist, dass Dominikus als Diplomat durch Frankreich und Nordeuropa reist und dort mit den Katharern in Kontakt kommt. Zwar ist bis heute umstritten, was diese Gruppe von Christ:innen genau auszeichnet und wer zu ihr gehört, sicher aber ist: Sie gelten als Häretiker, als Menschen, die eine von der Kirchenlehre abweichende Position vertreten. Nicht von ungefähr leitet sich der deutsche Begriff Ketzler von den Katharern ab. Heute ist sich die Forschung einig, dass mit dem Sammelbegriff eine antiklerikale Reformbewegung gefasst wird, die der etablierten Kirche, ihrer Macht und ihren Privilegien gefährlich wurde. Bis ins 14. Jahrhundert hinein führt die Kirche deshalb einen brutalen Kreuzzug gegen die Katharer.

Dominikus ist Teil dieses Vernichtungsfeldzuges – wenn wohl auch nur mit dem Wort. In allen Heiligenlegenden wird das

ziemlich kritikfrei oder sogar lobend betont. Der Prediger bekehrte angeblich Zehntausende allein durch seine Ansprachen. Auf einem anderen Blatt steht aber, dass Dominikus offenkundig erkennt, warum die Katharer so starken Zulauf haben: Ihre asketischen Bemühungen stehen in Kontrast zum ausschweifenden Leben der Bischöfe, ihr Bildungsideal in Widerspruch zu der meist geringen theologischen Bildung der Priester. Dominikus sieht, was die Katharer für fast alle Bevölkerungsschichten attraktiv macht. Sie pflegen ein Christentum, das glaubwürdig ist, sich der Armut verschreibt, Machtverzicht übt und das Evangelium in die Sprache der Menschen übersetzt.

Der spanische Theologe importiert die zentralen Wesenszüge dieser vorgeblichen Häresien in seine Theologie: überzeugend predigen, arm wie die Apostel leben, nicht an seinen Pfründen kleben. Noch eine Legende: Die Apostel Petrus und Paulus sollen ihm persönlich den Auftrag gegeben haben, predigend durch die Lande zu ziehen. Und so gründet Dominikus einen revolutionären Orden. Die dominikanischen Mönche sind wandelnde Medien ihrer Botschaft. Ihre Ausbildung ist

„Klatscht nicht miteinander und vergeudet Eure Zeit nicht mit seichthem Gerede!“

Aus einem Brief des Dominikus, in: Hellmeier, Paul D.: Dominikus begegnen. Augsburg 2007, 10.

exzellent, ihr asketischer Lebensstil und ihre menschnahen Ansprachen zünden. Dominikus macht vor, wie das geht. Per pedes bringt er seine Botschaft unters Volk, predigt, diskutiert. Das zieht Kreise. Ohne eine einzige Schrift, nur durch Mund-zu-Mund-Propaganda begeistert Dominikus die Menschen. Innerhalb von wenigen Jahren kommt sein Orden auf 70 Gründungen, Dominikanerprofessoren lehren an Universitäten wie

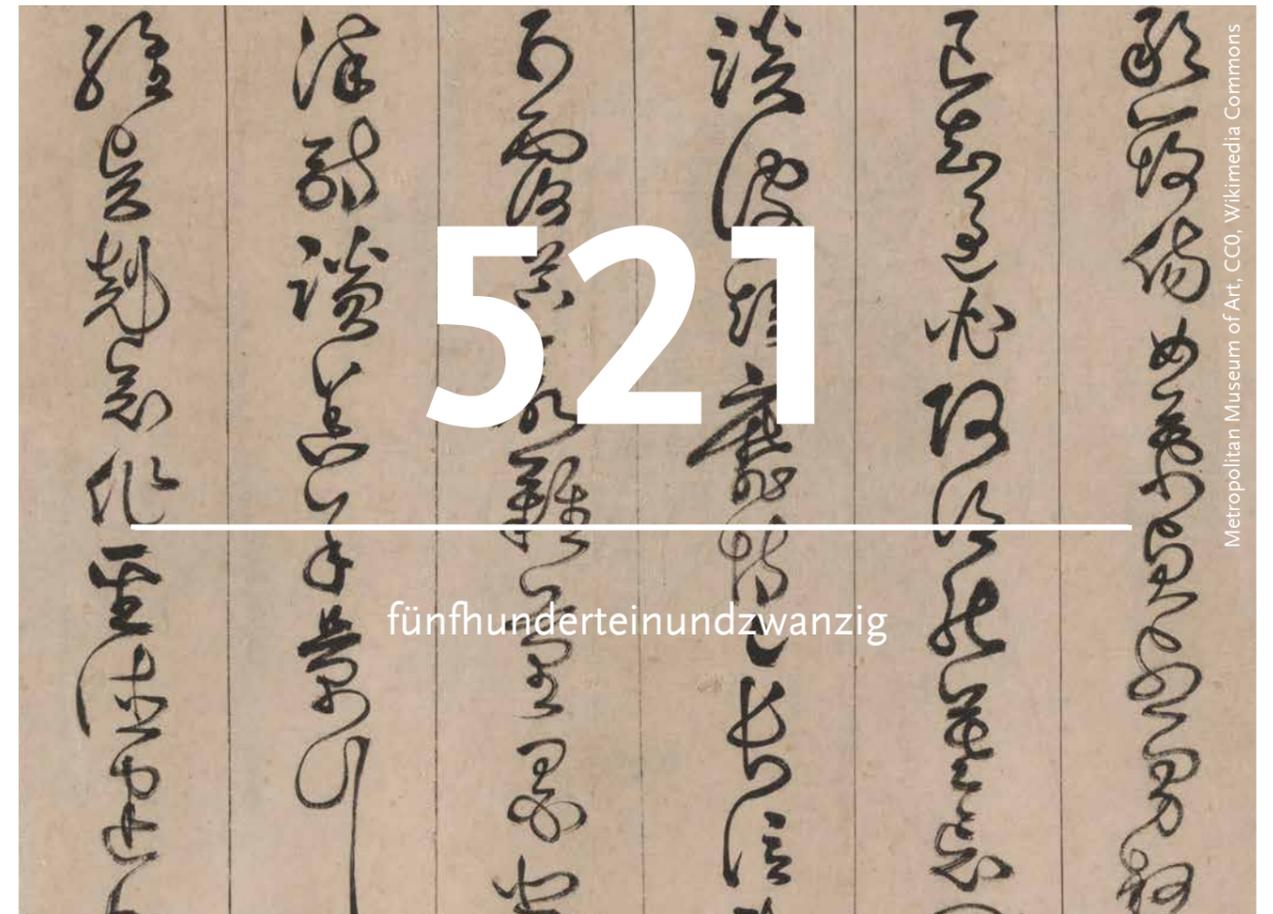
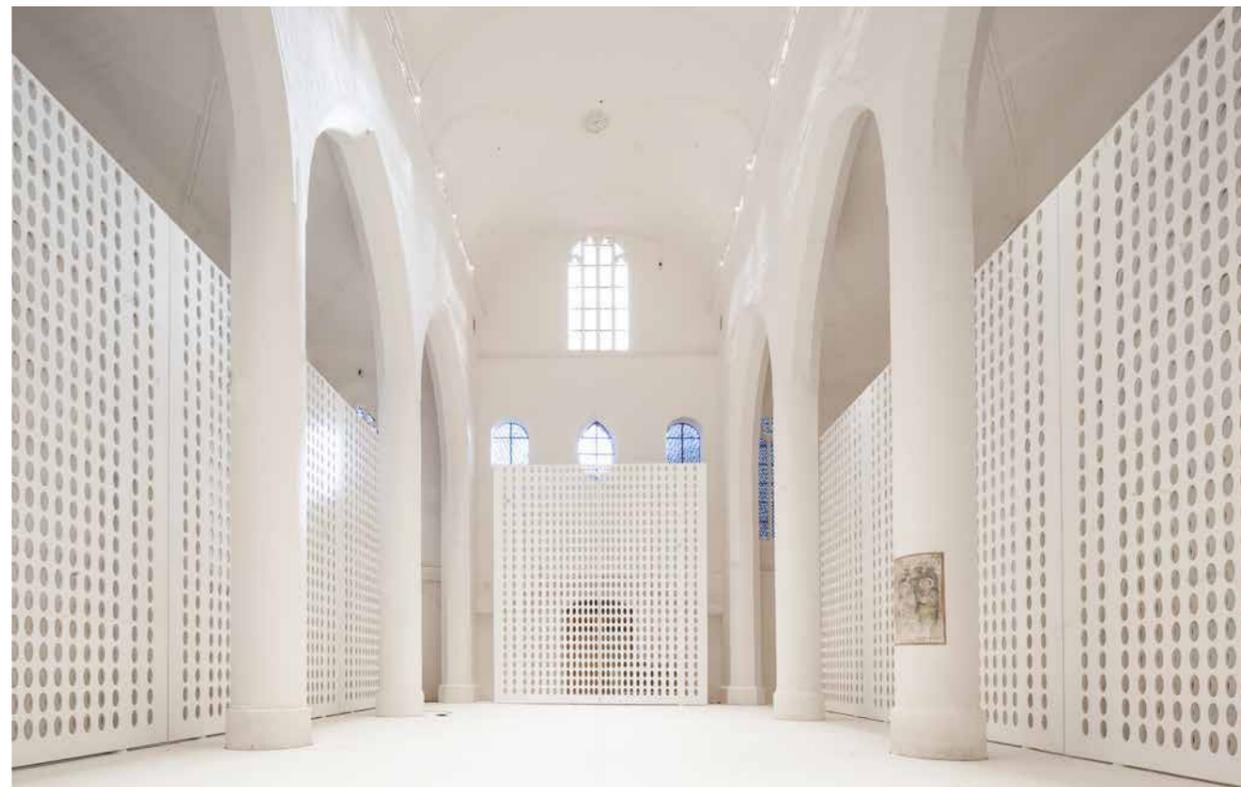
Paris und Bologna. Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Meister Eckart oder Bartolomé de Las Casas gehören zu den berühmtesten Dominikanern. Zur Geschichte des Ordens gehört allerdings ebenso, dass die Dominikaner, auch als *domini canes*, Hunde des Her-

ren, eine führende Rolle bei der Inquisition und den Anfängen der Hexenverfolgung übernahmen. Die Geschichte der Dominikaner zeigt deshalb auch: Es scheint zu allen Zeiten schwer zu sein, der Kraft des Wortes und der Argumente zu vertrauen.

Thomas Laubach

Thomas Laubach (Weißer) ist Professor für Theologische Ethik an der Universität Bamberg.

Der Orden der Dominikaner hatte auch in Bamberg eine große Kirche. Der im Jahr 1400 geweihte Kirchenbau wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts säkularisiert und ist heute die Aula der Universität. Fotos: Tim Kipphan / Universität Bamberg



Metropolitan Museum of Art, CC0, Wikimedia Commons

Meisterwerk eines Hofliteraten

Mit dem Tausend-Zeichen-Klassiker schafft Zhou Xingsi (469-521) Poesie.

„Dass [der Autor] aus einer begrenzten Anzahl von Schriftzeichen einen durchgängig geordneten Text ohne jegliche Unstimmigkeiten zu verfassen vermochte, ist geradezu, als würde er in göttlichem Gewande auf schmalem Balken tanzen ...“ schreibt der Gelehrte Zhu Renhuo (1635-1682) über den Verfasser des Tausend-Zeichen-Klassikers, Zhou Xingsi (469-521), dessen Tod sich 2021 zum 1.500. Mal jährt. Der Tausend-Zeichen-Klassiker ist ein durchgehend gereimter Text bestehend aus 1.000 Zeichen, wobei jedes nur einmal vorkommt. Angeordnet sind sie zudem in einem sinnhaft zusammenhängenden Text, in dem die Geschichte und Kultur des alten Chinas erzählt wird.

Doch wer war der Autor? Zhou Xingsi war ein Hofgelehrter des Kaisers Wu (464-549) der Liang-Dynastie. Mit vielen literarischen Texten gewinnt er die Wertschätzung des Kaisers. Er wird an den Kaiserhof befördert und ist dort für alle literarischen Arbeiten zuständig. 514 wird Xingsi der Ehrentitel eines Palastmeisters verliehen, er gehört zur Entourage des Kaisers, hat freien Zugang zum ganzen Palast. Der Kaiser beauftragt Xingsi einen zusammenhängenden Text aus den

Schriftzeichen des berühmten Kalligraphen Wang Xizhi zu verfassen. Der Text soll die jungen Prinzen zur geistigen Bildung anregen. So entstehen 250 Verse, alle gereimt, zu je vier Zeichen. Im 11. Jahrhundert ist der Tausend-Zeichen-Klassiker bereits so bekannt, dass die Abfolge der Schriftzeichen zur Nummerierung verwendet wird. So wird der daoistische Kanon mit der Wortfolge des Tausend-Zeichen-Klassikers nummeriert. Auch die Prüfungsklausuren staatlicher Prüfungen werden mit dieser Schriftzeichenfolge durchnummeriert. Das zeigt, dass jeder, der eine Grundschulbildung durchlaufen hatte, den Tausend-Zeichen-Klassiker auswendig kannte. Er ist damit wahrscheinlich weltweit der älteste und am längsten gelehrte Basistext der Elementarbildung. Den Tausend-Zeichen-Klassiker nur auf seine Bedeutung als Lehrfibel zu reduzieren, wäre zu kurz gedacht. Mit seinem komprimierten Aufbau, der klangvollen Metrik und poetischen Schönheit wird er höchsten stilistischen Ansprüchen gerecht. In der kalligraphischen Ausbildung wird das Schreiben dieses Textes bis heute gepflegt. Doch die Bedeutung, die hinter den einzelnen Wörtern steckt, erschließt sich freilich nur auf Chinesisch. Philipp Pedrós



Ein Kaiser, der darum ringt, Mensch zu bleiben

Mit Marc Aurel wird ein stoischer Philosoph zum Kaiser im römischen Reich. Seine Selbstbetrachtungen geben bis heute Anregungen für die Kunst des guten Lebens, das Reiterstandbild von ihm wird als eines der größten Kunstwerke der Antike bewundert.

Als Marcus Aurelius am 26. April 121 in Rom das Licht der Welt erblickte, war ihm nicht in die Wiege gelegt, Kaiser des römischen Reiches zu werden. Aus einer der ältesten adeligen Familien stammend, fiel er jedoch schon als Sechsjähriger dem damaligen Kaiser Hadrian auf und wurde von ihm als Nachfolger in zweiter Generation vorgesehen. Unter den sogenannten ‚Adoptivkaisern‘ (98 bis 180 n. Chr.) war es üblich, die jeweils geeignetsten Kandidaten durch Adoptionen und Eheschließungen in die Dynastie einzubinden und gezielt für die künftige Herrschaft auszubilden. Seit Niccolò Machiavelli gilt die Herrschaftszeit dieser fünf Kaiser – Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marc Aurel – als „goldenes Zeitalter“ des Römischen Reiches, da es unter ihnen seine größte geographische Ausdehnung erreichte, seine beste Infrastruktur und seine wirtschaftliche Blüte.

An dem jungen Marc Aurel beeindruckte schon als Kind sein ernsthaftes und ausgeglichenes Naturell sowie seine große Wahrheitsliebe, weshalb Hadrian seinen weiteren Vornamen

Verus als Spitznamen in den Superlativ ‚Verissimus‘, der wahrhaftigste, steigerte. Neben der üblichen Ausbildung und Ämterlaufbahn widmete sich Marc Aurel ausführlich dem Studium der stoischen Philosophie, als deren letzter bedeutender Vertreter er bis heute gilt. In seinen sogenannten *Selbstbetrachtungen*, einer Art philosophischem Tagebuch aus rund 470 Aphorismen, Maximen, Reflexionen und kurzen Erörterungen, ermahnt er sich selbst zur täglichen Übung einer philosophischen Haltung und entsprechendem Verhalten. Er fordert von sich eine klare, nüchterne, objektive Sicht auf die Welt und ein Handeln gegenüber sich selbst und seinen Mitmenschen frei von Emotionen und geleitet von Vernunft. Für den mächtigsten Herrscher der damaligen Welt kann das nicht immer leicht gewesen sein, und so lesen wir zum Beispiel: „Achte darauf, nicht zu ‚verkaisern‘! Streng dich an, ein einfacher, guter, ehrlicher, ernsthafter, uneitler Mensch zu sein, ein Freund der Gerechtigkeit, gottesfürchtig, gütig, liebevoll und stark für die Leistungen, die du zu erbringen hast. Kämpfe darum, so

zu bleiben, wie die Philosophie dich schaffen wollte.“ (*Selbstbetrachtungen* 6,30). Die Texte sind Zeugnisse eines zähen und mitunter leidenschaftlichen Suchens nach dem Sinn des eigenen Lebens, das unausweichlich dem Tod entgegengeht. So empfiehlt Marc Aurel, stets so zu handeln, zu sprechen und zu denken, als sei der heutige Tag der letzte.

Philosophie für Millionenpublikum

Rolf Dobelli, der mit Bestsellern wie *Die Kunst des klaren Denkens* (2011), *... des klugen Handelns* (2012) oder *... des guten Lebens* (2017) ein Millionenpublikum erreicht, nennt im Nachwort zur *Kunst des guten Lebens* die stoische Philosophie eine der drei wichtigsten Quellen für die „mentalen Werkzeuge“, die er in seinen Büchern anbietet – neben den Grundsätzen erfolgreicher Investoren wie Warren Buffet und den Forschungsergebnissen der modernen Psychologie und Verhaltensökonomik. Die stoische Philosophie sei „ein Geheimtipp für Menschen auf der Suche nach einer Philosophie für das praktische Leben.“

Nicht nur als Philosophen-Kaiser bleibt Marc Aurel im

kollektiven Gedächtnis der europäischen Geistesgeschichte. Die bronzenen Reiterstatue, die man ca. 165 n. Chr. von ihm in Rom errichtete, gilt als eines der bedeutendsten Kunstwerke der Antike und als Vorbild unzähliger Denkmäler seit der Renaissance.

Dem üblichen Einschmelzen der wertvollen Bronze heidnischer Kunstwerke entging es nur dadurch, dass man es im frühen Mittelalter für eine Darstellung Kaiser Konstantins hielt – des ersten römischen Kaisers, der das Christentum tolerierte. Als man den Reiter im 15. Jahrhundert als Marc Aurel identifizierte, führte das inzwischen erwachte Interesse an der Antike, ihrer Literatur und Kunstschatze dazu, dass das Reiterstandbild prominent auf dem 1538 von Michelangelo neu gestalteten Kapitolsplatz aufgestellt wurde und jahrhundertlang Künstlern ein Vorbild für Herrscherstatuen zu Pferde war. Dort steht heute eine Kopie; das Original ist in den Kapitولينischen Museen zu bewundern.

Sabine Vogt

Dr. Sabine Vogt ist Professorin für Klassische Philologie, Schwerpunkt Gräzistik, an der Universität Bamberg

Die berühmte Reiterstatue (links) zeigt ihn ebenso wie die zahlreichen weiteren Porträts (unten) mit griechischem Philosophenbart. Foto: Allie Caulfield / CC BY 2.0 (links), Bradley Weber / CC BY 2.0 (unten)





Didier Descouens, „Combat de Romains et de Gaulois“, CC BY-SA 4.0, Beaux-Arts Carcassonne

Zwei Gallierer proben einen Aufstand gegen Rom

Wer möchte das nicht in diesen Tagen: in die Provence fahren, Croissant und Café au Lait im Angesicht des römischen Theaters von Orange? Die antike Colonia Firma Iulia Secundanorum Arausio hat allerdings noch weitere, überaus spannende Denkmäler zu bieten.

Ein römischer Triumphbogen, der in römischer Zeit an prominenter Stelle, an der nördlichen Ausfallstraße der Stadt stand, wartet mit dramatischen Schlachtenreliefs auf. Es handelt sich um eines der qualitativsten und imposanten Kunstwerke der Römerzeit nördlich der Alpen. Als Anlass seiner Aufstellung wurde die erfolgreiche Niederschlagung eines Aufstandes im Gallien des Jahres 21. n. Chr. diskutiert, denn auf einem der Schilde ist der Name „Sacrovir“ zu lesen.

Was war geschehen? Der römische Geschichtsschreiber Tacitus berichtet etwa zwei Generationen später in seinen *Annalen* (Tac. ann. 3,40–47) von zwei Männern aus dem gallischen Adel, die im Jahr 21 zum Aufstand gegen Rom aufgerufen hatten: der Häduer Iulius Sacrovir und der Treverer Iulius Florus. Beide hatten das römische Bürgerrecht inne und zählten damit zu den privilegierten Gruppen ihrer Provinz. Ihnen hatten sich Angehörige aus ihren Stämmen der gallischen Provinzen Lugdunensis und Belgica angeschlossen, die nach dem Abschluss der caesarischen Feldzüge seit gut 70 Jahren unter

römischer Herrschaft standen. Sollte nun, kaum dass die Folgen der Varusschlacht verarbeitet waren, ein Aufstand in Gallien ein zweites Mal die Präsenz Roms nördlich der Alpen in ihren Grundfesten erschüttern? Handelte es sich, wenn wir Tacitus wörtlich nehmen, um eine schnell um sich greifende, nationale Erhebung der Gallier, um das Joch der Römer abzuschütteln? Was war der Anlass, welche Gruppen standen hinter den beiden Rädelsführern und wie werden die Vorgänge heute in der Geschichtswissenschaft beurteilt?

Ein kritischer Blick auf die Quellen hilft, Antworten zu finden. Tacitus nennt als Ursache große Unzufriedenheit bei den Galliern wegen hoher Abgabenlast und Verschuldung, zugleich sei die Bevölkerung Hochmut, Strenge und Willkür der Statthalter ausgesetzt gewesen. Freilich hatte jede Provinz Abgaben zu leisten, im Falle Galliens ist die ökonomische Schieflage allerdings in direktem Zusammenhang mit der offensiven Germanienpolitik Roms seit Kaiser Augustus zu sehen, als ein Heer von rund 80.000 Mann für das Vorhaben aktiv war.

Gallien hatte im Rahmen der Tributpflicht gegenüber Rom die Hauptlast zu stemmen und enorme Mengen an Nahrungsmitteln, Ressourcen und Tieren für die Versorgung des in Germanien operierenden Heeres abzutreten. Für Gallien bedeutete dies die Lahmlegung der eigenen Märkte und Gewinnminimierung bis hin zur Schuldenaufnahme.

Entgegen Tacitus kam es allerdings nicht zu einer nationalen Erhebung. Allein die unverhohlene Erwähnung, dass es vier separate Aufstände gab und von insgesamt 64 Gemeindeeinheiten nur sechs dem Aufruf zum Aufstand gefolgt sind, darunter „verwegene Männer in aussichtsloser Lage“, spricht: soziale Außenseiter, zeigen, wie wenig Resonanz die Initiative fand. Die Mehrheit der gallischen Notablen stand vermutlich trotz der schwierigen Situation auf römischer Seite. Ihre Familien hatten teilweise bereits den Aufstieg in die höchsten römischen Gesellschaftsschichten geschafft oder waren als Händler, Lieferanten und Transporteure sogar Profiteure des zunehmenden Heeresbedarfs. Dass sich die Gewalt nicht nur gegen römische Händler richtete, sondern auch gegen Bildungsstätten für die Kinder der gallischen Elite, zeigt, dass die gallische Gesellschaft zu diesem Zeitpunkt bereits tief gespalten war. Der Aufstand der Florus und Sacrovir kam zu spät, um noch eine nationale gallische Erhebung ins Rollen bringen zu können: Zu weit war die soziale Fragmentierung, auch innerhalb der Gruppe der einheimischen Eliten, fortgeschritten. Steht das Bogenmonument von Arausio in Zusammenhang mit diesen Vorgängen und wurde es tatsächlich als Siegesmonument anlässlich der Niederschlagung des verkappten Aufstands 21 n. Chr. konzipiert? Vermutlich nicht, denn die genaue Analyse des Bauwerks lässt zwei Bauphasen erkennen, deren ältere bereits in die Zeit der architektonischen Ausschmückung der Colonia unter Kaiser Augustus zurückreicht. Bogenmonumente mit Siegesdarstellungen waren auch ohne

Bezug zu einem konkreten Ereignis beliebte Medien, um an zentraler Stelle im Stadtraum Zeugnis des Glanzes und der Größe Roms und des Kaisers abzulegen. Das Besondere am Bogen von Orange ist nun aber der Umstand, dass er im Jahr 26/27 n. Chr. eine zweite Weiheinschrift unter Kaiser Tiberius erhielt. Könnte diese Maßnahme nach der Niederschlagung des Aufstands 21 n. Chr. ergriffen worden sein? Die zunächst topisch verwendeten Motive passten: Kampfszenen zwischen Römern und Barbaren, römische und barbarische Schutz- und Angriffswaffen, Beutestücke sowie männliche und weibliche Gefangenepaare an römische Trophaia gefesselt. Wir wissen nicht, ob die auf den Langschilden erkennbaren gallischen Namen möglicherweise nachträglich ergänzt wurden. Bemerkenswert ist allerdings, dass eine der zahlreichen Namensinschriften „Sacrovir“ nennt.

Wie dem auch sei: Die Tatsache, dass dem Bogen in den 20er Jahren neuerlich Bedeutung verliehen wurde, dürfte Gründe gehabt haben, die über die Ehrung des Kaisers hinausreichen: Sollte das Monument in der vom Aufstand nicht betroffenen Provinz Gallia Narbonensis zum Ausdruck bringen, dass auch in der Nachbarschaft wieder alles unter Kontrolle ist? Botschaften dieser Art waren für die Stimmung in den Provinzen von großer Bedeutung, insbesondere dürften auch die großen Handelshäuser an der Rhone mit wichtigen Geschäftsverbindungen nach Norden und Nordwesten nach diesem hasardeusen Intermezzo aufgetatmet haben. Der Florus- und Sacrovir-Aufstand war ein überschaubarer Störfall, kein GAU: für den Forscher erkenntnisreich, für das römische Selbstverständnis und das Vertrauen in das Funktionieren der römischen Politik in Gallien blieb er ohne Folgen. *Michaela Konrad*

Dr. Michaela Konrad ist Professorin für die Archäologie der Römischen Provinzen an der Universität Bamberg.



Foto: Katrin Naumann

Der erste Deutsche

Auf der Grotenburg im Teutoburger Wald, da steht er: Hermann der Cherusker. Der Befreier Germaniens. Ein Koloss aus Sandstein und Metall. Das Schwert siegreich emporgestreckt, auf einen Schild gestützt. Zu seinen Füßen liegt der römische Legionsadler.

Um das Jahr 9 n. Chr. ist die römische Expansion in vollem Gange, die Macht des Imperiums hat unter Kaiser Augustus eine neue Dimension erreicht und greift nach allen freien Territorien, um sie als Provinzen in das römische Reich einzugliedern. 60 Jahre zuvor hat Caesar Gallien unterworfen. Das unbekannte Gebiet westlich des Rheins und nördlich der Donau, Germania Magna genannt, sollte im nächsten Zug kolonialisiert werden. Eine Herkulesaufgabe.

Die düsteren Eichenwälder, nebelbedeckten Moore und feuchten Sumpfböden lassen eine Erschließung zum Alptraum werden. Das Militär ist befestigte Straßen, schiffbare Flüsse und freie Ebenen für die militärischen Formationen gewohnt, die ihre überlegene Kriegsführung ausmachten. Und dann sind da noch die Einheimischen, die Barbaren. Tacitus beschreibt sie als Wilde, die in primitiven Siedlungen hausen und sich ständig untereinander bekämpfen. Sie vollziehen heidnische Rituale, beten Naturgottheiten an und bringen in blutigen Zeremonien Menschenopfer dar.

Jedwede fremde Barbarei widerstrebte den zivilisierten Römern. Mit Gewalt und Härte, durchaus also selbst barbarisch, wurde den freiheitsliebenden Germanen Roms imperiale Expansionspolitik aufgezwungen. Einige Stämme leisteten erbitterten Widerstand. Andere paktierten mit den Besatzern, um den Frieden zu wahren. So auch der Stamm der Cherusker, welchem Arminius angehört.

Vom Germanen zum Römer und wieder zurück

Der Preis des Friedens ist hoch für die rückständigen Germanen. Der Cheruskerfürst Segimer war gezwungen, seinen Sohn in jungem Alter als Geisel in die Hände des Feindes zu geben. In Rom warteten Umerziehung und eine militärische Ausbildung auf den jungen Germanen. Hier erhält er auch seinen lateinischen Namen. Arminius. Nahtlos fügt sich der Jugendliche in die neue Kultur. Als disziplinierter Legionär steigt er im Militär schnell auf, erwirbt das Bürgerrecht und wird später sogar in den Rang eines Ritters erhoben. Die höchste Ehre,

die einem Nicht-Römer zuteilwerden kann. Als Kommandeur einer Hilfstruppeneinheit kehrt Arminius, der sich mittlerweile als vollkommener Römer versteht, nach Germanien zurück, um Publius Quinctilius Varus, dem Stadthalter Germaniens, bei dessen Eroberungszug mit Rat und Tat beizustehen.

Als Arminius in die heimischen Wälder zurückkehrt, weicht die Freude der Wiederkehr schnell dem kalten Schauer der Realität. Er muss mitansehen, unter welchem Joch seine ehemalige Sippe zu leiden hat. Varus regierte mit einer Politik der eisernen Faust. Knechtschaft, Steuern und die römische Rechtsprechung, die oft am Kreuz endete, waren für die freien Völker Germaniens zur unerträglichen Tortur geworden.

Arminius steht an einem Scheidepunkt. Soll er seinem Volk beim langsamen Ersticken unter der römischen Bürde zusehen oder seine Landsleute überreden, das Schwert zu ergreifen und gemeinsam für Freiheit in die Schlacht zu ziehen? Er selbst kennt die römische Kriegsmaschinerie sowie deren Schwachstellen am besten. Ein bedeutender Vorteil, der zum überzeugenden Argument wird. Mit diplomatischem Geschick gelingt es Arminius, mehrere Stämme heimlich unter seinem Oberbefehl zu vereinen.

Im Herbst des Jahres 9 n. Chr. setzte sich ein 15 Kilometer langer Trupp, bestehend aus 20.000 Mann, in Bewegung. Aus dem Sommerlager an der Weser ziehen die drei Legionen des Varus inklusive Hilfstruppen und einem Tross aus Beamten, Hand-

werkern, Familien los in Richtung Winterlager östlich des Rheins. Auf diesem unwegsamen Terrain überfallen die Germanischen Stämme die immobilen römischen Truppen aus dem Unterholz heraus. Als sich der Nebel legt, haben die Germanen Rom eine der katastrophalsten militärischen Niederlagen beigelegt. Ein Achtel der gesamten Heeresstärke ist vernichtet. Varus wirft sich selbst in sein Schwert, um der Schmach zu entgehen. Die taktische Meisterleistung der germanischen Kämpfer bescherte den Sieg über den übermächtigen Feind. Germanien blieb frei. Und ein Mythos wird geboren. Fast anderthalb Jahrtausende blieben die Varusschlacht und ihr Held

vergessen. Erst 1515 stieß der deutsche Gelehrte Ulrich von Hutten in Rom auf die eben erst wieder entdeckten Annales des Tacitus, in denen Arminius als „Befreier Germaniens“ bezeichnet wird. Gelehrte greifen den Heldenmythos auf und erheben den Germanen zum ersten Deutschen. Martin Luther wird zugeschrieben, Arminius erstmals zu Hermann eingedeutscht zu haben.

Bis in das 18. Jahrhundert gab es kein einheitliches Arminius-Bild. Und kein einheitliches Reich. Erst die Napoleonische Besetzung und die darauffolgenden Befreiungskriege, Anfang des 19. Jahrhunderts, gaben die Initialzündung für ein immer stärker aufflackerndes Nationalbewusstsein. Mit Hermann dem Cherusker als Gallionsfigur. Weiter befeuert wurde die Nationalbewegung durch die gescheiterte Revolution von 1848/49; sie gipfelte schließlich in der Mobilmachung der deutschen Staaten gegen Frankreich und in der aus dem Sieg resultierenden Reichsgründung 1871.

Kleist, Klopstock, Netflix

Lange Zeit prägte die Figur des Arminius nicht nur das Selbstbild der Deutschen, sein Mythos liefert deutschen Schriftstellern Stoff für ihre Werke. Klopstock verfasste ihm zu Ehren die Hermann-Barditen, inspiriert von altgermanischen Gesängen. Kleist widmet ihm sein Drama *Die Hermannschlacht*, aufgeladen mit dem Appell zum Patriotismus.

Ganz ohne Appell gibt sich hingegen die moderne Dramenserie *Barbaren*, die seit November 2020 auf der Streaming-Plattform Netflix angeboten wird. Die moderne Adaption der Hermannschlacht dient der reinen Unterhaltung. Und das gelingt. Weltweit wird die Serie gefeiert und stellt neue Rekorde auf. Der Streamingdienst teilt mit, dass in den ersten vier Wochen mehr als 37 Millionen Haushalte die deutsche Produktion gesehen haben.

Das Hermannsdenkmal bei Detmold ist eines der imposantesten Denkmäler der Gründerzeit und war zeitweise das größte Monument der westlichen Welt. Das kupferne Schwert zielt die Inschrift „Deutsche Einigkeit meine Stärke, meine Stärke Deutschlands Einigkeit.“

Hermann. Der in Stein gemeißelte Schrei einer Nation nach Einigkeit, einer in ihrem Selbstverständnis zweifelnden Nation, die sich lange nicht als solche begriff. Als Nationalheld reiht sich der Befreier Germaniens neben heroischen Persönlichkeiten wie Jeanne d'Arc, Simon Bolivar und William Wallace ein. Im Jahr 21 n. Chr. stirbt Arminius. Ermordet von den eigenen Verwandten, so heißt es in den Quellen. *Max Appel*



Foto: Landesverband Lippe



Bescheidener Beschreibstoff

Seit rund 5.000 Jahren dient Papyrus als Schriftträger.

Der Echte Papyrus ist eine recht anspruchslose Pflanze aus der Familie der Sauergrasgewächse. Wo es viel Wasser und Sumpf gibt, entlang etwa von unregulierten Flüssen, da hat er es gern – und wuchert. Früher jedenfalls, heute ist er mindestens in Südeuropa, wo er einst sehr verbreitet war, fast verschwunden. Der Echte Papyrus ist ein Allzweckmittel: Einst diente er als Nahrungsmittel, als Werkstoff für Flechtsandalen oder Matten, gar als Baustoff für Boote: Das mythologische Bastkörbchen, in dem Moses gefunden worden sein soll, es war wohl aus Papyrus – und noch 1969 wies der norwegische Abenteuer-Forschungsreisende Thor Heyerdahl mit seinem Schiff Ra nach, dass es den „alten Ägyptern“ möglich gewesen wäre, mit einem Papyrusboot von Afrika aus den Atlantik zu überqueren. Neue Welten des Geistes erschließen und die Vorstellungswelt längst vergangener Zeiten zu bewahren, dazu trug der Echte Papyrus aber anders weltverändert bei: als Stoff zum Beschreiben. Bereits in der Frühdynastischen Periode Ägyptens (zwischen 3100 und 2686 vor Christus, noch vor der Entstehung des „Alten Reiches“ der pyramidenbauenden Pharaonen, ist es gelungen, aus dem Grasgewächs den Vorläufer des (um 140 vor Christus in China entwickelten) Papiers zu formen.

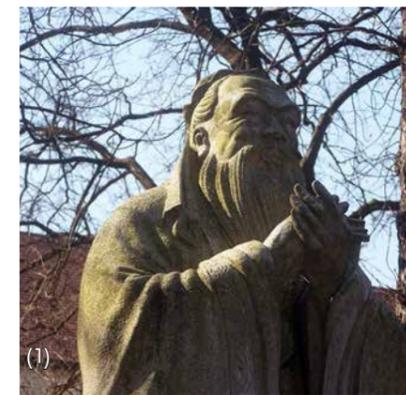
Das Herstellungsverfahren blieb über Jahrtausende fast gleich: Die Stängel des Papyrus werden entrindet, das faserige Mark wird in 30 bis 40 Zentimeter lange, bis zu vier Zentimeter breite Streifen geschnitten, diese werden in zwei Schichten kreuzweise übereinandergelegt, getrocknet und gepresst, schließlich poliert. Der klebrige Pflanzensaft selbst sorgt für den Zusammenhalt. Mehrere dieser biegbaren Faserplatten können dann mittels eines Leims zusammengefügt, dann auch verformt werden. Fertig ist sie, die Papyrusrolle. Diese kann nun mit Schriftzeichen versehen oder bemalt werden. Und sie eignet sich bestens dazu, gesammelt und aufbewahrt zu werden. Hunderttausende Schriftstücke sind bis heute erhalten – so auch, ein Bogenschlag zurück zum ersten Beitrag in diesem Heft (siehe Seite 6f.), die Schriftrollen von Qumran. Vor dem Papyrus gab es als Schriftträger fast nur Tontafeln, in die beispielsweise seit etwa 3.300 vor Christus die sumerische Keilschrift eingeritzt worden war, oder Steinplatten, in die etwa zeitgleich die ersten Hieroglyphen graviert worden waren. Durch die ganze Antike hindurch blieb Papyrus der wesentliche Schriftträger – Träger auch unseres kulturellen Gedächtnisses über die Jahrtausende hinweg. *Markus Behmer*

Wer fehlt?

So viele Namen und Daten, so viele Ereignisse und Jubiläen. Doch selbst auf knapp 150 Seiten lassen sich nicht alle Gedenktage des Jahres 2021 unterbringen. Hier eine Auswahl all derer Jubilarinnen und Jubilare, die es heuer nicht ins Magazin geschafft haben.

479 n. Chr. ist der chinesische Philosoph Konfuzius gestorben (zumindest vermutlich) (1). 1821 stirbt der französische General und Kaiser Napoleon (2). Er verpasst den Einzug ins *Anno-Magazin* gleich doppelt: Denn 2021 jährt sich auch sein Italienfeldzug zum 225. Mal. 1846 wird Franz Mehring geboren (3). Er wird bekannt als Politiker und Publizist. 1896 stirbt Harriet Beecher-Stowe (4). Ihr Name wird bis heute vor allem mit ihrem Buch *Toms Hütte* verbunden. 1921 wird Patricia Highsmith geboren (5). Die US-amerikanische Schriftstellerin, die allerdings den größten Teil ihres Lebens in Europa verbrachte,

publizierte insgesamt 22 Romane, davon fünf mit der Hauptfigur Tom Ripley. 1921 stirbt der bayerische Schriftsteller Ludwig Thoma (6). Wegen seiner antisemitischen Veröffentlichungen wird er seit einigen Jahren zunehmend kritisch betrachtet. 1946 erscheint die erste Ausgabe der Programmzeitschrift *Hör Zu!* (7). Die Geschichte der Zeitschrift ist eng mit der des Axel-Springer-Verlags verbunden, aktuell erscheint sie in der Funke Mediengruppe. 1946 stirbt der deutsche Dramatiker Gerhart Hauptmann (8). 1912 hatte er den Nobelpreis für Literatur erhalten.



Bildquellen: (1) Konfuzius: Wolf G. / CC BY-NC-ND 2.0; (2) Napoleon: Jacques-Louis David / Google Cultural Institute; (3) Mehring: Achim Raschka / CC BY-SA 4.0; (4) Beecher-Stowe: Metropolitan Museum of Art / CC0 1.0; (5) Highsmith: Open Media Ltd / CC BY-SA 3.0; (6) Thoma: Universität Regensburg; (7) Hör zu: Cover, Privat; (8) Hauptmann: Charles Scolik - Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv Austria

